# Das Recht der Tiere

oder

## Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Tier und Mensch.

Konkurrenzarbeit beim Kölner Preisausschreiben.

Von

**Gustav Hauffe,**

Verfasser vieler preisgekrönter Schriften.

Preis 2 Mark 40 Pfg.

Soest,
Druck und Verlag von Wilh. Tappen.
1891.

# Das Recht der Tiere

oder

## Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Tier und Mensch

in sittlicher und rechtlicher Beziehung.

Konkurrenz-Arbeit bei dem Preis-Ausschreiben des allgemeinen Verbandes deutscher Tierschutz-Vereine in Cöln a./Rh.

Von
**Gustav Hauffe,**
Verfasser vieler preisgekrönter Schriften.

Motto: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Soest,
Druck und Verlag von Wilh. Tappen.
1891.

Motto: Der Wurm im Staube empfindet,
wenn du ihn trittst, einen Schmerz
ebenso groß, als wenn ein Riese
stirbt. Shakespeare.

# Einleitung.

Bei allen philosophischen Untersuchungen ist es durchaus notwendig, ein festes und unerschütterliches Prinzipium zu haben, von welchem man ausgeht, und zwar nicht nur einen Leitfaden, als vielmehr einen Probierstein, an welchem man alle nachfolgenden Behauptungen prüfen kann. Dieses Prinzipium ist, kurz gesagt, kein anderes, als das Prinzip der Moral selbst.

Wir leiten die Gesetze der Moral und der menschlichen Pflichten her aus dem Glauben an Gott, sowie an die Wiedergeburt und Unsterblichkeit der Seelen. Dieser Glaube ist Bestimmungsgrund unseres Willens und Handelns. Die Grundsätze der Moral, dieses allein echte und wahre Prinzipium ist uns von Gott selbst in unser Herz geschrieben. Allein der Wille Gottes ist die Quelle aller unserer Moralgesetze. Denn tief innerlich in der Menschennatur, allerdings geheimnisvoll nach Herkunft und Ursprung, aber deutlich und vernehmlich genug in seinen Erweisungen ruht ein Verlangen und Sehnen nach der Gemeinschaft mit Gott sowie ein Behagen in der Vereinigung mit allem Göttlichen, Erhabenen und Schönen. Und der Drang zur Sittlichkeit im Gegensatz und Widerspruch mit dem Eigennutze beruht auf der Regel eines allgemeinen (Welt) Willens, welcher die moralische Einheit aller (Welt) Wesen zu bewirken strebt.

Wenn wir den herrlichen Bau der Sphärenwelt bewundern, so müssen wir bedenken, daß kein einziges selbstständiges Wesen in ihm ist, wie alle einer höheren Macht unterthan sind und das Wesen, was wir in der Welt finden, mit gar großer Anstrengung aus den Erscheinungen hervorgezogen werden muß. Ein höheres Auge, welches die Verhältnisse, Gesetze pp. unverdeckt und ohne Hülle anschaut, würde das ganze System in seinem wahren Sein in einem „Nu“ überschauen oder in einem einzigen Blick zusammenfassen, während wir uns durch Kombinationen, Abstraktionen und Vergleiche abmühen, nur etwas, bloße Einzelheiten, davon zu entdecken.

Ein Pünktchen nur des Alls ist es ja, worauf wir hier stehen.

Schon einen Sonnenbewohner müssen wir uns in weit höheren Beziehungen, sowie in einer wesentlich höheren Organisation vorstellen, als wir selbst sind. Wer im Lichte wandelt, muß auch Licht-Natur an und in sich tragen. Wer dagegen im Schatten wandelt, trägt auch die Natur der Dunkelheit an sich. Wer aber im Zentrum wohnt, kann mit einem Blick die ganze Peripherie überschauen und ist auch mit der Kraft des Zentrums begabt. Wer an die Peripherie hinaus versetzt ist, hat nur die kleine Welt vor sich, die einen einzelnen Radius des Ganzen bildet. Aber nichtsdestoweniger strebt auch er, wie alles, dem Zentrum und dem Absoluten zu.

Der Sonnenbewohner muß mit anderen Sonnen in Verwandtschaft stehen. Ihm sind die höheren Gesetze des Lichtes erschlossen, wie uns vorerst nur die Gesetze der Schwere ꝛc. Er rechnet mit ganzen Sonnensystemen, wie wir mit einzelnen Planetenbahnen. Was für uns die höchste Analyse ist und sein muß, das ist ihm nur eine Elementar-Aufgabe. Wie wir nun bereits eine Beziehung zur Sonne haben, so hat er schon die Beziehung zu einem Universal-Gestirn. Ohne Zweifel sind hier höhere Gesetze und höhere Gleichungen, als wie wir sie kennen, und deshalb muß auch hier notwendig eine höhere Vernunft walten. —

Wie viel ändert sich schon, wenn wir uns unsere grobe Organisation verfeinert vorstellen, oder wenn wir das Prisma unseres Sinnen-Apparates verändert und ganz wegfallend denken, um mehr oder ganz mit dem Gemeinsinn selbst anschauen zu können? Ist aber die leibliche Hülle eine Fessel für den Geist, so muß er von selbst um so reiner und freier werden, jemehr wir die untern Glieder und die Leiblichkeit in ihrer Wirksamkeit aufgehoben denken. Eine Vorstellungskraft, die weniger oder gar nicht mehr an den Sinnen-Apparat gebunden, muß vortrefflicher sein; eine Vernunft, welche nicht mehr an irdischen Begriffen haftet, muß höher sein. So wie das untere negative Glied weggenommen wird, erhebt sich die ganze Reihe der Progression und damit erscheint auch die Idee der Wahrheit heller und umfassender. Die Idee der Wahrheit ist in ihrem Realwerden nicht durch ein einzelnes Sonnensystem ausgefüllt, sie geht vielmehr durch alle Sterne des Universums. — Welche Gesetze und Proportionen sie aber dort bildet? Das vermögen wir nur zu ahnen! —

Gott schuf die Welt zur Offenbarung seines Wesens. Allein, er giebt auch allem Geschaffenen ein Dasein in sich selbst, und insofern ist die Schöpfung außer Gott. Aber doch sind in der Welt schon alle, und namentlich die geistigen und sittlichen Verhältnisse vorgebildet, welche in der Wirklichkeit erst nachfolgen, wiewohl sie in der göttlichen Anschauung schon im ersten Gedanken der Schöpfung gegeben sind.

Es ist nun im Grunde und eigentlich immer das Niedere aus dem Höheren zu erkennen und zu würdigen, und hat in ihm seine Wahrheit; aber nicht umgekehrt. Allein da Gott in seiner Schöpfung den Gang rückwärts eingerichtet hat, indem er zuerst das Ihm (sozusagen) am meisten Entfernte, das Unvollkommene schuf, und in steter Stufenfolge

die Welt zum Vollkommenen, zu seinem Ebenbilde zurückkehren ließ, so geht auch unsere Erkenntnis diesen Gang. Sie besitzt deshalb das Geringere, das Nachgebildete als ihr eigen und gewiß und muß sich erst an ihm das Vorbild klar und anschaulich machen. Gott wollte aber in dieser Offenbarung einen Stufengang, in dem er zuerst die einzelnen Kräfte und Seiten seines Wesens in den Gebilden wiedergiebt, zuletzt ihre Fülle und Verbundenheit, wie sie in ihm selbst, sein wirkliches Ebenbild. So schreitet die Schöpfung aufwärts von den Elementen zur unorganischen Natur, dem Organischen, dem Leibe, bis zuletzt zu dem geschaffenen Geiste, den seelisch hochstehenden Tieren und den Menschen, als der Krone aller irdischen Schöpfung. Als allgemeine Unterlage gab er daher seiner Schöpfung die Materie. Die Materie ist der Wille Gottes, der in der That selbst, nämlich im Geschöpfe, fest und freiheitslos geworden; sie ist daher im Geschöpfe die bloße Realität und Selbständigkeit ohne Wahl und Bewußtsein, die er sofort zu Freiheit und Bewußtsein erst erhebt. Sie ist die Offenbarung seiner Macht, gelöst von seinen übrigen Kräften. Die Materie ist daher unendlich wie seine Macht es ist. Aber in dieser Unendlichkeit ist sie noch nicht wirklich, noch nicht existierend, d. i. nicht außer dem göttlichen Gedanken zu eigenem selbständigen Dasein gelangt, und wir können uns auch keine Vorstellung von der unendlichen Materie machen, außer in Gott selbst, als seiner unendlichen Möglichkeit des Schaffens. Nur in dieser Möglichkeit ist sie auch noch ununterschieden — ein Wesen. So wie sie aber Gott wirklich zum Dasein bringt, dient sie schon als Unterlage, als Substrat, als Erzeugerin bestimmtem gesonderten Dasein, dann hat sie schon das bestimmte Gepräge an sich, nach der Stufe, in der Gott sich offenbaren will. In der Wirklichkeit giebt es keine Materie, sondern nur materielle Dinge. Hier erst ist die Materie das Körperliche, das ist, was schon eine bestimmte Natur hat, konkret ist, also ein Dasein in sich selbst. —

Das Körperliche hat vom Geist die Realität, den eigenen Bestand und die Wirkung auf anderes, das ist sein Vorzug vor dem blos Gedachten. Es ist nämlich aus der Macht des göttlichen Willens hervorgegangen, selbst Macht, eine von Gott entlassene Macht. Daher kommt die Gewalt, der Widerstand alles Materiellen. Allein es ist abgetrennt von der Persönlichkeit, welche es schuf, und selbst keine Persönlichkeit, darum ohne Bewußtsein, ohne Freiheit. Es ist thatlos und kann weder die Gestalten seines Seins ändern, noch selbst ein Dasein hervorbringen, wie dies der Geist vermag in seinem Handeln. *) Das Materielle ist deshalb auch nicht ruhend, es kann Bewegung, Zerstörung sein.

Die Materie ist hiernach nicht etwas vom Geiste ganz und gar Verschiedenes, Getrenntes, ein zweites Datum in der Schöpfung außer

*) Gewöhnlich sagt man, der Geist entsteht aus der Materie. Dies ist aber eine unwahre Stellung des Geistes, und wie wir sehen, ist die Sache gerade umgekehrt und der Geist ist das Erste, die materiellen Dinge sind das Abgeleitete, Folgende, Entstandene.

Gott, der ein Geist ist, sie ist nur die Aeußerung dieses Geistes. Die Immaterialität, die wir dem Geiste zuschreiben, besteht nicht darin, keine Berührung zur Materie haben zu können, sondern darin, die Freiheit über die Materie zu besitzen, die Materie wirklich als bloße Aeußerung zu haben, d. i. mit der Gewalt sie hervorzurufen und wieder aufzugeben, seinen Willen zu materialisieren in einer Gestalt außer ihm oder nicht, niemals aber selbst zu dieser zu werden und ihrer Unfreiheit zu verfallen, immer über seiner eigenen Materialisierung zu bleiben. — Gott ist daher immateriell, obwohl er die Natur schuf, und sie sein Leib genannt werden könnte. Denn er schuf die Natur, sie gehörte und gehört nicht zu seinem Dasein, er bleibt immer über ihr, und er kann sie wieder aufheben nach seinem Willen. Wir aber sind nicht immateriell, denn uns ist der Leib angeboren, er gehört noch mit zu unserem jetzigen Dasein, ist eben nicht unsere That und Aeußerung. Dies gilt auch von allen übrigen Geschöpfen, namentlich auch von den Tieren.

Wenn wir uns nun selbst besonders zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, so finden wir, daß wir nach zwei Seiten hin begrenzt sind und begrenzt werden, nämlich nach oben und nach unten. Unter uns liegt die sinnliche Natur. Auch unsern Leib können wir derselben zurechnen, wiewohl er die köstlichste Perle, das wahre Meisterwerk der Schöpfung ist. Die übrige Natur dient dem menschlichen Leibe und seinen Bedürfnissen, wie er der Seele, die seine Herrin ist. Die sinnliche und äußerliche Natur, wiewohl ebenfalls bis in die kleinsten Teile aufs Künstlichste konstruiert, bleibt doch weit hinter uns zurück und steht tief unter unserm Selbstbewußtsein. Der Grund liegt in der Hauptsache darin, daß sie noch nicht zu dieser Innerlichkeit gelangen kann, nicht zu dieser Selbstbetrachtung kommt, die wir als Menschen erreichen, und worin unser größter Vorzug besteht. Wie die Natur sogar im gewissen Sinne selbst uns äußerlich ist, so bleibt sie sich selbst aber ganz und gar und durchweg äußerlich und unbekannt. Und dies ist auch der Sinn vom Mythus des Schleiers der Isis: sie ist sich selbst verschleiert, nicht daß wir sie nicht erkennen könnten.

Außerdem sind wir, wenigstens momentan, in einem gewissen Grade begrenzt, oder getrennt von dem, was über uns ist, nämlich von demjenigen, was absolut zur Innerlichkeit gedrungen ist, dem nichts äußerlich geblieben, sondern alles zur Klarheit und zur Durchsichtigkeit seines Wesens und seines eigenen Selbst geworden ist. Und das nennen wir den absoluten Geist, Gott, den reinen Gedanken, das absolut Freie, dessen Thätigkeit das ganze Universum durchdringt. Dies Wesen nun ist der eigentlichste Endzweck des menschlichen Geistes, wie es aber auch die endliche Bestimmung von allem ist, was auf der Erde sich befindet. Nicht nur für den Menschen allein giebt es Fortschritt und Weiterentwickelung, sondern wir finden in der ganzen Natur und im Universum eine Tendenz zum Vorwärtsschreiten, zur Entwickelung, Weiterbildung und Vervollkommnung. Und wie wir später sehen werden, behaupten nicht nur Philosophen des

Altertums die spätere und einstige Seligkeit der Tiere, sondern dies thun auch Lessing, Professor Bona Meyer, und Schopenhauer erklärt es geradezu absurd, wollten wir blos für uns ein weiteres, ewiges Leben beanspruchen. Sehr richtig ist darnach auch die ganze Welt der Inder mit ihren vegetabilischen wie animalischen Wesen Eine endlose Reihe; *) ihre Welten bilden Eine kosmische Familie von Göttern, Dämonen, Menschen, Tieren und Pflanzen aller Abstufungen und Arten. Die Totalität aller belebten Kreatur von der Mücke an bis zum donnernden Indra, von dem niedrigsten Wurme an aufwärts bis zum höchsten Brahma ist eine solidarische brüderliche Race, welche durch die Himmel, die Erden, die Hölle verbreitet ist, untereinander verbunden durch die Ketten von Verdienst und Verschuldung, durch den ewigen Wechsel von Sterben und Geborenwerden.

Der Geist ist eben ein Negieren und Idealisieren der Natur. Dies ist die eigentlichste Thätigkeit des Geistes, ja er ist nur, insofern er thätig ist. Die Thätigkeit ist seine Substanz selber. -- Jede Thätigkeit aber setzt ein Objekt voraus, auf das sie wirkt. Dies Objekt ist hier die ganze Natnr. Das Außereinander derselben nimmt er stets zur Einheit zurück, indem er, als Lebensprinzip alles Organischen, die Macht ist, dessen Glieder zu bilden und dieser Einheit gemäß zu bestimmen.

Der Geist ist aber nicht nur die thätige Form seines Leibes, sondern er versetzt auch die Natur in den Boden des Ideellen und hebt sie dem Gedanken entgegen. Der Geist ist dann erkennend, wie er vorher bewegend war. Durch beides aber assimiliert er sich die Natur. Und dies ist anzusehen als eine fortwährende Erlösung der Natur durch den Geist. Er ist es also, der die Natur errettet.

Im göttlichen Geiste ist diese Idealität aller Bestimmungen vollständig und von Ewigkeit her realisirt. In das Gehäuse der Natur eingeschlossen, den innersten Kern der Natur bildend, ist die göttliche Idee das Treibende der Natur, auch endlich sie aus dieser Äußerlichkeit zu befreien. Der Leib der Natur, weil er ihrer Seele nicht entspricht, kann das Pochen des inneren Geistes, welcher diese Bande durchaus und unbedingt durchbrechen will, nicht ertragen; die Kapsel, die äußere Schale muß bersten, um durch Aufheben dieses Außereinander ihr inneres Ansich zur Wirklichkeit zu gebären. Es ist eben der Kampf der neuen Götter gegen die Titanen!

Der Geist also idealisiert die Natur; aber in gewisser Hinsicht treibt auch die Natur selbst zur Idealität hin, so daß man in gewissem Sinne

*) Es müßte uns zu weit ab führen, wollten wir hier näher auf die Präexistenz der Seelen, sowie auf die Recurrenztheorie eingehen. Dieselbe nimmt unser Vorleben (ehe wir in dieses Leben eintraten) an und kennt jegliches Dasein nur als eine bestimmte Stufe der Entwickelung in dem Fortgange zum Absoluten. Lessing vertritt sehr sinnreich diesen Standpunkt in den letzten 7 Paragraphen seiner „Erziehung des Menschengeschlechts". Die Lehre ist ebenso tiefsinnig als alt.

sagen kann (sofern sie auch als thätig gedacht wird), Geist und Natur sind somit in Wechselwirkung auf einander begriffen.

Die niedrigsten Stufen des Geistes müssen jedoch schon von Anfang in der Natur liegen, sonst könnten auch eben die Anfänge oder niedrigsten Gebilde nicht existieren; freilich nach den Auffassungen der Naturphilosophen wird durch Selbstidealisierung der Natur der Geist erzeugt. Nach ihnen soll es (auch) die Natur als solche bis zum Leben, d. h. bis zur Idealität des Materiellen, die aber selbst noch innerhalb des Materiellen verbleibt, bringen. Dies heißt dann nichts Anderes, als daß in der Natur das Leben nur in sinnlicher, einzelner Gestalt erscheinen kann. Die Einzelheit bleibt eben hier die letzte Grenze der Natur. Das Idealisieren auch der Einzelheit wäre die Allgemeinheit. Die Natur kommt dann auch nicht zur bloßen Existenz des Allgemeinen als eines Allgemeinen; noch viel weniger jedoch kommt sie zum Bewußtsein dieser Allgemeinheit.

In der Natur, wie sie jetzt faktisch ist, gehört Jedes und Alles einer bestimmten Gattung an. Der Einzelne erhebt sich in der Natur auch zum Gefühle der Gattung. Im Gattungs-Prozesse heben die Einzelnen ihre Äußerlichkeiten gegen einander auf und setzen selber die Gattung. Die Gattung pflanzt sich fort; allerdings aber in Rücksicht auf die Allgemeinheit.

Es ist fast selbstredend, daß ein solcher Unterschied des Einzelnen oder der Einzelnen (nur) ein natürlicher ist, der allerdings im Reiche des absoluten Geistes aufhören wird und aufhören muß. Daß der Einzelne seinem Begriffe nicht entspricht, äußert sich in der Krankheit und der Auflösung desselben. Im Tode manifestiert sich die Endlichkeit des Einzelnen. Der Tod ist der Sieg, die höchste Idealität, zu der es die Natur bringt. Die Natur hebt sich aber damit selbst auf. Es ist deshalb für unsern Zweck sehr bedeutungsvoll, ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, daß bei den Tieren eine ganz ähnliche Organisation zu finden ist, wie bei den Menschen; dieselbe ist auch hier oft sehr fein, weshalb dieselben von ganz gleichen Krankheiten befallen werden; wie z. B. von Rheumatismus u. dergl. Auch finden wir insonderheit die Erscheinungen des tierischen Magnetismus, in welchem sich der Geist (gleichsam) den Banden des Verstandes zu entreißen sucht und auch bestimmt entreißt. Durch ihn öffnet sich eine Welt von Wundern, die der Verstand unmöglich vollständig zu erfassen und zu begreifen vermag, die er oft nicht einmal anzuerkennen gewillt ist. Aber bereits zeigt er uns doch in diesem Natürlichen, Anthropologischen, die durchdringende, über das Einzelne erhabene Natur des Allgemeinen, die dem Geist zukommt. In einem gewissen Verhältnisse zur Natur, ja in dieser selbst, ist der Geist eben jetzt noch vorläufig an gewisse Bedingungen geknüpft, welche die Tier- und Menschenseelen nicht plötzlich überspringen können: zum Beispiel gehört jetzt noch zum Sehen, daß sein Organ im Raum und in der Zeit des gesehenen Gegenstandes sich befinde. Später wird das

anders und bereits im Magnetismus geschehen Wunder, sofern nämlich der Geist als absolute Macht (mehr) erscheint. Er überspringt den bekannten Zusammenhang, und zwar innerhalb seiner natürlichen Zustände selbst. Was freilich Wunder für den Verstand ist, das ist es nicht für den Geist; vielmehr ist es die Natur des Geistes, ein solches Wunder zu sein, die endliche Herrschaft zu führen über das Natürliche, an das es schließlich auch garnicht mehr gebunden ist. So ist der Magnetismus anzusehen als ein Aufblitzen des höhern Geistigen innerhalb des Sinnlichen und Tierischen im Menschen selbst. Der richtige Zustand des Geistes ist dagegen ein viel und unendlich höherer. Der Magnetismus*) lüftet bereits die Hülle, die uns umgiebt. In jenen Zuständen erwachen viel tiefer liegende Kräfte, deren Wirksamkeit von einem viel erhabeneren Umfange ist. Er enthält die Momente, wo die Natur die Anker nach einer schöneren Heimat lichtet, und wo die Schwingen eines neuen, vollkommeneren Daseins sich regen, dessen äußere Hülle hier zum Teil vielleicht schon sichtbar werde. Wir erkennen bereits das Ausgehen der Seele, zuerst in den buntfarbigen Schein der biblischen Gestaltung, welche das Leben nur sinnbildlich erfaßt, später in das Wesen des Menschen, wie endlich in diesem die Seele zu sich selber und zu Gott komme. So ist auch besonders der Mensch unter einem dreifachen Gesichtspunkte zu betrachten, nämlich: als Schlußstein einer großen Vergangenheit der Natur, als Mittelpunkt der Gegenwart, sowie endlich als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft. Wir sehen den Geist anfänglich in Unfreiheit, im Gebundensein an die Natur; dagegen erkennen wir in unseren Betrachtungen die Entwicklung und das Fortschreiten des Geistes auf der Stufenleiter seiner Thätigkeit zur vollendeten Freiheit.

Das Progressive des sich entwickelnden Geistes auf Erden sehen wir auch insonderheit beim Nahen und Eintritt des Todes und zwar nicht allein bei dem Menschen, bei welchem in diesem Zustande sich oft die Geistesthätigkeiten**) erhöht zeigen, sondern auch bei sterbenden Tieren werden die Augen heller, klarer, sprechender, ihr Blick ist durchgeistigter. Diese Erscheinung ist unleugbar und von höchster Bedeutung.

Diese und ähnliche Wahrnehmungen sowie verwandte Anschauungen führen uns für kurze Zeit auf die Lehre von der Präexistenz der Seele, auf die Wiedergeburt aller Geschöpfe und die Seelenwanderung, welcher namentlich Plato das Grobsinnliche genommen hat. Bereits Zoroaster behauptete die Präexistenz der Seele und auch im Talmud finden wir diese Lehre. — Auch Droßbach nimmt in seinem Buche über die Fortdauer der Seele an, es gäbe nur eine bestimmte Anzahl ursprünglich geborner Seelenatome. Sie alle müßten erst einmal gelebt haben, ehe die Reihe

*) Vergl. hierzu die Naturphilosophen Eschenmayer, Schubert, Steffens ꝛc.

**) Es ist keine seltene Erscheinung, daß Geisteskranken kurz vor dem Tode der Verstand wiedergekommen ist; der Glanz der Augen erhöht und verklärt sich. Hierbei ist auch auf die wunderbaren Erscheinungen des Traumes hinzuweisen. Und daß auch Tiere träumen ist außer allem Zweifel.

wieder von neuem anfinge. Die Professoren Erdmann in Halle, Bona Meyer, Herder haben der Idee der Seelenwanderung wesentliches Interesse gewidmet. Nach vielen Gelehrten ist dee Idee der Seelenwanderung kein leerer Traum. Plato, Cicero, Lessing, Schopenhauer haben in dem hohen Alter dieser Lehre ein Zeugnis für ihren Wert gefunden. Schopenhauer behauptet („Welt als Wille und Vorstellung." 2. Bd. S. 575), daß die Wahrheit dieser Idee von der Wiedergeburt der Wesen, der Palingenesie, nie ganz verkannt worden sei.

Schlaf, Traum und Erwachen sind oft mit dem Hinüberleben ins Jenseits verglichen und in Verbindung, Beziehung gebracht worden. Schlaf wird bei den meisten bedeutenden Schriftstellern der Bruder des Todes genannt.

Vor Kopernikus wanderten die Seelen von Sphäre zu Sphäre in den Kreisen des Luftreiches hinauf. Nach Kopernikus entwickelte sich der Glaube einer Seelenwanderung von Stern zu Stern. Dantes Divina Comedia ruht auf dem erstern Glauben, Klopstocks Messias dagegen auf dem zweiten. Schon Milton nimmt in seinem verlornen Paradies Rücksicht auf die durch Kopernikus gewonnene Anschauung.

Von Georg Christoph Lichtenberg erzählt man, er sei schon als Knabe ein Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung gewesen, durch die er auch später manche psychologische Vorgänge (Erinnerung und Vorstellung) und kulturgeschichtliche Thatsachen (geistigen Fortschritt des Geschlechtes) erklärt. Auch als reifer Mann ruft er wiederholt und öfters aus: „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod eben wieder in jenen Zustand zurückkehre, und es ist ein Glück in mancher Hinsicht, daß diese Vorstellung nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann (denn wenn auch der Mensch jenes Geheimnis der Natur erraten kann, so wäre es doch sehr gegen sein Interesse, wenn er es beweisen könnte)"—. [Siehe auch die Anmerkung des Dr. Pertzsch in seiner Ausgabe von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" pag. 157.]

Der Geist als Negation aller Unterschiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, ist das Erkennen. Aus der Verwandtschaft des Gattungsprozesses mit diesem Verhältnisse erklärt sich der doppelte Sinn des Erkennens. Das natürliche Erkennen ist, als Gattungsprozeß, die Quelle des leiblichen Todes: das geistige Erkennen dagegen ist die Auferstehung des Einzelnen im Tode seiner Natürlichkeit.

Der göttliche Geist ist das Aufheben aller Äußerlichkeit, und zwar ist er dies als Thätigkeit. Er ist nicht das ruhende, tote Allgemeine, welches auf diese Weise jenseits alles Außereinander, alles Bestimmten wäre; denn dann wäre Gott nur das höchste, abstrakt höchste Wesen. Gott ist vielmehr diese Idealität nur als Prozeß; Gott erzeugt das Außereinander der Natur stets aus sich selbst, um als Rückkehr aus demselben diese Idealität zu produzieren. (Sokrates nennt dies das Ver-

knüpfen beider Enden.) Und das ist das ewige Leben des Geistes, die ewige Liebe Gottes, welche das Andere aus sich erzeugt, um es mit sich zu versöhnen. Die tierische Seele, der menschliche endliche Geist ist der Weg zu diesem absoluten Idealisieren, und hat so den absoluten Geist zu seinem Ziele. Die Natur ist also ein Gesetztes, Geschaffenes, bestimmt, aufgehoben zu werden. Deshalb wird auch der Kampf des Geistes gegen die Natur aufhören, indem in der Verklärung in der Natur diese selbst das den Zwecken des Geistes vollkommen entsprechende Mittel wird. Übrigens ist sich der Geist (als das Erste, das die Natur Setzende) auch seines Sieges über die Natur bewußt.

In der Idealität des Geistes liegt, daß er nicht bestimmt ist; seine Unterschiede sind nicht seiende. Die Unterschiede des Geistes, als gesetzte, sind ein Sein, welches aufgehoben werden kann und wird. Es ist also im Geiste alles Sein nur ein bestimmtes Sein, eben ein Gesetztsein, und das ist die Freiheit. Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, seine Unterschiede aus sich zu produzieren, sie sich zum (verschiedenen) Bewußtsein (wie z. B. beim Tier und beim Menschen) zu bringen, und ebenso von ihnen abstrahieren zu können. Der Mensch hat sogar noch eine negative Freiheit, welche darin besteht, sich aus allem Bestimmten zurückziehen zu können, ja sein ganzes Sein aufheben oder aufgeben zu können. Deshalb kann sich auch das Tier nicht selbst umbringen, wohl aber der Mensch, weil er einen höheren Grad von Freiheit besitzt. Ob er das darf, ist freilich eine andere Frage, welche die Ethik verneinend beantworten muß, indem das Leben nur im Dienste einer Idee geopfert werden darf.

Die Freiheit des Geistes besteht aber hauptsächlich darin, sich stets zu bestimmen und neue Unterschiede aus sich zu entwickeln. Der Geist ist somit ein unerschöpflicher Quellpunkt von Lebendigkeit, wie wir auch auf Erden sehen.

Natur und Geist sind eigentlich nur verschiedene Ausdrücke und Abbilder der Einen göttlichen Idee, und der Unterschied besteht wohl nur darin: In der Natur ist die göttliche Idee in die Form der Äußerlichkeit getreten, sich gewissermaßen selbst entfremdet, oder aber auch, sie ist noch nicht zum Selbstbewußtsein gelangt, hat noch nicht ihr eigenes Selbst, ihr Sein erfaßt.

Die vielen Gestalten der Natur fallen nun etwa nicht unordentlich auseinander; vielmehr sind sie grade durch ein Gesetz, durch ihre Vernunft zusammengehalten. Jedoch dieses Bandes sind sie nicht bewußt, gleichwie auch wir uns des Bandes nicht ausreichend oder im vollen Umfange bewußt sind. Das Bewußtsein hier auf der Erde ist stets und immer ein relatives.

Die Ordnung der natürlichen Dinge und Gegenstände ist die ihnen immanente Vernunft Gottes.

Aber auch bei dem Scheine der Selbständigkeit bleibt die Natur nicht stehen, sondern bringt es bis zur existierenden Einheit ihres

Außereinander. So ist im organischen Körper, dem höchsten und vollkommensten Gebilde der Natur, jeder Teil nicht mehr selbständig, sondern ein integrierender Teil des Ganzen, ein Glied des gesamten Organismus, das, getrennt von demselben, einzeln garnicht mehr als solches existieren kann. Und je höher wir in den Gattungen der Tiere aufsteigen, desto inniger und vollkommener ist die Einheit ihres Organismus. Hier ist nur noch der Schein der Äußerlichkeit vorhanden. Jedes Glied ist Ursache und Wirkung, erhält sich auf Kosten der andern, und erzeugt sich auf diese Weise; grade dadurch trägt es aber zur Erhaltung aller übrigen bei; jedes ist also Zweck und Mittel. — So ist eben die ganze Welt ein Organismus und jedes Einzelwesen in ihr. Der Makrokosmos ist zusammengesetzt aus unzähligen, formverschiedenen, aber wesensgleichen Mikrokosmen. Alle Wesen stehen unter sich in einem gesetzmäßigen Zusammenhange nnd haben im Grunde dieselben Eigenschaften, bieten dieselben Erscheinungen in ihrem Werden und Vergehen.*)

Wollten wir in der Natur diese Äußerlichkeit der Unterschiede gegen einander die Realität nennen, so ist der Charakter des Geistes die Unselbständigkeit der Unterschiede, die Idealität.

Der Mensch setzt seine Empfindungen aus sich heraus in eine Außenwelt, bezwingt damit, was sie noch Heterogenes gegen ihn besaßen, und faßt sie als Moment und Seiten seiner selbst auf, in denen jede Fremdheit getilgt ist. Der Geist hat also die Kraft, alle diese (realen) Unterschiede zu ideellen Bestimmungen seiner Allgemeinheit zu machen, in der sie fortan ungestört Platz nehmen können, ohne einander zu bedrängen.

Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken.

Also nicht die Natur, deren Realität man fälschlich die wahre Wirklichkeit nennt, zeigt den höchsten Reichtum und die höchste Entfaltung der göttlichen Idee. An jedem Punkte ihres Daseins ist die Natur arm, weil an jedem nur eine Bestimmnng möglich ist. Der Geist jedoch, indem er alles, was in der Natur eine selbständige Existenz hatte, in seiner Idealität zu einem bloßen Momente herabsetzt, ist in jedem Punkte sich eines unendlichen Reichtums bewußt, und die Macht über alles Bestehende, das sich ebenso in ihm zum weitesten Umfange entfaltet.

Deshalb scheint auch der Organismus etwas Gewordenes und wenn wir zurückgehen, so finden wir die Lebenskraft schwächer und schwächer; ja wir kommen endlich auf einen Indifferenz-Punkt zwischen dem universellen und individuellen Prozeß. Bei höhern Organisationen finden wir

*) Freilich behaupten andere: Die Welt ist nicht ein Organismus, wohl aber ein Mechanismus, und jedes Individuum ist ein Teil desselben und zugleich ein Mechanismus im Kleinen.

den Punkt nicht, sondern die ersten Anfänge finden sich eingeschlossen und geschützt durch einen andern Organismus und erst in diesem erhebt sich endlich die neu bildende Lebenskraft so weit, daß sie sich der Einwirkung des universellen Prozesses hingeben kann und ans Licht tritt. Wenn wir von jenem Punkte vorwärts gehen, so können wir den Tod nicht anders ansehen, als ein Übergewicht des universellen Prozesses über den individuellen.

Wir sehen die Geschöpfe zuerst aus organischen Keimen entstehen, ihre Organe ausbilden 2c. 2c. Dann fängt auch eine geistige Evolution an, welche allmählich von sinnlichen Trieben bis zur Idee, deren Gebiet unendlich ist, sich erweitert. Hat sich denn hier der organische Keim, der noch sozusagen ganz in den Banden der Materie gefangen liegt, von selbst dieser Banden entledigt und zur geistigen Idee erhoben? — Hier zeigt sich so recht die Gedankenlosigkeit des Materialismus und Formalismus. Kein Wesen in der ganzen Schöpfung kann sich aus einem Kleinern in ein Größeres, aus einem Niedrigern in ein Höheres entwickeln, ohne daß ein Prinzip der Entwickelung in dasselbe gesetzt wird, **das höher liegt**, als die Bestandteile seiner Natur, oder vielmehr höher ist, als das Maximum, wozu es sich ausbildet. Die organischen Keime können sich eben nur zur höhern und menschlich geistigen Idee entfalten, der Mensch kann nur in ein höheres, göttliches Dasein treten, wie auch sonst das Geschöpf im Allgemeinen zu einer höhern Entwicklung gelangen und übergehen kann, **weil das Prinzip des Unendlichen in ihm wirksam ist und wirksam wird auf besondere Weise.**

Ein göttlicher Plan ist es sodann, den die Menschen in ihrem Leben ausführen sollen. — Ein geistiges Sein ist dem Menschen für sein abbildliches Leben verliehen. Aber wer möchte die Summe von Vorstellungen, Bildern und Gefühlen, von Begierden und Neigungen, deren der geistig-seelische Organismus fähig ist, zählen! Was jedoch in der Anlage vorhanden ist, muß nicht nur entwickelt werden, sondern auch alle Stufen der Entwickelung bis zu seinem Maximum durchgehen. Zu dieser Entwickelung hat Gott insonderheit den Menschen die Fähigkeit und Kraft verliehen, welche als ein unendliches Prinzip alles anregt und keinen Stillstand kennt und hat. Diese Freiheit ist ein besonderes Gnadengeschenk von oben, welche der Mensch zu gutem oder schlechtem Gebrauch anwenden kann, ein ihm anvertrautes Gut, über dessen Verwaltung er Rechenschaft ablegen muß. Der gute Gebrauch führt zur Entwickelung der Sittlichkeit. Wir sehen aber überall entgegengesetzte Kräfte im Streite, in der physischen und organischen Ordnung und ebenso auch in der moralischen Ordnung. Es ist ein Gesetz für das abbildliche Leben, nur durch innern Kampf*) und mühevolle Anstrengung das Wahre vom Fal-

---

*) Es ist auch ein allgemeines, ja kosmisches Gesetz, daß das Niedere dem Höhern zustrebt und dieses jenes zu sich emporhebt und es seiner (höhern) Natur teilhaftig macht und werden läßt. Allerdings korporisiert sich das Höhere durch das Niedere, wie sich z. B. die Speise in Muskeln, Adern, Nerven u. s. w. verwandelt.

schen, das Schöne vom Häßlichen, das Gute vom Bösen zu reinigen. Gelingt es, so ist es anfangs nur ein unendlich kleines Übergewicht des Einen über das Andere, wird aber durch häufige, unermüdete Anwendung und Übung in stärkere Progression versetzt, und zuletzt gelangt der Mensch auf jene Höhe, in welcher er die Wolken des Scheinlebens unter sich erblickt und wo er im unvergänglichen Lichte der ewigen Idee*) steht.

Sicherlich dürfen wir behaupten, daß jenes Verlangen beim Menschen (und bei den niedrigern Geschöpfen und Tieren im geringeren Maße), die Sinnenschranke zu durchbrechen, welche die Geschöpfe und besonders den Menschen nicht sowohl real abtrennt von dem Reiche der ewigen, unsichtbaren Dinge, als nur die klare Perzeption derselben ihm verschließt, ein ebenso universelles und berechtigtes Element des Geistes sei, als der Drang nach Erfahrung und verständnismäßiger Erkenntnis. (Vergl. hierzu die spätere Stelle von Plutarch.)

Die Endlichkeit des (menschlichen u. s. w.) Geistes und auch der tierischen Seele ist etwas Relatives, denn der Geist (der ganz allgemein durch die Natur und Welt verbreitet ist und als Weltgeist, Allgeist, Weltseele gewöhnlich bezeichnet ist) kann nicht die Endlichkeit zu seiner letzten Bestimmung haben. Vielmehr ist er (und Alles) zur wahrhaften Unendlichkeit und somit zur ewigen Seligkeit bestimmt. Freilich müssen wir jetzt und hier auf der Erde den Geist in seiner Endlichkeit betrachten, wo er seine wahre Bestimmung, seinen vollendeten Ausdruck noch nicht erhalten hat. Aber wir dürfen ihn nicht rein als einen endlichen auffassen, sondern wir erheben ihn zur Unendlichkeit und ganz besonders, wenn wir den Begriff des menschlichen Geistes aufstellen. Wir betrachten ihn, wie Spinoza sagt sub quadam aeternitatis specie. Das allein ist die philosophische Betrachtung, eine Betrachtung der Idee, des unendlichen Gedankens, inwiefern er sich in den verschiedenen Sphären der Wirklichkeit bethätigt und manifestiert. Viele Formen, unzählige sind es, in die der höchste Gedanke sich kleidet. Alles aber, und insonderheit der Mensch befreit sich mehr und mehr von seiner Natürlichkeit, macht sich zum Bilde der Vernunft, zum reinen Spiegel der Intellektualwelt und wird dadurch mehr und mehr der geistigen Freiheit teilhaftig. Er ist die Welt im Kleinen, der Mikrokosmus, in welchem sich das ganze Universum, der Makrokosmus, abbildet und wiederspiegelt, oder, nach einem Leibnitz'schen Ausdrucke, ein kleiner Centralspiegel des Makrokosmus.

Wir sind durch unsere Vernunft genötigt, das ganze System der Erscheinungen, die ganze Sinnenwelt zuletzt von einer Kausalität durch Freiheit nach Vernunftgesetzen, und zwar von der Kausalität Gottes abzuleiten. Die ganze Welt ist für uns übernatürliche Wirkung Gottes. — Es ließe sich also wohl denken, daß Gott die erste natürliche Ursache einer gewissen Erscheinung, die einer seiner moralischen Absichten

*) Die Platonische Grundanschauung ist, daß die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend der Seele anerschaffene Abbilder sind. Das ist eine sehr tiefsinnige Ansicht.

gemäß war, gleich anfangs in den Plan des Ganzen verflochten habe. Und so ist auch die Erscheinung der Tiere und Menschen, sowie ihre fortschreitende Entwickelung in den großen göttlichen Plan aufgenommen und in die ewigen Absichten der Gottheit verflochten.

Ganz ähnlich wie Fichte, so sieht auch von Hartmann im leiblichen wie im geistigen Leben aller Wesen ein ganz bestimmtes Walten, und wenn auch auf einzelnen Stufen die Willensbestrebungen und Vorstellungen mehr unbewußter und dunkler Art sind, auf andern Stufen dagegen dieselben schon durch Denken ins Bewußtsein zu treten vermögen, so führt er doch sehr richtig an: „Indem wir so die Einheit der gesamten Natur und die darin sich überall zeigende Wirksamkeit erkennen, gewinnen wir die erhabene und vollkommene Vorstellung eines das All durchdringenden göttlichen Geistes.“ Diesen Allgeist, dessen unmittelbare Strahlenbrechung von Hartmann in der organischen Natur nachzuweisen versucht, und dessen unmittelbares Walten er in der mit logischer Notwendigkeit sich zweckmäßig gestaltenden anorganischen Natur ebenfalls erkennt, diesen Allgeist nennt eben von Hartmann das „Unbewußte.“

Der Mensch fühlt sehr wohl, daß alle Begriffe, selbst seines in der Sinnlichkeit arbeitenden Verstandes, in der Idee der Ewigkeit wurzeln. Wenn auch sogar das Tier vielleicht das Unbedingte der Ewigkeit in dem Zeitpunkte der gegenwärtigen Anschauung ebenfalls auffassen mag, so ist es aber doch vornehmlich der Mensch, der mehrere unterscheidende Zeitpunkte unter die Gesetze seines Denkens, Wissens und Messens zusammenfaßt, und hierzu die unbedingte Einheit der Ewigkeit am wenigsten entbehren kann. In dieser Hinsicht kommt dem Menschengeschlechte schon auf wissenschaftlichem, nicht blos sittlichem Standpunkte die Grundidee **der Einheit** zu, wie keiner anderen Gattung von Naturgeschöpfen.

Der Geist ist in allen Wesen implicite enthalten, aber er ist noch nicht als Dasein gesetzt, in die Gegenwart getreten, was erst nach Verlauf einer längeren Zeit und infolge der weitern Entwickelung geschieht. Man muß nämlich wissen, daß das, was im Geiste wirklich vorhanden ist, darum noch nicht (und immer) auf explicite Weise ins Bewußtsein gesetzt zu sein nötig hat. Mehr aber als durch das eigentümliche Maß der Empfindsamkeit wird die äußere Emfindung durch ihre Beziehung auf das geistige Innere zu etwas eigentümlich Anthropologischem. Diese Beziehung aber hat mannigfache Seiten. Zum Empfundenwerden eines Inhalts aber ist einerseits eine äußerliche Veranlassung, andererseits eine Verleiblichung des innern Inhalts, also eine Verwandlung oder Beziehung desselben notwendig, die das Gegenteil von derjenigen Beziehung ausmacht, in welche der von den äußerlichen Sinnen gegebene Inhalt durch seine symbolische Natur gebracht wird. Erst durch die Verleiblichung der innern Bestimmung kommt das Subjekt dahin, dieselben zu empfinden und sich derselben bewußt zu werden.

Aus dem Kelche des Geisterreiches aber entschäumet Unendlichkeit!

Wir müssen bereits den Tieren eine Welt innerer Erlebnisse zusprechen, welche Ähnlichkeit mit der Welt unserer eigenen Erlebnisse hat. Wir wissen ganz sicher, daß das Tier den Schlag empfindet, sowie daß aus den Sinnempfindungen (sehen, hören, riechen, schmecken) sich für das Tier und in ihm eine mehr oder minder vollkommene anschauliche Übungswelt zusammensetzt. Wir finden im Tier eine große Zahl bewußter und auch unter sich zusammenhängender Ereignisse (z. B. Gefühle der Lust, des Schmerzes, der Angst, Freude ꝛc.), die ebensowohl von außen her durch Einwirkungen getroffen werden, als sie auch von innen her die Anfänge zu Wirkungen nach Außen hin sein können. Von Pferden, Hunden ꝛc. haben wir die Ueberzeugung, daß wir von ihnen durch Zeichen und Sprache verstanden werden. Auch dürfen wir zweifellos umgekehrt gewisse Verrichtungen und Äußerungen der Tiere so deuten, als ob sie von innern, bewußten Zuständen ausgingen, d. h. als ob die Tiere in verstandener oder verständiger Weise, also absichtlich gehandelt oder sich geäußert hätten.

Um einen derartigen Zustand und eine solche Entwickelung und Fortbildung des Tieres und Bildungsstand vorstellbar, denkbar und erklärlich zu finden, wird man unbedingt genötigt sein anzunehmen, daß in den Tieren Vorgänge stattfinden, welche ebenso zu verbinden sind mit den Mitteln, durch welche auf das Tier eingewirkt wird und die so in demselben hervor- oder wachgerufen werden sollen, wie diejenigen Zustände und Vorstellungen im Menschen, die er durch solche Mittel auf das Tier zu übertragen wünscht oder zu übertragen glaubt. Z. B. lernt das Pferd beim Anziehen des rechten Zügels auch wirklich rechts gehen. Es ist mit der bestimmten Bewegung des Zügels in der Seele des Kutschers einerseits die Vorstellung der Bewegung rechts verbunden und sodann andererseits die wirkliche Bewegung rechts hin des Pferdes. Dasselbe hat nun freilich nicht die Vorstellung rechts; trotzdem ist es notwendig (und es geschieht auch), daß durch den ausgeübten Druck des Zügels im Innern des Pferdes eine Wirkung, ein Zustand sich verknüpft, der auch die wirkliche Bewegung rechts hin zur Folge hat. Dieser Effekt oder Zustand in dem Pferde durch den äußern Reiz des Anziehens braucht allerdings nicht Ähnlichkeit mit der Vorstellung des Kutschers von der künftigen Bewegung zu haben; aber er muß verknüpfbar sein mit dem darauf folgenden Übergange in Bewegung, ja noch mehr, er muß diesen Übergang zur Folge haben. Dasselbe ist es mit einem Wink, Zuruf u. dergl. Auf einen bestimmten Anreiz von Außen folgt ein bestimmter (anderer) Zustand, der sich regelmäßig daran knüpft und jeden andern ausschließt.

Wir sehen, den Tieren wohnt eine Eigentümlichkeit bei, eine innere Welt von Erlebnissen in sich zu tragen, die sich je nach ihrer Zeitfolge schon mit einander verknüpft haben, welche sich aber auch noch zu neuen Verknüpfungen benutzen lassen. Diese Bildsamkeit ist die des

Gedächtnisses. Die Bestandteile der Innenwelt des Tieres verknüpfen sich zunächst miteinander, zweitens reagieren sie in bestimmter Weise auf bestimmte Eindrücke äußerer Art, drittens bringen sie von sich aus eine bestimmte Wirkung nach außen hervor. Das ist auch mit Erfolg der Erfahrung. Man nennt dies auch oft Klugheit oder den Verstand des Tieres. Es trägt sich jedoch aber auch noch etwas andres im Tier zu. Es werden nämlich sehr wahrscheinlicher Weise noch ganz andere elementare Zustände in ihm vorhanden sein, welche weitergehende Bestandteile seiner erhöhtern Bildsamkeit und vollendetern Natur enthalten müssen: Der Herr bezeigt dem Hunde Freundlichkeit 2c. 2c. Hier wird keine Bewegung oder Handlung des Hundes durch bloße Gedächtniswirkung verlangt. Es treten hier vielmehr aus dem Tiere gewisse Äußerungen hervor, die ganz bestimmte Zeichen innerer Gefühlszustände edler Art sind. Diese heißen: Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Freude, Treue 2c. Mit solchen Gefühlen treten auch gewisse Begehrungen auf, und mit diesen werden wiederum frühere Vorstellungen erneuert, aus denen dann weiter Handlungen entspringen: Der Hund vermißt den Herrn, er verfolgt die Spur, sucht und verteidigt ihn 2c. 2c.

Hierin liegt sicherlich schon mehr, als die bloße Sinnenempfindung. Es treten hier Neubildungen hervor, die wir aber Gefühle und Begehrungen nennen, aus welchen dann auch Handlungen entspringen und zwar auch ganz besonders darum, weil sich die Gefühle und Begehrungen gegenseitig beeinflussen. Hauptsächlich nun liegt in den angeführten Thatsachen die Andeutnng einer inneren Bildsamkeit eigener Art, welche vornehmlich darin besteht, daß die Natur des Tieres durch gewisse Eindrücke veranlaßt wird, aus sich heraus Zustände und Ereignisse zu erzeugen, welche über die Eindrücke weit hinausgehen und einen eigenen Sinn, eine Bedeutnng für sich haben. Der Mensch (welcher ja außer dem Tiere steht), erzeugt hier (eigentlich)nichts, trägt auch nichts in das Tier hinein, sondern giebt ihm nur Anreiz, den Anstoß dazu, aus sich — aus seiner Natur heraus — etwas Neues ins Dasein zu bringen oder treten zu lassen. Weiter als es die bildungsfähige Natur des Tieres erlaubt, kann der Mensch auf dieses Hervorgetretene nicht einwirken, auch kann sich das Tier selbst nicht weiter fördern, während dagegen der Mensch sehr wohl seine eigene Fortbildung fördern kann, sobald er nur durch Andere bis auf einen bestimmten Punkt, auf eine gewisse Stufe seiner innern Entwickelung geführt ist.

Sodann beobachten wir noch hervorragende Instinkte oder Kunsttriebe bei den Tieren, welche oft gradezu unser Erstaunen erregen, und welche wir sogar noch bei den niedrigsten Tierschichten antreffen. Dieselben zeigen sich vorzüglich in der geselligen Lebensweise, den verteilten Arbeiten, dem Verhalten der Alten zu einander und zu ihren Jungen,*) beim

*) Die Liebes- und Paarungs-Verhältnisse, die Treue, Aufopferung 2c. bei den Tieren ist oft bewundrungswürdig, und nicht selten könnten ihr Eheverhältnis und das Familienleben dem Menschen zum Muster und nachahmenswerten Beispiel dienen.

Spielen 2c. 2c. Von diesen Instinkten sagt Strümpell (Psychol. Pädag. pag. 129—134), sie scheinen konstant gewordene Reihen innerer Erregungen zu sein, welche periodisch wiederkehren und das Tier zu solcherlei Art von Handlungen antreiben. Sie besäßen zwar eine gewisse Akkomodationsfähigkeit, ließen sich aber doch nicht auf beliebige Formen und Stoffe übertragen, weswegen auch der Schneidervogel nicht in die Lehre von einem menschlichen Schneidermeister genommen werden könnte. Man könne die Kunstfertigkeit der Tiere aber noch nicht für eine so hohe geistige Aktivität ansehen, welche von dem Stoffe und ganz bestimmten Empfindungszuständen ablösbar wäre und unter anderen Umständen in analoger Weise sich gebrauchen ließe.

Beim menschlichen Kinde zeigt sich zunächst dasselbe, was sich beim Tiere zeigte, dasselbe jedoch zugleich in weiterem Umfange und auch in größerer Mannigfaltigkeit, und außerdem kommt noch vieles Andere hinzu. Die Bildsamkeit des Kindes äußert sich zunächst darin, daß es vermittelst der Sinne, der Bewegung der Glieder 2c. Erfahrungen macht, das sind Zustände, die sich an gewisse einzelne Eindrücke anheften. Es entstehen im Kinde ebenfalls Verhältnisse der Vorstellungen zu einander, sowie auch hieraus Wirkungen entspringen; dabei bleibt aber das Kind bei den Gegenwirkungen seines Wesens gegen die Sinneseindrücke im Allgemeinen ruhiger und verweilt bei den Gegenständen, von welchen die Eindrücke ausgehen, länger als das Tier. Die Empfindungs- und Vorstellungselemente sammeln sich gemessen an und ergeben gebildetere Endpunkte und Endprodukte. Auch schon das kleine Kind faßt einen Gegenstand ins Auge und verweilt oft längere Zeit bei ihm. Es ist Empfänglichkeit, die bald in größere Aufmerksomkeit und in Beobachtung übergeht. Dadurch kommt in das Seelenleben des Kindes mehr Selbständigkeit, es löst sich zeitig ab von der Gewalt der Eindrücke, seine Abstraktion wird größer, denn es sammeln sich baldigst eine größere Anzahl distinkter Wahrnehmungen und Vorstellungen an. Darum erlangt das Kind die Fähigkeit, aus dem Ganzen des Wahrgenommenen das Einzelne aus- und abzulösen, sowie aus den einzelnen Teilen das Ganze zusammenzufassen. Das Kind dekomponiert und komponiert und bildet sich dadurch selbst weiter. Es beschäftigt sich nun auf diesem Standpunkte. Hierdurch wird der Kreis seiner Vorstellungen erweitert, sein inneres Leben reger und vergrößert, der innere Verkehr der Vorstellungen unter- und miteinander vermehrt, wodurch bald ein Trieb zur Nachahmung und zum Versuchen hervorkeimt, erwacht und immer reger wirkt. Zu alledem kommt die Sprache, wodurch ein ganz besonderes Verständnis ermöglicht wird. Der Vorstellungsinhalt wird reichhaltiger, der psychische Mechanismus vollkommener, denn es entstehen zuletzt Gesamt-Vorstellungen und der seelische Wert derselben besteht darin, daß sie als Einheitliches **Bestand** hat **neben** anderen Vorstellungen. Hierdurch aber gelangt der Mensch zu Begriffen, und in der Bildung derselben zeigt sich die menschliche Höhe. Die Vorstellungen formieren sich zu bestimmten Reihen und können

vom Anfang bis zum Ende, sowie umgekehrt, ungehindert ablaufen. Es können auch gleichzeitig mehrere Vorstellungsreihen ablaufen, und das giebt und bestimmt den Bewußtseinszustand. Durch die verschiedensten Verknüpfungen entstehen und entspringen Bewußtseinsinhalte, welche wir mit dem Namen Gedanken bezeichnen.

# 1. Teil.

Motto: Es giebt ein allgemeines Weltgesetz, nach welchem das Niedere dem Höhern zustrebt und das Höhere das Niedrige zu sich emporzieht und es seiner höhern Natur teilhaftig macht.

Werfen wir einen Blick auf die Gesamtheit der epitellurischen Geschöpfe, wie ihre vielgestaltige Erscheinung entsteht durch ein völlig oder mehr unbewußtes Walten unendlicher Ideen. In diesem Walten ist eine zweifache Richtung unverkennbar: erstens das Bestreben, die einfachste — die Urgestaltung, die Monas aller Bildungen, die bläschenförmige mikroskopische Hohlkugel — Bildung unzählige Male zu wiederholen, sich ungezählte Male immer wieder selbst zu setzen als Einheit und dadurch eine unbestimmbare Zahl von Einheiten darzubilden, oder, wie man es auch ausdrücken kann, eine möglichst große Vielheit der Erscheinungen zu schaffen; und zweitens das Bestreben, durch alle diese Mannigfaltigkeit hindurch das höhere Bild einer Gesamtheit festzuhalten und an dieser Mannigfaltigkeit eine Totalität darzustellen.

Das Pflanzenreich beruht durch und durch in seinen Gestalten auf endloser Wiederholung einer Grundform, es ist der Zellenbau. Schon der Laie, ohne sich des höhern Grundes bewußt zu sein, trennt daher Teile der Pflanze mit ganz anderen Gefühlen ab, als dieses beim Abtrennen eines Teiles vom Tier geschieht, denn er nimmt jenes gewissermaßen immer als Stückwerk, während er in dem Tiere ein Ganzes erblickt. Die Pflanze bleibt eine Vielheit von Einheiten, es fehlt ihr ein inneres Zentrum. Bei den Tieren finden wir Bewußtsein und mit ihm bildet sich der Begriff der Seele so ganz allmählich hervor. Nehmen wir z. B. das Ei des Vogels, so ist es die früheste, unvollkommenste Form des Vogels selbst, es ist gewissermaßen lebendig, wenn auch oft längere Zeit hindurch im Zustande eines latenten Lebens; aber doch sind

alle Elemente hier bereits vereinigt, welche nur auf die äußere Einwirkung d. i. auf den Einfluß der belebenden Wärme warten. Aber niemand wird doch dem Ei, als solchem, eine Seele zuschreiben, so gewiß in ihm doch schon die unbewußte Idee waltet. Wenn aber diese Idee ihre Eigentümlichkeit darzuleben beginnt, so wird die Idee in sich selbst alsbald zur Seele entwickelt, weshalb wir dem zum Vogel entwickelten Ei nunmehr eine Seele zuschreiben. So bestimmt auch in abstracto der Unterschied der Idee an sich, und der zur Seele entfaltenden Idee, ausgesprochen werden kann, so ist es doch in concreto schlechterdings unmöglich, einen bestimmtnn Zeitpunkt in der Entwickelungsgeschichte des einzelnen Geschöpfes anzugeben oder festzustellen, allwo die Wesenheit der Seele mit einemmal an der Idee hervortrete.

Bei der Bildungsgeschichte eines Geschöpfes ist die wichtigste Wahrnehmung, daß es ein Bild seines Seins vor seinem Dasein gegeben hat. Über dem Embryo schwebt das Bild der ganzen vielartigen Gliederung, und Schritt vor Schritt, wie es in diesem unsichtbaren geistigen Bilde der künftigen Daseinsform vorgezeichnet ist, schießt die Organisation (in geistiger wie leiblicher Hinsicht) gleichsam krystallinisch an. Das Bild, der Typus oder die Idee (d. h. geistiges Bild) dieser Gestalt(ung) war also bereits vorhanden, ehe die Gestalt selbst zur Erscheinung kam und kommen konnte.

Die Idee, oder die bildende und belebende Seele, bestimmt und leitet aber nicht blos die erste räumliche Gliederung oder Darbildung dieser Organisation überhaupt, sondern es liegt in dem Begriffe der Natur und des einzelnen Organismus, daß darin auch noch ein ferneres Werden begriffen ist, und daß sie gewisse notwendig durch diese Gliederung zu vollziehende Handlungen vorschauend, vorbedingend und wirkend schon in sich faßt. So wie daher zu diesen Handlungen Raum gegeben ist, treten sie auch mit unabänderlicher Folge wirklich hervor. Anfänglich erscheinen diese Bewegungen mechanisch und instinktiv, später bewußt und als freie Handlungen. Wir dürfen uns jedoch den Organismus nicht denken außer **in Beziehung auf die allgemeine Welterscheinung.**

Inwiefern aber die Idee ihre Bildung innig durchdringt und eins mit ihr geworden ist, muß auch die Einwirkung des allgemeinen Weltlebens auf das Einzelne, sowie letzteres dadurch affiziert wird, die Idee selbst mit berühren, von ihr wahrgenommen werden, und dies ist es dann, was wir mit dem Worte **Empfindung** bezeichnen. Dieses Empfindungsvermögen ist ebenfalls, als ein Verhältnis zur Natur, in der Idee vorgebildet. Es ist das Verhältnis eines Künstlers zu seinem Kunstwerke, welcher im voraus Empfindung für die Schicksale seines Kunstwerkes hat.

Dem Aristoteles erschien die Seele zuerst als eine bildende, gestaltende, ernährende Wesenheit des Lebendigen, in welcher das Erkennen allemal erst später sich entwickelt. Er sagt: „Die Seele sei die erste Wirklichkeit eines natürlichen gegliederten Körpers."

Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins. Wäre es eine absolute Unmöglichkeit, im Bewußten das Unbewußte zu finden, so müßte der Mensch verzweifeln, zum Erkennen überhaupt und seiner Seele, d. h. zur eigentlichen Selbsterkenntnis zu gelangen. — Daß der bei weitem größte Teil des Reiches unseres Seelenlebens fortwährend im Unbewußtsein ruht, lehrt uns der erste Blick ins innere Leben. Wir besitzen zu jeder Zeit, während wir uns nur einiger weniger Vorstellungen wirklich bewußt sind, Tausende von Vorstellungen, welche durchaus dem Bewußtsein entzogen sind, welche in diesem Augenblicke nicht gewußt werden und doch da sind, und folglich zeigen, daß der größte Teil des Seelenlebens in die Nacht des Unbewußtseins fällt. Auch tritt aus der Dunkelheit des Unbewußtseins nach und nach das Bewußtsein heraus und hervor. Hieraus, sowie daß der größte Teil der Gedanken unseres Bewußtseins immer wieder im Unbewußtsein untergeht und nur zeitweise und einzeln wieder hervortreten kann, ist das unbewußte Seelenleben als Basis des bewußten charakterisiert. Aber das Verhältnis geht noch tiefer, denn alles Seelenleben, die ganze und gesamte Welt unsers innersten geistigen Daseins, die wir sehr wohl in unserm Bewußtsein von allem Äußerlichen unterscheiden, sie ruht auf dem Bewußtlosen und bildet sich nur aus diesem hervor. Deshalb zeigt sich ja auch zwischen dem Kinde und dem Tiere eine weit größere Ähnlichkeit als später zwischem letzterem und dem ausgebildeten Menschen. Darum wird auch oft (der Mensch und) das ganze Leben als Traum, Schlaf, Traumleben, Gespinst 2c. bezeichnet.

Auch Schopenhauer sagt im ersten Buche seines Hauptwerkes „Die Welt als Vorstellung", wo er von der engen Verwandtschaft zwischen Leben und Traum spricht: „sie ist von vielen großen Geistern anerkannt und ausgesprochen worden." Die Veden und Puranas wissen für die ganze Erkenntnis der wirklichen Welt, welche sie das Gewebe der Maja nennen, keinen besseren Vergleich und brauchen auch keinen häufiger, als den Traum. Plato sagt öfter, daß die Menschen nur im Traum leben; Pindar nennt die Menschen eines Schattens Traum. Calderon endlich war von dieser Anschauung so ergriffen, daß er „Das Leben ein Traum", diese unvergängliche Perle philosophischer Dichtung in dramatischer Form, schrieb.

Obwohl man gewöhnlich sagt, der selbstbewußte Geist werde erst dem Menschen gegeben, so treten doch schon die verschiedenartigsten Selbstgefühle, welche auch sehr häufig Bewußtsein sind, bereits in den Tieren auf, und auch im Menschen ist der Abschnitt, wo eben in der Seele der Geist geboren wird, durchaus nicht mit Schärfe festzustellen. Man könnte sagen, die Fortschreitung in der Heranbildung des Seelenlebens beruhe auf verändertem Zahlen-Verhältnis; denn wenn die Idee an sich die Eins, die Monas ist, so wird ihre erste Offenbarung in der Wirklichkeit, aber immer noch als ein Bewußtloses, als eine Zweiheit erscheinen, welche durch Empfänglichkeit und Gegenwirkung sich darstellt,

während dagegen erst ihre höhere Offenbarung im bewußten Individuum zur Dreiheit wird, welche zwar auch der Aufnahme einer Einwirkung und der Ausführung einer Gegenwirkung sich eignet, welche aber zwischen beiden noch ein Drittes enthält, nämlich ein besonderes dunkleres oder helleres Wissen vom eigenen Zustande, ein Gefühl vom eigenen Dasein, und zwar als eine Einwirkung und Gegenwirkung allmählich immer entschiedener Beherrschendes.

Es muß aber noch ein höchst merkwürdiges Moment in der Eigentümlichkeit dieses Dritten hervorgehoben werden, nämlich daß dieses Dritte und eigentlich Höchste, dies, worin die Idee sich am unmittelbarsten und zum ersten Male als ein der Freiheit Fähiges kund giebt, doch niemals ganz an und für sich, sondern immerfort nur an den beiden andern Momenten, nur an dem die Einwirkung Aufnehmenden und Erkennenden, und an dem die Gegenwirkung Ausführenden und Wollenden, wirklich sich kundgiebt und klar werden kann.

Die bedeutungsvollste Teilung des Tierreiches, auch in Beziehung auf ihr Seelenleben, ist die der Wasser- und Lufttiere. Alle Wassertiere, solche die ganz und zeitlebens in dieses dichte embryonische Element verwiesen sind, zeigen verhältnismäßig viel weniger Entwickelung des Seelenlebens als die Landtiere. In ihnen verbreitet sich mehr nur eine Erfühlung — Perceptio —, gewissermaßen als Vorbereitung des wirklichen Gefühls; das Gefühl des innern organischen Bedürfnisses allein und zwar zunächst die Nahrungsaufnahme, und dann jede zufällige äußere Einwirkung bestimmen allein die Gegenwirkung des Geschöpfes. Eine solche Gegenwirkung kann daher noch niemals den Namen der Handlung erhalten, sondern sie erscheint als Resultat des unbewußten Triebes, Treibens oder Drängens der Idee, d. h. eben des Triebes, inwiefern sie blos einfache (mehr mechanische) Reaktion ist; beides sind Formen der Thätigkeit, welche auch in höheren Tieren, ja im Menschen insoweit vorkommen, als die primitiv unbewußte Region ihres Seelenlebens reicht. Außer dem Nahrungs- und Fortpflanzungstrieb bei den Fischen finden wir ein gewisses magnetisches Moment des Strebens nach ganz bestimmten Richtungen und Weltgegenden, welches sich ganz deutlich in ihren merkwürdigen Zügen offenbart; auch werden sie der Gewöhnung fähig (sie versammeln sich zu bestimmten Zeiten auf den Ton einer Glocke an einem bestimmten Ort) und hierdurch offenbaren sie entschieden ein Zeichen einer Erinnerung.

Es ist interessant zu verfolgen, wie in den höhern Klassen der Tiere aus der Notwendigkeit und dem unmittelbaren Können das Willkürliche und die Möglichkeit eines Erlernens, als Zeichen eines sich höher steigernden bewußten Lebens, allmählich hervortreten. Klar ist es, daß die kleinste Fähigkeit, etwas zu erlernen und mit einiger Freiheit das Erlernte für ein noch so einfaches anzuwenden, ein Zeichen sein wird von der weit höhern Seelenentwickelung, als die unbewußt ange-

borene Fähigkeit, ein noch so künstliches, aber mit unbedingter Notwendigkeit gefordertes, zu vollbringen. Da es aber auch im geistigen Leben viele qualitative Verschiedenheit und höhere und niedere Grade derselben giebt, so bleibt es unmöglich, ganz scharf anzugeben, wo das Eigentümliche des Geistes, d. h. der selbstbewußten Seele, aus der nur zum Weltbewußtsein gelangten Seele hervorgehe, grade wie es oben unmöglich war, ganz scharf dasjenige Moment zu bestimmen, wo sich die Wesenheit der Seele aus der bloßen Idee hervorbilde.

Schon die oberflächliche Erwägung der höhern Tierseele muß ergeben, daß nur eine niedrigere Stufe eines selbstbewußten Geistes — der Verstand — hier hervortreten könne und wirklich hervortritt, denn weniger begegnen wir in der Tierwelt noch Spuren von dem, was wir als Phantasie oder gar als Vernunft bezeichnen dürfen. Dabei ist aber von größter Bedeutung und sehr wohl zu beachten, daß genau in demselben Verhälinis als die erste Stufe des Geistes auftritt, jene merkwürdigen Erscheinungen eines mit besonderer Weisheit und Kunst über die Organisation hinaus als Triebe sich offenbarenden unbewußten Lebens, sogleich zurücktreten, und daß daher nun jene schlagenden Thatsachen der Kunsttriebe, Wanderungstriebe 2c. 2c., denen wir in den untern Klassen begegnen, um so mehr verschwinden, je mehr die ersten Äußerungen einer verständigen Seele bemerkt werden.

Aber auch das vollkommenste Tier bleibt im Geistigen ein Kind; es erreicht nie die geistige Pubertät, weil der Geist hier blos seine eigene Existenz konsolidiert; er ordnet zuvörderst nur das Verhältnis seiner Vorstellungswelt, regelt die Beziehungen der einzelnen Vorstellungen unter einander, er lernt blos die Beziehungen derselben zu einer Individualität verstehen, und wir nennen ihn eben deshalb auch auf dieser Stufe Verstand. Auf höherer Stufe beginnt die Seele mit den verstandenen Vorstellungen selbstthätig zu gebahren, sie eigentümlich zu kombinieren und ganz neue, ihr niemals von außen gebotene Vorstellungen daraus zu erzeugen. Dies ist die treibende Jugendperiode des Geistes, wobei eben dasjenige in ihr vorgeht, was wir im realen Organismus die Entwickelung der Pubertät nennen. Das Tier gelangt nie zur geistigen eigentlichen Produktivität, geschweige daß es zum produzieren neuer Ideen käme.

Hierbei ist jedoch auf eine äußerst merkwürdige Kompensation aufmerksam zu machen. Das Tier nämlich würde offenbar bei dieser geringen Entwickelung des Geistes in vieler Beziehung in Erreichung seiner Lebenszwecke gefährdet sein und erscheinen, gäbe nicht gerade das Vorherrschen des Unbewußten in ihm einen wesentlichen Ersatz. Man muß nämlich wissen, daß im Unbewußten eine gewisse Allgemeinheit des Daseins liegt, es ist von tausend Regungen durchdrungen, die dem bewußten Geiste entgehen und entgehen müssen. Eben inwiefern nun dem Tiere die höhere Geistesentwickelung versagt ist und das Unbewußte in ihm mehr

vorschlägt, kann es nun auch unmittelbar sehr vieles und kennt und schaut traumartig eine Menge von Verhältnissen und Beziehungen, welche dem erwachten höhern Bewußtsein des Menschen gerade so nicht mehr möglich sind.*) Schon Cuvier brauchte auch deswegen einmal den Ausdruck: „Das Tier ist, wenn man seine merkwürdigen Instinkte und Triebe recht studiert, anzusehen, **als eine Art von Somnambule.**“

Man hat zuweilen bei der Betrachtung der seelischen Entwickelung des Menschen die Ansicht verfolgt, als sei das erste Seelenleben des Fötus oder neugebornen Kindes wirklich ein blos tierisches, und es bilde sich nur allmählich erst zur menschlichen Eigentümlichkeit heran. Wer an so etwas wirklich denken kann, der hat das Wesen der Idee noch nicht begriffen, er hat nie das große Wort Göthes verstanden:

„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn!“

Allerdings können und müssen die frühesten und ersten Phasen der Entwickelung eines Wesens von höherer Energie der Idee und zu reicherm Dasein bestimmt, immer einigermaßen ähnlich sein den spätern Phasen eines Wesens von geringerer Energie der Idee und zu ärmerem Dasein bestimmt, aber dies können nur immer Ähnlichkeiten, keine Gleichheiten sein. — Im Menschen soll sich offenbaren ein im Gegensatz zur Tierheit durchaus Neues — ein Wesen, durch welches erst eigentlich das Erdenleben geistigen Wert, geistige Bedeutung erhält — mit einem Worte gleichsam der erste geistige Gedanke des Planeten, das eigentliche Erwachen der Erde, ohne welches alle ihre Erscheinungen im dumpfen, schweren und gleichgiltigen Schlafe befangen bleiben.

Es kann und muß freilich in allem und jedem Momente menschlichen Lebens die Entwickelung der Idee des Menschen an der Organisation gezeigt werden. Wir beobachten, wie teils aus der unzähligen Wiederholung der Monas, des Urbläschens oder der Zelle, die Masse des Organismus hervorgeht, teils wie diese Masse sodann durch Verschmelzung oder Spaltung, Umbildung oder Dehiscenz, stets sich weiterentwickelt und wie überhaupt durch fort und fort schaffende Gliederung der einzelnen Gebilde eine eigentümlich göttliche Idee ihr unsichtbares Wesen, wie in sichtbaren Lettern niederschreibt und räumlich verkündet.

Hierbei muß man ganz besonders merken, auf die Entwickelung einer fortwährend von der Idee aus impressionablen homogenen Substanz und zwar ohne daß dieselbe durch die Impressionen zu heterogenen organischen Fortbildungen angeregt werde — d. i. Entwickelung und Reife eines Nervensystems. Sodann betrachten wir die Einwirkung einer Außenwelt auf den Organismus und die Möglichkeit, daß jene für die

*) Ganz ähnlich sind die Verhältnisse bei Kindern und wenig entwickelten Menschen. Bei ersteren redet man in gewisser Hinsicht von einem guten Engel, der sie führe: es ist eben die gewisse Allgemeinheit des Daseins, welche in dem Unbewußten, im allgemeinen göttlichen Geiste liegt.

innere Idee fortwährend impressionable Substanz dieses auch sei für die Ideen der Außenwelt. Weiter ist zu bemerken, daß diese Impressionen des Nervensystems nicht unmittelbar, wie sie gekommen sind, schwinden, sondern daß sie bleibend werden und verglichen werden können. Endlich ist es notwendig, daß, um ein höheres Bewußtsein möglich zu machen, eine gewisse größere Menge von diesen Impressionen der Nervenmasse, oder kurz zu sagen, **Vorstellungen** in der Seele vorhanden bleibe.

Als erste Bedingung und als wesentlichste Aufgabe bei unserer weitern Betrachtung der Geschöpfe und fernern Verfolgung der Entwickelung des Geistes müssen wir hinstellen, daß stets daran festgehalten werde, wie die Seele in sich als Gottesgedanke, als göttliche Idee, nur **ein** Ganzes und Unteilbares sei, wie jede besondere neue Entwickelung derselben immer die vorhergehende in sich begreife und umfasse, und wie zwar die mannigfaltigsten Metamorphosen und die verschiedensten Richtungen zur Offenbarung*) ihres Wesens gehören, eben weil sie selbst ein Göttliches und Unendliches ist und weil sie deshalb nie ihrem Wesen in **einer** Richtung vollkommen genug thun kann, wie aber nichtsdestoweniger sie durch und durch ein einiges, unteilbares Ganzes bleibe.

Dies zu erkennen aber ist der höchste Gipfelpunkt des menschlichen Geistes in seiner irdischen Entwickelung. Und wenn Helmont erzählt, er habe, durch einen Traum veranlaßt, 23 Jahre in Sehnsucht zugebracht, seine Seele zu schauen, bis ihm endlich in einem Momente das Glück geworden sei, sie als leuchtende, ätherische, in einer seltsamen Hülle eingeschlossene Gestalt zu erblicken, so mag man auch dieses Schauen**) in die Halluzinationen versetzen, aber nichtsdestoweniger doch in diesem Sehnen ein Gleichnis finden müssen, wie lange und anhaltend in bestimmten Richtungen der Geist in seine eigene Welt schauen muß, wenn ihm von gewissen Erkenntnissen das volle Licht aufgehen soll.

Den Fortschritt der Entwickelung bei den Geschöpfen im allgemeinen und besonderen können wir daran wahrnehmen und erklären, daß, wenn in irgend einem Individuellen überhaupt eine Reihe von Entwickelungszuständen die Aufgabe des Daseins wird, immer das Hervortreten des Höhern zugleich zwar etwas von dem vorausgegangenen Niedern negiert und vernichtet, aber auch, insofern dasselbe vorhanden bleibt, es mit erhöht und auch veredelt.

Die griechischen Philosophen betrachteten die Seele nur als Prinzip des individuellen Lebens, oder sie erkannten gar in ihr nur das Prinzip der Bewegung, weshalb bei Thales der Magnet eine Seele hat, weil er das Eisen anzieht. Dies Prinzip ist überall verbreitet: Alles ist voll Dämonen 2c. 2c. Anaximenes setzt die Seele als Luft, weil das Atmen unerläßliche Bedingung des Lebens ist. Die Pythagoräer hielten die Seele auch für das Prinzip der Bewegung: sie sei die Sonnen-

*) Die Welt ist ein beseeltes Ganzes.

**) Er verlangte und genoß eben reichlich von der Speise, welche schon der göttliche Dante „das Brot der Engel" nannte.

stäubchen, oder das, was die Sonnenstäubchen bewege. Alkmäon erklärt hieraus die Unsterblichkeit der Seele: Alles, was sich selbst bewege müsse auch ewig sein, eben weil es das Prinzip der Bewegung in sich habe. Später wird ihnen die Seele auch das Prinzip der Wahrnehmung und der Erkenntnis. Nach Plato ist die Seele dasselbe Wesen, als das unsichtbare Universum. Bei Aristoteles ist sie in ihren Thätigkeiten empfindend, erkennend, denkend. Die Seele sei an sich alle Dinge, aber nur der Möglichkeit nach; wirklich sei sie es nur, wenn sie denke, die Seele sei also der Ort der Ideen. Den Stoikern war sie (ebenfalls) ein feuriger Hauch und ein Teil der allgemeinen Weltseele, des allgemeinen λόγος, der durch die ganze Natur ausgespannt ist. Epikur folgt dem Demokrit: sie sei ein Hauch, aus den feinsten und rundsten Atomen bestehend, die noch ganz anders als die des Feuers seien. Die Neuplatoniker setzen die Seele über die Natur, vornehmlich in Beziehung zu dem Höhern und auf das Höhere: Gott ist ihnen das eine, die allgemeine Intelligenz, welche in der Überfülle ihres Seins überfließt, ohne sich zu verlieren. Seine erste Emanation ist die Seele, die Thätigkeit und Leben ist; dies kann sie aber nur sein durch Anschauen und **Objektiv-Werden** dessen, was sie an sich ist.

Obgleich im Einzelnen oft chaotische Willkür zu herrschen scheint, so tritt doch, sobald wir das Ganze ins Auge fassen, oder auch nur gräßere Massen zusammennehmen, ein schönes, harmonisches, gesetzmäßiges Walten und Verhalten mit vollster Bestimmtheit hervor. Als Beleg dienen gewichtige Naturgesetze, welche sich auch oft erst dann bewahrheiten und sich erkennen lassen, wenn Massen von Erscheinungen zusammengefaßt werden. Ähnlich verhält es sich mit der Erkenntnis überhaupt, wie mit der Erkenntnis der Wahrheit und Schönheit, denn obgleich oft das Verkehrte, Irrige, Unschöne den Vorzug erhält vor dem Richtigen und Schönen und Wahren, so schwebt doch nichtsdestoweniger über der ganzen Masse ein Genius, welcher zu messen versteht. Durch Jahrtausende macht sich das Echte und Wahre mit unmerklicher Gewalt Platz, und man kann von ihm sagen, wie Göthe im Empimenides, „die gelinde Macht ist groß“. Dieser Genius, welcher über Tausenden von Generationen schwebt, ist hier nichts anderes, als der Genius im Menschen. Es kommt nur darauf an, diesen innern Genius der Menschheit recht verstehen zu lernen, das Ohr dem Eiteln und Nichtigen zu entwöhnen und das geistige Wehen seiner innern Stimme zu vernehmen, und man wird gar bald des Rechten und Schönen gewiß sein und die Wahrheit finden.

Bei höhern und vollkommnern Organisationen stoßen wir auf Wahrnehmungen, Vorstellungen, höhere Empfindungen. Cartesius, der Vater der neuern Philosophie, bestreitet die gewöhnliche Meinung, als würden bei der Wahrnehmung Bilder, die den Gegenständen entsprechend ähnlich sind, von diesen letztern durch die Sinnesorgane nach dem Gehirn gesendet. Ein solcher Prozeß ist unbegreiflich, denn man kann nicht erklären, wie solche Bilder von den Gegenständen abgebildet und abgelöst,

von den äußern Sinnesorganen aufgenommen und endlich von den Nerven zu dem Gehirn fortgeführt werden können. Derlei Bilder würden aber wiederum andere Augen in unserm Gehirn nötig machen. Es ist aber auch gegen die Erfahrung, denn vieles, was unsere Gedanken erregt, sind gar keine Bilder, z. B. Worte, Zeichen ꝛc., die ganz und gar keine Ähnlichkeit mit dem, was sie bezeichnen haben. Es sind vielmehr lediglich Bewegungen der Lebensgeister, aus denen das sogenannte Bild zusammengesetzt ist. Diese Bewegungen wirken unmittelbar auf die Seele, wiefern diese mit (einem) dem Körper vereinigt ist, und sie sind von der Natur so eingerichtet, daß sie in ihr solche Empfindungen erregen. Die Hauptsache jedoch bleibt die Art und Weise, wie diese Bilder die Seele zu den Vorstellungen anregen. In Hinsicht der Vorstellungen nun nimmt Cartesius die reinen angebornen Ideen*) an und sagt: „Wer genauer darauf achtet, wie weit unsere Sinne reichen, und was denn eigentlich von ihnen zu unserm Denkvermögen gelangen kann, der muß gestehen, daß uns von ihnen die Ideen von den Dingen, wie wir sie denkend bilden, gar nicht gegeben werden, dergestalt, daß nichts in unsern Ideen ist, was nicht dem Geiste oder Denkvermögen angeboren wäre.“

Die Gedanken sind also nur der Möglichkeit nach vorhanden (nicht fertig), die dann im gegebenen Fall oder bei besonderen Gelegenheiten und Veranlassungen zum Vorschein kommen können und auch wirklich zum Vorschein und Bewußtsein gelangen. Es ist dasselbe oder ganz Ähnliches, wie bei den Alten der νοῦς, die allgemeine Vernunft. Nach Spinoza ist Gott und die Welt Eins. Außer Gott giebt es nichts; alles ist in Gott, ohne ihn kann nichts sein und nichts begriffen werden. Gott ist nicht nur die wirkende Ursache der Existenz der Dinge, sondern auch ihres Wesens. Er ist die in sich bleibende, immanente Ursache der Dinge, nicht eine transeunte (wie die Tiere und Menschen in ihrer körperlichen, seelischen und rein geistigen Entwickelung), d. h. nämlich eine solche, die über sich hinaus in etwas anderes, höheres, in die ewige Seligkeit oder durch Wiedergeburt in einen vollkommneren Zustand überginge.

Von den endlichen Dingen sagt Spinoza: „Jedes Einzelne, das endlich ist, kann unter keiner andern Bedingung existieren und zum Wirken bestimmt werden, als wenn es durch eine andere Ursache, die auch endlich ist und eine determinierte Existenz hat, zum Dasein und Wirken bestimmt wird.“ Zur nähern Erklärung des Endlichen nennt er auch nach Cartesius Vorgange Denken und Ausdehnung als zwei Attribute Gottes: „Die Modifikationen des Denkens sind die Geister, die der Ausdehnung die Körper. Da aber Denken und Ausdehnung Attribute einer und derselben Substanz sind, so entwickeln sie sich (auch) parallel und

*) Diese Ansicht ist oft mißverstanden und verdreht worden, insofern man sagte, Cartesius habe gemeint, die subjektiven Gedanken haben fertig in der Seele gelegen, oder diese sei eine wächserne Tafel mit bestimmten Eindrücken und eine in Kupfer gestochene Schrift u. dergl.

stimmen mit Notwendigkeit, jedoch ohne reellen gegenseitigen Einfluß zusammen. Die wahre Erkenntnis ist die des reinen Verstandes, der alle Dinge durch die eine göttliche Substanz begründet sieht. Das so erkennende Individuum ist selbst ein Teil des göttlichen Denkens, es steht in der Substanz und schaut von da den Abfluß der Dinge.

Nach den ausgezeichnetsten Beobachtern nimmt jede organisierte Substanz, also auch namentlich Tier und Mensch, nicht dann ihren Anfang, wenn wir es glauben, und die scheinbare Erzeugung ist nur eine Art Auswirkung, Entwickelung, Vermehrung und Umbildung. Dasselbe behauptet Cudworth, und Fichte sieht auch die Fortpflanzung im Grunde als eine Umbildung, „als ein Wehren gegen das Verlöschen der Gattung" an und sagt beim Fortpflanzungstrieb: „Dieser wirkt nicht im Individuum, sondern in der ganzen Gattung, das bezeugt das spezifische Menschengefühl, welches auch bei dem Rohesten den Gattungsakt begleitet, aufs deutlichste und nachdrücklichste. Sofern kann man sagen, daß der Fortpflanzungstrieb dem Dienste eines Unterindividuellen, nämlich der Gattung, welche eigentlich, statt seiner, in ihm wirkt, unterworfen. Nur der Mensch kennt die Scham und verbirgt deswegen den Trieb und seine Ausübung, und zwar wohl hauptsächlich deswegen, weil er dunkel empfindet, darin einer ihm eigentlich fremden Macht verfallen zu sein. Durch diesen Trieb wehrt sich die (Tier-Menschen-) Gattung gegen ihr Verlöschen im Tode des Individuums."

Die Triebe (Ernährungs- und Fortpflanzungstrieb) müssen beim Menschen ihre rohe Gestalt verlieren und gemütlichen Ausdruck gewinnen. In noch höherem Sinne werden sie ethisiert, sofern nämlich dieselben später Selbstbeherrschung durchwaltet und Freiheit sie durchweht. Der Erhaltungstrieb ist der Grundton alles Lebens, von ihm sind abhängig (alle) Gefühle, Wollungen, Handlungen. — Das Tier ißt, um sich zu sättigen. Der Mensch dagegen bringt in den Trieb ein ganz neues und fremdes Element, nämlich die Vorstellung des Genusses, die Wahl unter verschiedenen Mitteln, wodurch er den Trieb zum gemütlichen Gefühl erhebt und ihn dann „Appetit" nennt. Infolge dieses Appetits wird dann die ursprünglich einfache, gleichartige Sättigung für den Menschen zu einer Reihe eigentümlicher Genußbefriedigungen erhoben. Auch der Gattungstrieb nimmt beim Menschen die Gestalt eines gemütlichen Gefühls dadurch besonders an, daß er aus der Sphäre der allgemeinen Gattung in die des individuellen sich erhebt, d. h., daß das einzelne Individuum sucht, wählt und um ein anderes, das ihm geschlechtliche wie gemütliche Ergänzung und damit Befriedigung bietet, seine ganze und volle Neigung konzentriert, die wir dann Geschlechtsneigung oder Liebe nennen, welche dann weiter zur Geschlechtstreue und somit zur Ehe führt.

Gott ist eine unbeschränkte Thätigkeit; dagegen sind alle geschaffenen Wesen beschränkte Thätigkeiten. Diese Beschränkung der Wesen ist die ihnen anhaftende Leidendlichkeit, wodurch sie eben geschaffene, endliche

Substanzen sind. Die Leidendlichkeit ist als bloße Negation für sich selbst nichts und sie kann natürlich nur im bloßen Denken durch eine Abstraktion von dem Thun der Monade getrennt und erste Materie genannt werden. Die eigentliche sogenannte zweite Materie ist eine Anhäufung von Monaden, die, wenn sie eine herrschende Monade enthält, einen Organismus und ein Ganzes an sich bildet. Diese Materie muß immer als ausgedehnt aufgefaßt werden und ist darum nur Erscheinung. Gott schuf aber und erhält die Welt nach Wahl. Er hat von Anfang an alles so eingerichtet, daß die zwei verschiedenen Reiche der äußeren Bewegungen und inneren Thätigkeiten in einer vollkommenen Harmonie stehen, gleichsam als ob das eine durch den reellen Einfluß des andern geleitet würde. Die mit Notwendigkeit sich abwickelnde Ordnung der mechanisch wirkenden Ursachen in der materiellen Welt und die goldene Kette der Endursachen in der intelligibeln Welt der Formen stimmen zusammen, und das Reich der Natur führt zum Reiche der Gnade, weil wegen der Vollkommenheit des höchsten Urhebers die Spitzen der Metaphysik und Ethik in Gott verbunden sind, der das erste Wirkende und das letzte Ziel der Dinge ist.

In den Körpern ist außer der Ausdehnung, ja vor der Ausdehnung etwas, nämlich die Kraft der Natur selbst, die überall vom Urheber hineingelegt ist. Diese besteht nicht in einem bloßen Vermögen, sondern sie ist darüber hinaus mit einem Streben oder Triebe ausgerüstet, der seine volle Wirkung haben wird und (einstens) haben muß, wenn er auch vorübergehend aufgehalten würde. Dieser Trieb tritt hier und da den Sinnen entgegen und wird überall in der Materie durch die Vernunft erkannt, auch wo er sich der Sinnenwahrnehmung nicht offen darbietet. Jene Kraft muß die innerste Natur der Körper ausmachen, sintemal Thätigkeit der Charakter der Substanz ist, und Ausdehnung nichts anderes besagt, als die stetige Fortsetzung oder Ausbreitung einer strebenden resp. widerstrebenden, d. h. widerstehenden, schon vorausgesetzten oder vorausgegangenen Substanz. Diese thätige Kraft ist eine doppelte, und zwar eine ursprüngliche, die in jeder körperlichen Substanz an sich ist, oder eine abgeleitete, welche aus dem Konflikte der Körper untereinander hervorgeht. Die erstere ist die erste Entelechie des Aristoteles.

Die Prinzipe des Lebens sind in der ganzen Natur verbreitet und unsterblich. Diese Prinzipe des Lebens oder diese Seelen haben Vorstellung und Begehrungen. Diese Prinzipe des Lebens, diese vernünftigen Seelen sind die substantielle(n) Form(en) des Tiers und des Menschen, obgleich sich die Geschöpfe auf verschiedenen Stufen der Entwickelung befinden.

Mit großem Rechte haben die Peripatetiker geglaubt, daß die Seelen Einfluß auf den Körper hätten*) und daß sie nach ihrem Willen oder Begehren auf die Körper einen Eindruck machten.

---

*) Ähnliches behaupteten solche, welche Archeen oder hylarchische, stoffbeherrschende Prinzipe in Anwendung brachten. Paracelsus und Helmont jun. kannten das den Organismus regelnde Urprinzip, und als solches ein astralisches Wesen oder eine Luftgestalt, die das von ihr Erzeugte bis zu seinem Untergange bewohnen und beherrschen sollte.

Nach Plato ist die Welt ein beseeltes Ganzes. Als Band der Welt, welche durch die Idee des Guten entstanden und bedingt ist, kennt er die allgemeine Weltseele, die auch durch die Idee des Guten bedingt ist, wie sie auch zugleich für die Gesamtheit des sinnlich-stofflichen Daseins das Prinzip der Ordnung hergeben muß.

Alles nun, was innerhalb der Welt Beseelung hat, besitzt dieselbe auf Grund der allgemeinen Weltbeseelung. Beseelte - Einzelwesen hörerer Art sind auf Grund des beseelten Weltganzen die Menschen und die Tiere. Die wesentlichen Eigenschaften der Seele sind Unkörperlichkeit, Einfachheit, Unsichtbarkeit, sowie ihre Priorität vor dem Körperlichen. Das Wesen der Einzelseele läßt Plato aus denselben Elementen der Mischung bestehen, wie das der Weltseele, nur aus weniger „reinen" (ursprünglichen). Die Einzelseelen gehören zum Weltganzen zufolge des Gesetzes, welches eine Stufenfolge von lebenden Wesen verschiedenen Ranges als zur Vollkommenheit der Welt erforderlich verlangt. Die Wesensbethätigung der menschlichen Seele dient in erster Linie dem Prozeß der Erkenntnis. Die Seele ist da, damit die Vernunft zur Entwickelung gelange. Die Fähigkeit zum Erkennen des Sinnlichen wie des Ewigen besitzt die Seele von Natur, in ihrer Ausübung freilich vielfach durch den Einfluß des Leibes*) gehindert.

Der Trieb nach dem Schauen des Höchsten und Schönsten (der Idee) führt zunächst zur Liebe des Schönen in der Erscheinung. Die Schönheit der sinnlichen Dinge liebt man im Grunde, weil sie Abbilder jener höchsten Schönheit sind, die allein um ihrer selbst willen begehrt wird. Der Begriff des Eros ist daher wesentlich das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten (Symposion A), und dieser kann eben in Wahrheit nur in dem der höchsten Erkenntnis bestehen. Stufenweise führt der Trieb zur Erkenntnis alles dessen, was in Natur und Leben schön ist, zur schließlichen Erkenntnis des absolut Schönen, der Idee an sich.

Gewöhnlich sagt man: der Geist ist aus der Natur geworden, er ist infolge der höheren oder vollkommneren Organisation entstanden. Dies ist aber eine ganz unwahre Stellung des Geistes, vielmehr verhält es sich gerade umgekehrt, er ist das Erste, die Natur dagegen ist das Gesetzte, durch den Geist ist alles hervorgebracht und geschaffen worden.

Anaxagoras war zuerst derjenige, der den Geist außerhalb der Materie und dieser selbständig gegenüberstellte. Nach ihm darf die geistige Thätigkeit nicht aus Verhältnissen der physischen Welt begriffen werden. Daher besitzt bei ihm der Geist ursprünglich unableitbar die beiden Fähigkeiten des Herrschens und des Erkennens. Hierin erblicken wir die erste Spur von Einsicht, daß der Seele die beiden entgegengesetzten Thätigkeiten des erkennenden Aufnehmens **von** außen und des in Handlung

---

*) Die Alten sahen in dem Leibe ein Gefängnis der Seele, Bande, von welchen sie sich frei machen müßte.

übergehenden Eingreifens nach außen beide gleich grundwesentlich sind. Als dritte wesentliche Bestimmung gilt auch ihm eine Bevorzugung der geistigen Erkenntnis vor der sinnlichen. Die Sinne vermöchten nur das richtig zu beurteilen, was deutlich an der Oberfläche liege; für feinere Unterschiede unterliege sie der Kontrolle des Verstandes.

Nach Diogenes ist die Möglichkeit der Erkenntnis (wiederum) mit der Allverbreitung der Luft gegeben. Das Nichterkennen beruht auf einer unzulänglichen Verbreitung der Luft im Organismus. Auf die Beschaffenheit und Verbreitung der Luft kommt es an, ob Vernunft vorhanden ist oder nicht. Vernünftigkeit beruht auf warmer, reiner und trockner Luft. Der Mangel an Intelligenz bei den Tieren hat seinen Grund darin, daß ihre Lebensluft dick und feucht ist, denn das Tier kann die Luft nur unmittelbar über dem Erdboden atmen, seine Nahrung ist wesentlich feucht. Bei den Vögeln soll der Vorteil durch die Derbheit und Gedrungenheit des Fleisches, die eine angemessene Verbreitung der Luft verhindert, aufgehoben werden. Die Pflanzen aber „denken nicht, weil sie nicht hohl sind und keine Luft in sich aufnehmen." Das Dichte und Feuchte der innern Luft bewirkt auch im Rausche und Schlafe, sowie im Kindesalter den gänzlichen oder teilweisen Mangel der Vernünftigkeit. Das Denken selbst besteht für Diogenes darin, daß die Lebensluft mit dem Blute den ganzen Körper durchdringt.

Der Geist des Menschengeschlechts ist ein ganz allgemeiner, allen Individuen dieser Gattung zukommender. Durch die Vernunft sind sich die Menschen ähnlicher oder gleich; sie ist das charakteristische Merkmal des Menschengeschlechts, der allen Einzelnen gemeinsame Gattungsbegriff.

Im Gegensatz zum Menschen haben die Tiere feste Gattungsunterschiede, die absolute Schranken gegeneinander sind, weil die Natur das Außereinander und die Äußerlichkeit der Bestimmungen nicht aufgeben kann: während die Idealität des Geistes und das Flüssigwerden seiner Unterschiede mehr die Einheit des Menschengeschlechts voraussetzt. Daher kommt auch der Vorzug des Menschen vor dem Tier: Jede Tiergattung ist an eine bestimmte Region, Nahrung 2c. gebunden, während der Mensch unter allen Himmelsstrichen leben kann. Diese Ubiquität des Menschen ist sehr bedeutungsvoll.

Kant: „Die Gesetze der Natur sind Handlungsweisen unsers Geistes, Bedingungen, unter welchen selbst unsere Anschauung erst möglich ist und wird; aber die Natur ist nichts von diesen Gesetzen Verschiedenes, sie ist selbst nur eine fortgehende Handlung des unendlichen Geistes, in welcher er erst zum Selbstbewußtsein kommt und durch welche er diesem Selbstbewußtsein Ausdehnung, Fortdauer, Kontinuität und Notwendigkeit giebt."

Schelling: „Der Geist ist durch sich selbst zur Endlichkeit bestimmt, konstruiert sich selbst, produziert ins Unendliche fort sich selbst und ist so seines Daseins Anfang und Ende. Im Zweckmäßigen durchdringt sich Form und Materie, Begriff und Anschauung. Eben dies ist der Charakter

des Geistes, in welchem Ideales und Reales absolut vereinigt ist. Daher ist jede Organisation etwas Symbolisches, und jede Pflanze, jedes Tier ist, so zu sagen, der verschlungene Zug der Seele."

Im Geiste, in unserm wie in aller Geiste ist ein unendliches Streben, sich selbst zu organisieren, wie auch in der äußern Welt eine allgemeine Tendenz zur Organisation sich offenbart. Das ganze Weltsystem ist eine (Art von) Organisation, das sich von einem gemeinschaftlichen Zentrum aus gebildet hat. Die Kräfte der chronischen Materie sind schon jenseits der Grenze des blos Mechanischen. Selbst rohe Materien, die sich aus gemeinschaftlichem Medium scheiden, schießen in regelmäßige Figuren an. Der allgemeine Bildungstrieb der Natur verliert sich zuletzt in einer Unendlichkeit, welche zu ermessen, selbst das gewaffnetste Auge nicht mehr fähig ist. Der stete nnd feste Gang der Natur zur Organisation verrät deutlich genug einen eigenen und regen Trieb, der, mit der rohen Materie gleichsam ringend, jetzt siegt, jetzt unterliegt, jetzt in freieren, jetzt in beschränktern Formen sie durchbricht. Es ist der allgemeine Geist der Natur, der allmählig die rohe Materie um- und sich selbst anbildet. Vom Moosgeflechte an, an welchem noch kaum die Spur von Organisation sichtbar ist, bis zur veredelten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal zu arbeiten, ins Unendliche fort ein und dasselbe Urbild, die reine Form unseres Geistes, auszudrücken bestrebt ist. Also können auch alle Dinge und alle Geschöpfe nur Produkte eines Geistes sein. Die Stufenfolge der Organisation verrät deutlich eine produktive Kraft, die erst allmählig zur vollen Freiheit sich entwickelt Der Geist, um sich selbst anschauen zu können, fixirt jene Succession, d. h. er stellt eine Ruhe dar.

Der Mensch nun ist ein Wesen, das insonderheit der Vormundschaft (der toten Natur) ledig und der Gefahr seiner eigenen unter sich in stetem Kampfe liegenden Kräfte überantwortet ist. Das ganze Leben des Menschen ist eine bestandene und ebenso stetig wiederkehrende Gefahr, in welche er sich durch eigenen Impuls begiebt, wie er sich aber auch selbst immer wieder rettet.

In dem menschlichen Körper vorzüglich und vornämlich vereinigt und sammelt der Geist gleichsam die Elemente der Welt, und wir vermögen ganz besonders die Dinge, die doch außen sind, zu etwas Innerlichem zu machen. Wir sehen die Dinge ursprünglich nicht außer uns, sondern in uns selbst. Es ist eben in uns eine besondere Fähigkeit, die Handlung des Geistes in der Anschauung frei zu wiederholen. Diese Fähigkeit, Innervation genant, besitzt aber der Mensch in einem weit höhern Grade als das Tier. Das äußere Objekt malt sich bei Mensch und Tier durch das Licht im Auge, die Schallbewegungen bilden sich durch das Medium der Luft gleichsam im Ohre ab. Und so malt sich aber auch gleichsam jede Vorstellung des Geistes ganz besonders im menschlichen Körper; jede innere Bewegung, jeden Zustand muß insonder-

heit der menschliche Körper annehmen, d. h. nachahmen, gleichsam abbilden, abdrücken. Und daher kommt es auch, daß auch der Mensch insonderheit (oder einzig) das Wesen ist, welches Physiognomie hat. Je näher deshalb der Mensch in seiner geistigen Entwickelung dem Tiere steht, je mehr nähert er sich auch in seiner Physiognomie dem Tiere, und ebenso natürlich umgekehrt. Nur der Mensch hat ein „Antlitz".

Insonderheit hat der Mensch das Vermögen der Begriffe a priori, was ihn fähig macht, den Zustand der blinden Anschauung mehr zu verlassen. Diese Begriffe sind aber selbst nichts anderes, als ursprüngliche Anschauungsweisen des Geistes. Als Begriffe sind sie daher auch nur da, insofern wir begreifen, d. h. insofern wir abstrahieren.

Die Seele kann nicht ein besonderes Ding sein, dem Ideen erst eingepflanzt werden müßten oder eingepflanzt worden wären. Wer freilich unfähig ist, den Geist in seiner Thätigkeit, in seinem Handeln aufzufassen, dem erscheinen die ursprünglichen Handlungen des Geistes, durch welche er erst zum Bewußtsein gelangt, als bloße formale Anlagen, die erst durch äußern Anstoß entwickelt werden. Der Geist aber soll seiner selbst, in seinem reinen Handeln, wozu die bloße Anschauung und der Begriff noch nicht ausreichen, da ja auch dem Tier, das mehr und in beständigem Stupor begriffen ist, Anschauung und Begriff zuzusprechen sind, bewußt werden, d. h. er soll in der Entwicklung des Geistes,*) fortschreiten bis zum freien, unterscheidenden, beziehenden Selbstbewußtsein, dem größten Vorzuge der vernünftigen Wesen, oder mit einem Wort, bis zum freien Urteil.

Im Urteil reißt sich der Geist von allem Objektiven los und hat zuletzt nichts mehr, als den Geist selbst. Dieser ist seine Selbstbestimmmung; solche Haudlungen sind seine Charaktereigentümlichkeiten. Der Geist hat sich in dieser Selbstbestimmung gleichsam einen Schwung über das Endlose gegeben, und schaut sich dann nur selbst, oder schlechhin Positives, an.

Es steht fest, daß, weil die Seele sich in den Leib einwohnte, sie diesen auch zum Merkzeichen des Geistes gemacht hat. Was also der Geist ist, muß auch seine leibliche Erscheinung darthun. Sein Organ entspricht ihm. Daher ist der Gedanke der Physiognomie, daß sich die Spuren des geistigen Charakters im sinnlichen Sein wiederfinden, sehr richtig. Die eigentliche Physiognomik beschränkt sich auf die Züge des Gesichts. Sie sind das Symbol des Geistes. Lavater, nicht der Vater, sondern nur der Wiederhersteller dieser Wissenschaft, hat sie so aufgefaßt. Es ist erstaunlich, wie sich der geistige Charakter in der Physiognomie wiederspiegelt.

„Schön ist das Antlitz nur, aus welchem Seele spricht:
Schön ist die Welt nur, weil sie Gottes Angesicht."

Otto Sutermeister.

*) Der Geist besitzt ähnlich der Expansion der Luft ein Streben, sich weiter zu entwickeln; dies Bestreben aber geht fort in einen unendlichen Progessus, ähnlich den Fallgesetzen.

Jedoch ist der Leib nicht nur ruhender Ausdruck des Geistes, vielmehr begleitet er auch die Thätigkeiten des Geistes mit seinen Bewegungen, Geberden 2c., woraus Pantomimik entsteht. Diese sind Manifestationen der Gedanken und Gesinnungen. Der Geist ist eben jeden Augenblick wirklich gegenwärtig und thätig im Leibe, er hört nie auf, ihn zum Ausdruck seiner Thätigkeit zu machen, und so gestaltet endlich der Geist durch Gewohnheit den Leib zur beweglichen Physiognomie. Die erste, wenn auch ganz allgemeine oder absolute Geberde, welche die stete, wenn auch noch unbewußte Präsenz des Geistes im Leib bekundet, ist die **aufrechte Stellung**. Sie ist ein entschiedenes Vorrecht des Menschen vor dem Tiere, und drückt jenem den Stempel des Geistes auf, giebt ihm das Gepräge des Göttlichen.

Der Mensch, indem er seinen Kopf von der Erde abwendet, zeigt sogleich, daß seine Gestalt schon durch Veranstaltung der Natur zum Organ des Geistes bestimmt ist. Ein römischer Dichter sagt auch, daß nur dem Menschen die aufrechte Stellung*) verliehen sei. Nicht ist er dem Sinnlichen und Irdischen so zugewendet wie die Tiere, welche die Natur nach Sallust zur Erde kehrte und in den Gehorsam gegen die sinnlichen Bedürfnisse zwängte. — Ganz merkwürdig ist es, — die aufrechte Stellung und Haltung schreitet mit der geistigen Entwickelung fort.
Bedeutungsvoll ist auch der pathognomische Ausdruck. Das Blutleben, der unbewußte Herd freudiger und trauriger Gefühlswelt, hat zwei Pole: Lachen und Weinen. Durch frischen Aufschwung des Blutlebens wird die Trauer gehoben, weshalb der Dichter singt:

„Und Sorgenbrecher sind die Reben.“

Besonders aber wird der Schmerz auch durch Thränen neutralisiert, weshalb auch Klopstock in seiner Ode an Ebert so schön und wahr sagt:

„Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinen zu,
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch seine Leiden nicht weinen,
Ach! wie ertrüg' er es da!

Von größter Bedeutung aber ist die Sprache, namentlich die Lautsprache. Die Sprache überhaupt ist ein Vorzug der empfindenden Natur und unterscheidet sie ganz besonders von der leblosen. Der letztern wird nur uneigentlich eine Sprache beigelegt, indem es heißt, daß die Berge wie der brausende Sturm Gottes Allmacht pp. verkünden; dies ist bildlich geredet. Legt man der Natur selbst eine Sprache oder Stimmung bei, dann geschieht dies nur darum, weil der Mensch sich mit seiner verschiedenen Stimmung in der Natur wie in einem Spiegelbilde bewegt. Die Phantasie des gefühlvollen Menschen trägt auf die Natur über, was sich in seiner Seele bewegt. Nur das mit Empfindung und Überlegung begabte Wesen, das Tier und vorzüglich der Mensch, vermag seinen

*) Die lange Unbeholfenheit des Kindes gegen das Tier hinsichtlich des Gehens pp. deutet Fichte sehr sinnreich in seinem Naturrechte II. Teil pag. 54. u. f.

Vorstellungen und seinem Willen einen willkürlichen Ausdruck, einen Ton, zu verleihen, der vernehmbar und gleichartigen Wesen auch verständlich ist. Daß auch die Tiere eine Sprache haben, einen Dolmetscher ihres Schmerzes wie ihrer Freude, wird der nicht bezweifeln können, der die klagenden Töne der Nachtigall schon vernahm, wenn sie die geraubte junge Brut vermißte, oder wer das girrende Locken der Tauben, wie des Auerhahns und anderer Vögel gehört, wenn sie das Weibchen zum Neste locken, und das Wiehern des Rosses, das Winseln und Bellen des Hundes, das Brüllen des Löwen, den Angst- und Lockruf so vieler anderer Tiere pp. pp. nachdenkend vernommen hat. Sicherlich drücken die Tiere ihre Angst, Furcht, Schmerz, (Hoffnung) durch schreiende, brüllende Töne, sowie die Freude und Lust durch Jauchzen und Wiehern aus, rufen auch und klagen vereinsamt ihrer Art verständlich. Aber auch noch andere Vorstellungen verstehen sie sich durch die Stimme mitzutheilen, wie z. B. die auf der Wacht stehende Gemse ihre Schwestern vor der Gefahr des nahenden Jägers durch ganz besondere, ihnen verständliche Töne zu warnen pflegt, desgleichen auch die Kraniche pp. pp. So wahr es aber auch ist, daß das Tier einen Ausdruck hat für die innere Bewegung seiner Seele, so bleibt doch seine Sprache ziemlich unvollkommen; sie ist mehr ein instinktmäßiges Vermögen und fast keiner oder nur geringer Vervollkommnung fähig. Heute schreit der Rabe noch ebenso als zu Zeit der Sündflut. Nur dem geistigen Wesen, dem vollkommensten Gliede in der Schöpfung, dem Menschen, ist auch die vollkommenste und vervollkommnungsfähige Sprache angeschaffen, — die größte und schönste aller Gaben fast, die er besitzt. Sie ist dem Menschen unzertrennlich vom Verstande, anerschaffen, etwas Ursprüngliches, denn das Wesen, was wir Mensch nennen, dies geistige Wesen mit körperlichem Organismus, bringt die Sprachfähigkeit mit auf die Welt, d. h. die Anlage und Fähigkeit, sprechen zu lernen, oder die in ihm entstandenen und entstehenden Empfindungen und Vorstellungen durch die Laute der Worte auszudrücken, sobald das Verständige denken, der Verstand sich zu entwickeln beginnt.

Das Tier erreicht auf einer gewissen Höhe das Signalisieren mancher eigenen innern Zustände nach außen; unter geeigneten Umständen kommt es sogar dahin, einiges von der Geistessprache des Menschen insoweit zu verstehen, daß es ihr zu gehorchen vermag, ja daß es ausnahmsweise sogar zum mechanischen Nachahmen einiger ihrer Worte gelangt. Trotzdem müssen wir aber erstaunen über den Abgrund, welcher gerade hier den Menschen von dem Tiere trennt und absondert, denn es fehlt eben letzterem mehr die eigene subjektive Empfindung und ganz besonders die Idee, denn was kann wohl entgegengesetzter sein, als das abstrakte, wie Plato sagt, stoff- und farblose Wesen der Ideen und das durchaus materielle, den Sinn allein affizierende Sein der Erscheinung! — Die Welt kann aber nicht anders gedacht werden, als bedingt durch ein Offenbarwerden der Idee in ewig wechselnder Erscheinung. Und gerade

die menschliche oder Geistessprache gewährt diese Äquivalente. (Woher letztere der Geist nimmt, zeigt Herder in seiner Preisschrift über die Entstehung der Sprache).

Wie wir gesehen, haben Menschen und Tiere die verschiedensten Gefühle; aber es herrscht hinsichtlich dieser bei beiden ein sehr großer Unterschied, als namentlich die Sittlichkeit des Menschen wesentlich mit im Gefühle wurzelt. Ausdrücklich ist dabei freilich zu bemerken, daß, da allerdings das Sittliche im Menschen anfangs, ja bei vielen auch späterhin lediglich in der Form des Gefühls sich äußert, daraus allein nicht geschlossen werden darf, daß die letzten Gründe des Sittengesetzes im Gefühl zu suchen seien, so wenig es allerdings freilich auch bezweifelt werden kann, daß das Gefühl bei dem Menschen im praktischen Leben wirklich die einzige oder vornämliche und kräftigste Stütze der Moralität ist. Theoretische Urtheile des Beifalls oder Unwillens können auch unmittelbar, d. h. als theoretisch, gar nicht zum Handeln bestimmen, sie können ja auf den Willen nicht unmittelbar, sondern nur vermittelst des Gefühls, das sie hervorrufen, wirken. Die Grundlage der Ethik kann demnach zwar nicht das Gefühl als solches, auch nicht das sittliche sein, ebensowenig bloße Urteile über Gutes nnd Böses, sondern nur die Nachweisung, daß die Entstehung sittlicher Gefühle nicht eine individuelle, sondern vielmehr eine allgemeine menschliche Notwendigkeit ist.

So lange der Einzelne nur der Natur gegenüber steht, kann das Sittliche in ihm nicht zur Entwicklung gelangen, es kann in ihm weder in der Form von Begriffen und Urteilen, noch auch in der Form des Gefühls auftreten. Erst durch sein Zusammenleben mit Andern wird er fähig, Sittliches und Unsittliches zu unterscheiden. Jede Einwirkung, die von außen auf uns geschieht, ist entweder störender oder fördernder Art. Diese Einwirkung wird auf einen Gegenstand bezogen und mit der Vorstellung von demselben assoziirt. Durch diese Assoziation wird der äußere Gegenstand, auf welchen wir das Gefühl projizieren, zum festen Beziehungspunkte desselben, er erscheint als der Träger des Gefühls, und wir schreiben ihm nun als objektive Eigenschaften die Prädikate zu, welche im Grunde nur unsern eigenen innern Zuständen, Empfindungen, Gefühlen angehören: er ist uns eben angenehm oder unangenehm. Auf diese Weise konzentrieren sich bestimmte Summen von Gefühlen auf alle Gegenstände, namentlich aber auf Personen und Tiere. Und weil wir von ihnen die kräftigsten Förderungen oder Hemmungen unserer Thätigkeiten, Wünsche pp. erfahren, so entstehen gar bald Neigungen und Abneigungen. Durch diese Einflüsse bildet sich, obwohl sehr langsam, doch nach und nach, das Gemüt. Durch den Verkehr mit Personen und Tieren erhalten wir eine Meinung über dieselben, aber die Erfahrungen, die wir an Einzelnen machen, werden notwendigerweise auf Andere übertragen, wenn nicht neue Erfahrung uns belehrt. Das Wesentlichste für die Entwicklung des sittlichen Gefühls ist hierbei dies, daß das Bild der fremden Gesinnung, die Vorstellung eines bestimmten fremden auf

uns bezüglichen Willens in Verbindung mit der eigenen Gesinnung gegen die Person einen durchgreifenden Einfluß ausübt auf unsern eigenen Gedankenlauf, insbesondere aber auf unser Begehren und Wollen.

Im Leben bieten sich uns nun Bilder von gegenüberstehenden Personen, Tieren und Sachen und unser gesamtes in jenen Bildern angeschautes Verhältnis zu ihnen, welches uns bei allen auf die resp. Personen, Tiere (oder Dinge) bezüglichen Handlungen entgegentritt und als allgemeine Regel für unsere Handlungen sich geltend macht. Deshalb gebietet jenes unwillkürlicher Weise uns entstandene Bild in Form des Gewissens als allgemeine Macht in uns und wird zum Richter über unser Handeln.

Die Sittlichkeit ist von Sitte abgeleitet; zunächst ist sie die Folgsamkeit des Einzeln einer allgemeinen Macht. Die Sitte umfaßt aber hier sowohl die Sphäre des Rechts als die der Schicklichkeit und Moralität. Diese drei Faktoren werden aber von der Sitte selbst in ein eigentümliches Verhältnis zu einander gestellt, welches sich in der Regel so zu gestalten pflegt, daß in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft jene Faktoren sowohl unter sich eine gänzlich verschiedene Rangordnung eingehen, als sie auch einzeln genommen eine andere Art der Ausprägung erfahren.

Das Ehrgefühl giebt hauptsächlich die Basis zur sittlichen Entwickelung. Diese darf aber nicht allein beim Ehrgefühl stehen bleiben, zu ihr müssen hinzutreten: Rechtsgefühl, Billigkeit, Dankbarkeit. Ein leidlich erträglicher und von uns angesehen als ein rechtlicher Zustand der Gesellschaft kann nur dann entstehen und erhalten werden, wenn Alle die Einsicht gewonnen haben und von der Ansicht beseelt sind, daß jeder Einzelne, wer er auch sei, für sich allein schwach ist, und er zum Gelingen seiner Thätigkeiten der Hilfe und des Schutzes Anderer, sowohl gegen die Natur, als auch insonderheit gegen die Tiere und die übrigen Menschen bedarf. Jedem guten Staatsbürger ist die Ansicht ganz geläufig, daß er bis zu einem gewissen Punkte in allen Dingen nachgeben müsse, sich Bestimmungen fügen, Anordnungen nachkommen müsse, dieses zu thun, jenes zu unterlassen habe. Daher wird eben unser Rechtsgefühl angegriffen oder durch Alles empört, wodurch faktisch bewiesen wird, daß eine Anerkennung der zur Allgemeinheit erhobenen Bestimmungen verweigert oder ignoriert wird.

Diese Gefühle lassen sich aber dem Menschen nicht blos durch Belehrungen anbilden; weit wirksamer zeigt sich vielmehr das Beispiel, weil uns durch dasselbe mit der Anschauung des fremden gegenseitigen Handelns zugleich die fortlaufende Kette der Gemütslagen gegeben wird, welchen diese Handelungen entsprechen. Und gerade hinsichtlich der Liebe zu den Tieren sowie der Ausübung ihres Schutzes ist das Beispiel ganz absonderlich wirksam.

Nun ist wohl ein gesetzlicher und rechtlicher Zustand für den Menschen und ein Verhältnis zu seinem Mitmenschen geschaffen; aber

hinsichtlich der Tiere lassen die Verhältnisse und die gesetzlichen Bestimmungen noch viel, sehr viel zu wünschen übrig, obgleich sie doch unsere niedrigstehenden Mitgeschöpfe und Brüder sind. Des Tieres mindestes Recht ist doch wohl sein Schutz und sein Anspruch darauf gegenüber dem Menschen, weshalb auch der „Rigaer Anwalt der Tiere“ sehr zutreffend zu seinem Motto folgenden Ausspruch gewählt hat: „Dem Tiere Schutz ist ihm sein Recht!“ — Wohl könnte ich aus der hebräischen Litteratur die hohe Würdigung der Tiere nachweisen, sowie die alten Griechen als echte Tierfreunde zeichnen, desgleichen auch Mohamed. Denker und Dichter haben über die Natur der Tiere geschrieben und sie zu schützen und zu lieben anempfohlen. Aus den Schriften Schopenhauers namentlich, sowie aus denen Richard Wagners geht der Wert und das Recht der Tiere klar hervor. Göthe namentlich auch zeigt uns so schön sein Verhältnis zur Tierwelt in seinen Bemerkungen über die religiöse Pietät gegen die Tiere. Die heilige Schrift fordert deren größte Schonung und Rücksicht und belehrt uns über das Höhere in der Tierseele, sowie über das Sehnen nach Erlösung. In Übereinstimmung hiermit haben viele Philosophen die Fortdauer der Tierseele nach dem Tode behauptet oder wenigstens eine solche Möglichkeit zugegeben. Bekannt ist auch die Auslassung Humes: „Das Leben des Menschen hängt von denselben Gesetzen ab, von welchem das Leben der Tiere abhängt; das Leben des Menschen ist nicht wichtiger im Ganzen, als das Leben der Auster.

Es handelt sich nicht um den Wert des Menschenlebens im Verhältnis zum Universum, sondern um den, welcher ihm an und für sich und innerhalb der menschlichen Gesellschaft zukommt.“

Nach Aristoteles ist man auch keineswegs berechtigt, für die denkende Seele ein anderes Schicksal als für die ernährende und empfindende, für den Menschen eine andere Bestimmung als für Tier und Pflanze anzunehmen.*)

Noch erinnere ich an den indischen Ausspruch, nach welchem die Mücke gleiche Bedeutung mit dem donnernden Indra hat.

Ist aber jedes Ding göttlicher Natur, und also vornämlich auch das Tier, so folgt daraus die für das Leben nicht geringe Wahrheit, daß der Mensch kein Recht hat irgend ein Ding, am allerwenigsten ein Tier, blos als Mittel für sich und seine Zwecke anzusehen, gar wohl dieselben zu mißbrauchen. Denn wie wir früher gesehen haben ist ein jeder, als Ausdruck Gottes, dem andern an Würde gleich, ein jedes Zweck und Mittel zugleich.

*) Die Psyche ist ihm für jede Stufe der Entwickelung Form und Entelechie des lebendigen Organismus, und darum begründet seine Unterscheidung einer ernährenden, empfindenden und denkenden Seele nur eine quantitative Differenz, einen Unterschied des Grades und nicht der Art zwischen den Vermögen und Thätigkeiten der Seele, von welchen jede höhere die niedere voraussetzt und einschließt.

„Den armen Indianer schau! Der Geist noch blind
Gott sucht in Wolken und ihn hört im Wind!
Das stolze Wissen lehrt ihn nimmer! — — —
— — — — —
Doch glaubt er, daß sein treuer Hund ihn dann
In seinen Himmel auch begleiten kann.“

Ergreifend ist sicherlich auch diese Stelle, in welcher Pope in seinem „Essay on Man“ (Übersetzung von Ad. Böttger und Th. Oelckers, Leipzig 1842 Bd. 2 Br. 2 S. 11) auf Grund einer Schilderung William Peus eben von diesem Glauben singt. Aber trotzdem werden vielfach die Tiere, die doch zum Wenigsten die Rechte und den Schutz der Unmündigen, welchen sie auch vielfach in ihren Gefühlen, Vorstellungen Wollungen ähneln, haben sollten, als reine Sache behandelt, die vielfach recht- und schutzlos dastehen. Sehr häufig kann man in den Zeitungen von Mißhandlungen der Tiere lesen, die dann allerhöchstens als Sachbeschädigung angesehen und als solche bestraft werden. Öffentliche Blätter verkündeten kürzlich, wie zwei Knechte in Halle a. S. unter dem Bauche des Pferdes Feuer angezündet hätten, um dasselbe zum Ziehen zu bringen und zur höchsten Kraftaufwendung anzutreiben. Infolge dieser Mißhandlung starb das Pferd. Sodann kam eine andere Nachricht, daß ein rachsüchtiger Pferdewärter dem Tiere seines Herrn mit der Mistgabel einen Schlag auf den Kopf versetzt und dadurch das Auge beschädigt, wie auch sonst noch das arme Tier gemißhandelt und verletzt hatte. Er wurde zu 14 Tagen Gefängnis, die Halle'schen Knechte zu 4 Monaten Gefängnis und zwar wegen Sachbeschädigung verurteilt.

Man verwundert sich hierüber; allein den erkennenden Richter trifft deswegen keine Schuld, weil er einfach nicht anders erkennen und bestrafen kann. Mit Recht ist man darüber ungehalten, daß solche rohe Mißhandlungen, begangen an lebendigen Wesen und gefühlvollen Tieren als Sachbeschädigungen so außerordentlich mild bestraft werden. Es geht aber nicht anders, und die Schuld daran trägt das Recht, sowie unsere Gesetzgebung. Es ist nämlich bei uns noch heute die Stellung der Tiere durch den Einfluß des alten römischen Rechtes bestimmt. Dasselbe unterschied natürlicherweise genau zwischen Person und Sachen. Nur eine Person konnte Träger von Rechten sein, und sie hatte Fähigkeit, Rechte zu erwerben. Aber auch nicht einmal mit jeder Person war dies der Fall, denn nicht jeder Mensch war ohne weiteres eine Person in diesem juristischen Sinne, im vollsten Umfange war eigentlich nur und lediglich dies der römische Bürger (civis romanus). Der Sklave dagegen war keine Person; vielmehr war er, gerade wie das Tier, eine Sache, und wenn er auch der gebildetste unterrichtetste Grieche oder Jonier gewesen wäre. Unter einer Sache aber verstand man hier irgend einen körperlichen Gegenstand wie z. B. ein Schwert, ein Pferd, einen Sklaven, welcher durchaus dem Willen der Person, welcher er zugehörte, unterlag. Es herrschte voll-

kommen und vollständig Unterwerfung unter den Willen der Person, daher es auch kam, daß Römer ihre Sklaven mißhandeln oder töten durften, sie vernichten wie eine andere Sache, ohne infolgedessen zur Rechenschaft gezogen werden zu können. Patrizier sollen ihre Fische, des Wohlgeschmackes wegen, mit dem Fleische ihrer Sklaven gefüttert haben.

Mehr Mitleid finden wir sogar bei den Römern, welche doch an ziemlich blutige Auftritte gewöhnt waren, mit den Tieren, denn als einstmals am Ende eines Tierkampfes Pompejus eine Anzahl Elefanten töten lassen wollte, empörte sich das Volk dagegen und verließ den Zirkus. — O Schande über diese grausame Zeit!

Welche Verwünschungen, welche Flüche mögen zu den wahnwitzigen Imperatoren emporgeflogen sein bei dem Todesschrei: „Die Sterbenden grüßen Dich, o Kaiser!"

Das Christentum schaffte endlich die Sklaverei ab, der Mensch trug glücklicherweise den Sieg über den römischen Bürger davon; aber in dem Zustande der Tiere, den früheren Leidensgenossen des Sklaven, änderte sich lange Zeit nichts, er blieb rechtlich immer derselbe. Und wenn auch einzelne Tiere besonders in einzelnen Landen geschützt wurden, wie z. B. in England die Katzen, so verdankten diese Tiere ihren rechtlichen und gesetzlichen Schutz ihrem großen Nutzen für die Allgemeinheit; aber eine tiefere, humane Auffassuug des Verhältnisses zwischen Menschen und Tiere bedeuten alle derartigen Akte nicht, wie auch beispielsweise alle vogelschützerischen Verordnungen und dergleichen. Ja eine wirkliche echte Humanität spricht sich auch darin nicht einmal aus, daß die germanischen Vöker gewisse Tiere, wie insonderheit das Pferd und den Hund, gut behandelten, denn es lag durchaus nicht an einem Schutz des Rechts, woraus sich erst eine humane, tiefe Auffassung des Verhältnisses ergeben konnte; vielmehr war es nur natürliche Gutmütigkeit oder ein Ausfluß der Sitten und Volksanschauung, wonach man in diesen Tieren treue Kriegsgefährten und gute Jagdgehilfen erblickte. Und bis in die heutige Zeit reichen die frühern Zustände und Verhältnisse, denn heute noch sorgt der deutsche Krieger bei Ankunft im Quartier zuerst für sein Pferd und kein Land zeichnet sich hinsichtlich der Tierschinderei so unvorteilhaft aus, als wie gerade das sonst schöne Land Italien.

Eine Besserung in den Rechtsverhältnissen der Tiere ist erst in der neueren Zeit eingetreten, denn keine der frühern hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnungen kannte eine Strafe für Tierquälereien oder eine Bestrafung für Vergehen, welche an Tieren verübt worden. Erst die neuere Strafgesetzgebung enthält Bestimmungen gegen die Tierquälerei, aber dieselben sind immer noch und namentlich bei uns sehr mild und der bezügliche Paragraph lautet: „Wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft." Das Gesetz ist aber, wie es scheint, mehr aus Rücksicht auf die Menschen, als aus Mitleid

und Liebe zur Tierwelt zustande gekommen, während doch die letztere Rücksicht die Hauptseite und den ausschlaggebenden Faktor beim Erlaß des Gesetzes abgeben sollte. Diese Strafbestimmungen sind zu gelinde, denn kennt doch ein anderer Paragraph viel härtere Strafen, indem er denjenigen, welcher vorsätzlich und rechtswidrig eine fremde **Sache** beschädigt oder zerstört, mit Geldstrafe bis zu 900 Mark oder mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bedroht, woraus wir sehen, daß der Sache ein größerer Schutz wird, als dies bei dem lebendigen Tiere der Fall. Dabei ist freilich ein Antrag notwendig; aber das fremde, herrenlose, arme Tier genießt den Schutz dieses Paragraphen nicht. Das mißhandelte oder beschädigte Tier genießt also in vielen Fällen nicht den ausreichenden Schutz, wie viele tote Sachen, und es ist deshalb ganz klar, daß unsere Gesetzgebung das Versäumte wird baldigst nachholen müssen.

Es muß unbedingt dem menschlichen Gefühle widerstreben, lebendige Geschöpfe, von denen dazu noch sehr viele mit einem ungemein hohen Grade von Intelligenz ausgestattet sind, wie tote Sachen aus Eisen, Stein oder Holz behandelt zu sehen.

Auch die religiöse Weltauffassung fordert Erbarmen und Schutz für die Tiere, denn das alte Testament schreibt: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes 2c. 2c. Eine noch viel höhere Anschauung hat das Christentum, und durch die neutestamentliche Lehre wird die Tierwelt in ein Verhältnis zu Gott und Menschen gestellt, woran die frühern Zeiten nicht dachten, und auch Christus sagte: „Und kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater.“ Hiermit werden die Tiere in das schönste Verhältnis zu Gott und Menschen gerückt und hiermit stellt er auch die kleinsten, geringsten, niedrigsten lebenden Geschöpfe unter die Hand des höchsten Wesens und damit in eine (wenigstens annähernde) Linie mit den Menschen.

Die Frage nach dem richtigen Verhältnisse zwischen Tier und Mensch in sittlicher und rechtlicher Beziehung, die Beleuchtung und Forderung des den Tieren bedingungslos zukommenden Rechtes ist eine eminent wichtige Sache, ja sie ist eine Kulturfrage ersten Ranges unserer Zeit, deren Bedeutung und Einfluß nur von der größten Gefühllosigkeit, bedauerlichsten Kurzsichtigkeit und beschämendsten Oberflächlichkeit verkannt oder wohl gar geleugnet werden kann. Sie hat eine viel größere Wichtigkeit als sehr viele besprochene und behandelte Tagesfragen. Namentlich von ihrer Lösung wird es mit abhängen, ob die Menschheit zur echten, wahren Humanität und Gesittung gelangt und auf dieser Erde dem Reiche des Friedens eine feste Stätte bereitet werden kann und wird.

Bereits Plato fordert im zweiten Buche seines Staates für das Tier im Recht eine Stellung, welche eine wahre Humanität für dasselbe erheischt. Darum müssen wir eine solche mit aller Macht und unter Anwendung aller gesetzlichen und rechtlichen Mittel anstreben. Die verschiedensten Faktoren müssen hierzu aber helfen, denn nicht die Gesetzgebung

allein kann hier helfen und alles bewirken, vielmehr müssen zur vollständigen Erreichung des Zieles und Zweckes namentlich und ganz besonders die Mithilfen der Familie, der Frauen, der Schule, der Presse, der Vereine herangezogen werden. Und diese Institutionen reichen hierzu gern und willig die Hand, weil sie sich dadurch ganz insonderheit in den Dienst einer wirklich wahren Humanität und echten Kultur stellen.

Aber schon der eigene Vorteil auch gebietet und verpflichtet zu einer guten Behandlung der Tiere, denn sie gewähren dem Einzelnen wie der Allgemeinheit den allergrrößten Nutzen. Dieser Nutzen aber erhöht sich wesentlich bei angemessener Behandlung und Liebe.

Insonderheit gewähren die Haustiere dem Menschen einen außerordentlichen Nutzen und tragen ein Wesentliches zur Erhaltung und Annehmlichkeit seines Lebens bei, indem sie ihm die beste, kräftigste Speise, Stoff zur Kleidung und zu hunderterlei notwendigen, nützlichen Gegenständen liefern. Der Mensch hat schon daher und deshalb eine große sittliche Pflicht gegen die Tiere, wie ihm auch seine Religion und seine eigene Menschenwürde auf das bestimmteste die Pflicht auferlegen, sie gut zu behandeln und zu pflegen.

Deshalb sagt auch v. Tschudi sehr richtig, daß es dem Menschen um so leichter sein sollte, dieser Pflicht Folge zu leisten, als sie mit seinem eigenen Vorteil so ganz genau übereinstimmt. Gute Pflege und Behandlung erhöht die Leistungen der Tiere außerordentlich. Sie gedeihen dabei sichtlich und werfen, gleichsam aus Dankbarkeit, einen um so größeren Nutzen ab. Dagegen ist die schlechte Behandlung der Tiere mit allerlei Schaden und Nachteil unerläßlich verbunden. Sie rächt sich selbst. Mancher Landwirt klagt, daß er stets Unglück im Stall habe; würde er aber genau nachforschen, woher dieses stete Unglück kommt, so würde er gar oft sich sagen müssen: es kommt von dir selbst her, denn du lässest dein Vieh hungern, du mißhandelst es, du mutest ihm zu viel Arbeit zu, du hast keine Ordnung und Aufsicht im Stall 2c. 2c. Daher kommt dein Unglück im Stall!

Darum ist es vor allen Dingen nötig, die Tiere so gut und so reichlich als nur immer möglich zu ernähren. Denn nährt man sie nur ungenügend und halb, so hat man nichts als Schaden an ihnen: sie leisten dann so gut wie nichts und kommen immer mehr ab. Hunger thut weh, dem Menschen wie dem Tiere, und es ist eine sehr große Sünde, das arme Vieh hungern zu lassen. Reichliches Futter macht sich doppelt bezahlt. Saftiges Grünfutter im Sommer und gutes Heu nebst Wurzeln und Knollen im Winter bringen z. B. beim Milchvieh den höchsten Ertrag und lassen es am besten gedeihen. Den Tieren darf aber nie verdorbenes Futter gereicht werden; auch soll man von einer Fütterungsart zur andern nur ganz allmählich übergehen und den Vorrat so einteilen, daß zu keiner Zeit ein Mangel eintreten kann.

Dabei muß man jeden Tag ganz pünktlich und regelmäßig füttern

und tränken, denn die Einhaltung einer festen und bestimmten Ordnung sagt der Gesundheit der Tiere vorzüglich zu. Müssen sie lange hungern, so überfressen sie sich nachher zu leicht und werden inzwischen unruhig. Lässige Dienstpersonen ruinieren durch Unregelmäßigkeit sehr leicht die Tiere. Auch muß hierbei die größte Reinlichkeit herrschen. Die Tiere müssen auch hinlänglich Stroh erhalten, damit sie nicht im Kote liegen. Der Dünger muß im Sommer täglich entfernt werden, denn sonst verpestet er die Luft. Frische Luft aber ist den Tieren ein wirkliches und wahrhaftes Lebensbedürfnis. Die eingeatmete Luft spielt bei der Blutbereitung in der Lunge eine sehr wichtige Rolle, und enthält sie nicht genug Sauerstoff, ist sie vielmehr voll von Kohlensäure, so nützt sie dem Tierkörper nicht, deswegen muß der Stall öfters gelüftet werden. Dabei ist auf den rechten Grad von Wärme*) zu sehen, weil qualmende Hitze in den Ställen nicht taugt, anderenteils bei zu niedriger Temperatur die Tiere um so mehr fressen, um nur die nötige Körperwärme zu erzeugen. Ist dies nicht der Fall, so verbrauchen sie von ihrem Fette. Zugluft ist auch von schädlichen Folgen begleitet. Eine Hauptsache ist es namentlich auch, die Tiere rein zu halten. Nicht unrichtig heißt es: gut geputzt ist halb gefuttert. Im Naturzustande, wo sich die Tiere selbst reinigen können, halten sich beinahe alle äußerst rein; aber die von den Menschen gefangen gehaltenen starren oft von Ungeziefer und Schmutz. Nun stört aber der Schmutz die Thätigkeit der Haut, und das Ungeziefer quält das Tier und beunruhigt es Tag und Nacht, sodaß es kein rechtes Gedeihen hat. Darum muß das Vieh täglich geputzt und gestriegelt werden, auf daß es sauber uud blank ist. Die aufgewendete Mühe wird reichlich verlohnt, denn es wird nicht nur schöner, sondern auch kräftiger und gesünder. Die alte Schmutzwirtschaft in Kuh- und namentlich Schweineställen kommt glücklicherweise mehr und mehr in Verruf und in Wegfall. Verständige Landwirte haben begriffen, daß Tiere im reinlichen, trocknen Stall und mit einer rein gewaschenen Haut viel schöner und fetter werden, als wenn sie im Kot und Schmutze stecken.

Ein Haupterfordernis ist es sodann, die Tiere freundlich und möglichst sanft zu behandeln. Dabei befinden sie sich viel wohler, als bei launenhafter oder gar roher Behandlung und werden zutraulicher und lenksamer. Kluge Tiere, besonders Pferde, Hunde 2c., verdirbt man leicht durch grobes und willkürliches Benehmen, und sehr viele, später unausrottbare Fehler bei Pferden rühren einzig und allein von solch unangemessener Behandlung her. Unarten und Bosheit kuriert man nicht leicht durch Rohheit, sehr oft aber dagegen durch anhaltenden Ernst und genaue Aufmerksamkeit. Darum möchten alle, welche solche Tiere besitzen, es nur mit Güte versuchen, dieselben kommen sicherlich damit am weitesten.

Nie sollte man ein Tier mißbrauchen oder gar mißhandeln. Reiz-

---

*) Im Kuhstall genügen 12—14° R.; für Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine u. dergl. genügen schon 9—10° R.

bares, jähzorniges Wesen ist ein sehr großes Übel und bringt dem Viehbesitzer viel Unheil. Es entehrt den Menschen und Christen und reißt zu abscheulichen Schimpfwörtern und schändlicher Tierquälerei hin. Wer sein Spannvieh ohne gehöriges Futter und ohne ihm die nötige Ruhe zu gönnen, abquält, wer ihm übergroße Lasten zumutet*) und es durch rohe Schläge und Mißhandlung zum Anstrengen seiner letzten Kräfte zwingt, sinkt noch unter die Stufe des Tieres herunter, und ein solcher „Viehschinder" und Tierquäler wird von jedem ordentlichen Menschen tief verachtet.

Auch das Hetzen des Schlachtviehes mit bissigen Hunden, das sogenannte Ausgraben der Hörner bei den Ziegen, das Verstutzen der Ohren und des Schwanzes bei den Hunden, das englisieren bei den Pferden, das Hetzen des Wildes zur menschlichen Lustbarkeit, das qualvolle Kreuzweisbinden der Kälber und dergl. mehr ist eine arge Rohheit und große Sünde.

Kranke und leidende Tiere müssen sodann auf das sorgfältigste gepflegt werden. Es ist eine bekannte und allgemein zugegebene Thatsache, daß Tiere gerade ebenso durch Krankheiten zu leiden haben, wie die Menschen. Ich habe Hunde gesehen, die gerade und genau so wie Menschen an Rheumatismus litten und durch allerlei Übel und Krankheiten gequält wurden. Und wer einem sterbenden Tier in das seelenvolle Auge, das an Glanz und Geist immer mehr zunahm, geblickt hat, wer den geistigen Ausdruck und die seelenvolle Tiefe, welche aus demselben im letzten Augenblicke sprach, gesehen hat, der wird erkannt haben, daß auch bereits im Tier etwas Höheres lebt und daß dasselbe auch zu Höherem bestimmt ist. Diesem aufmerksameren Beobachter und gemütvollen Menschen kann der Ausspruch Schopenhauers, nach welchem es absurd ist, ein Fortleben und eine ewige Seligkeit bloß für den Menschen anzunehmen, nicht befremden, vielmehr wird er der Wahrheit dieses Satzes beizupflichten gezwungen sein. — Ja, die Welt ist gewiß und sicher ein Abbild des Guten, sie hat ein teleologisches Prinzip, und darum muß nicht allein die Welt Ordnung haben, sondern es ist auch in ihr Vernunft und somit Beseelung. Wie die Idee des Guten alle lebenden Wesen in ihrem Inhalt befaßt, so die sichtbare Welt uns und alle übrigen Geschöpfe. Wie ferner die übrigen Ideen mit der Idee des Guten verwandt sind, so sind die lebenden Wesen innerhalb der Welt mit der Welt als Ganzem verwandt. Die Welt ist (eben) ein beseeltes Ganzes und als solches in ihrer Vortrefflichkeit sich selbst genügend, ein seeliger Gott nach Plato.

Da wir also gesehen, daß auch die Tiere von Unwohlsein und Krankheiten befallen werden können, so ist es unsere unbedingte Pflicht,

---

*) Sehr lobenswert ist es, daß die Lasten, welche man z. B. den Kamelen auflegen darf, gesetzlich bestimmt sind. Ein überlastetes Kamel kam selbst zum Scheikh. Derselbe ließ den Besitzer holen, hielt ihm sein großes Unrecht vor und bestrafte ihn dann nach Gebühr.

dieselben in solchem Zustande zu pflegen. Mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit kann oft größeres Übel verhütet werden; ebenso durch rechtzeitige Schonung und zweckmäßige Pflege. In solchen Fällen soll man sich namentlich auch vor Pfuschern hüten, vielmehr soll man einen tüchtigen und gewissenhaften Tierarzt zu Rate und Hilfe ziehen. Es ist geratener, einem solchen eine Mark zu zahlen, als einem unwissenden Quacksalber einen Pfennig.

Überlegen wir alles genau und vernünftig, so sehen wir leicht ein: Das Wohl der Tiere hängt mit unserm eigenen Vorteil auf das genaueste zusammen. Je besser sich unsere Haustiere befinden, je mehr sie leisten, je schöner sie werden und je besser sie gedeihen, desto größern Nutzen bringen sie uns. Der Rohe, der seine Tiere vernachlässigt oder ruiniert, thut sich deshalb selber auch den größten Schaden und somit am wehesten. Darum sollen wir unsere Tiere schonen und pflegen sowohl um ihretwillen, als auch insonderheit um unserer selbst willen, und in der Schrift stehet ja auch geschrieben: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber des Gottlosen Herz ist unbarmherzig."

Es schuf dich Gott, so steht geschrieben,
Das Tier ward auch auf seinen Ruf,
Drum, willst du deinen Schöpfer lieben,
Lieb' die Geschöpfe, die er schuf.

Wohl ist das Tier dir untergeben
Zum Dienste als ein treuer Knecht,
Doch nimmst du grundlos ihm das Leben,
Verletzest du ein heilig Recht.

Wer ein Geschöpf, zur Lust geboren,
Aus Bosheit quälet oder Scherz,
Der hat den schönsten Schmuck verloren,
Der Menschen ziert: **ein fühlend Herz!**

Laß nie die Wahrheit dir entschwinden:
„Wie du, so fühlt den Schmerz das Tier."
Denk' stets: „Was würde ich empfinden,
Geschähe, — wie dem Tiere mir?"

Es sei der Spruch als heil'ger Same
In jedes Menschen Brust gelegt:
„Nur dem gebührt des Menschen Name,
Der Mitleid mit den Tieren hegt."

Es kann das kranke Vieh nicht klagen,
Drum hilf du ihm zu jeder Frist;
Und kann's auch nicht „Vergelt's Gott" sagen,
Glaub' daß der Lohn dir sicher ist.

Der Wurm selbst, der im Staub sich windet,
Er sei verschont von deinem Tritt,
Denn auch das kleinste Tier empfindet
Die süße Lust des Lebens mit.

Wie glücklich ist der Freund der Armen,
Der Freund der Tiere, groß und klein!
Denn wer mit ihnen hat Erbarmen,
Dem wird Gott auch barmherzig sein!

Es müssen nunmehr Gott, der Mensch, das Tier wegen der Ähnlichkeit der Vernunft nach dem Begriffe des Ganzen betrachtet werden. Wenn aber auch die Kluft zwischen Tier und Mensch nicht so groß als diejenige zwischen Menschen und Gott ist, so kann doch aber der Mensch bereits, und nur er allein, einen solchen Begriff fassen, das Tier vermag dies (absolut) nicht. Bei den Menschen halten Gedächtnis und Phantasie viel länger an, als dieses bei den Tieren der Fall ist, auch nimmt sein Verstand im Verhältnis viel mehr zu. Er kann sodann hauptsächlich im Besitz des Begriffs des Ganzen das allgemeine Wohl bezwecken, während das Tier in Ermangelung eines solchen Begriffs im eigentlichen Sinne weder der Gesellschaft und noch weniger der Tugend fähig ist. Ich sage nochmals ausdrücklich im eigentlichen, auszeichnenden Sinne, denn im Gebiete der allgemeinen Psychologie ist es eine der brennendsten und interessantesten Streit- und Tagesfragen, welche namentlich zum Gegenstande hat: ob der Mensch eine von allen übrigen Geschöpfen wesentlich verschiedene, bevorzugte Sonderstellung im Weltall einnehmen, oder ob er nach Lamarck, Darwin, Häckel ꝛc. das Endglied einer durch die gesamte belebte Natur sich hinziehenden Entwickelungskette, also zunächst selbst tierischen Ursprungs sei. Während die Untersuchungen Darwins und der meisten seiner Jünger mehr auf die körperliche Beschaffenheit von Mensch und Tier, also mehr auf anatomische, physiologische und paläontologische Fragen gerichtet waren, müssen wir doch hauptsächlich die vergleichenden Untersuchungen an der Menschen- und Tierseele vornehmen. Wie wir bereits früher gesehen, haben wir die vollkommensten Erscheinungen einer Tierseele. Diese wird durchaus dadurch nicht beeinträchtigt, daß sich Unterschiede zwischen diesen Erscheinungen und den Äußerungen der menschlichen Seele nachweisen lassen. Viele haben auch aus der vielfachen Übereinstimmung dieser Erscheinungen mit der Seele des Kindes und der Naturvölker auf einen unmittelbaren Zusammenhang und eine Wesensgleichheit zwischen Menschen- und Tierwelt zu schließen sich für berechtigt gehalten und erachtet, die Menschenseele sei nicht wesentlich verschieden von der Tierseele, nur ein Unterschied dem Grade nach sei vorhanden. Ganz sicher ist wenigstens folgendes: nach den Lehren der Bibel, sowie nach den Meinungen der meisten alten, mittelalterlichen und neueren Philosophen über das Vorhandensein einer Tierseele, muß unbedingt die Existenz

einer, wenn auch noch niedriger organisierten tierischen Seele angenommen werden. An sehr, ja an äußerst zahlreichen Beispielen, welche wir aus dem Leben und Thun niedriger und höherer Tiere entlehnen könnten, ist mit größter Bestimmtheit eine geistige, die intellektuelle Seite der Tierseele nachzuweisen, woraus wir die praktische Schlußfolgerung zu ziehen ganz und gar berechtigt sind, **daß es keineswegs blos eine Forderung übertriebener Sentimentalität, sondern vielmehr eine sittliche, durch moral-philosophische Gründe belegte Pflicht des Menschen sei, dem Tiere als einem beseelten und belebten Wesen stets mit Schonung und Milde gegenüberzutreten.**

Ja viele Philosophen reden, und zwar mit Recht, von der „Sittlichkeit der Tiere." Treten auch wir der Frage nach dem Unterschiede zwischen den Erscheinungen von Sitte und Moral bei Menschen und Tieren etwas näher. Die Sittlichkeit besteht und offenbart sich hauptsächlich im Wollen und Handeln. Nun sind aber die Handlungen und der Wille der Tiere (wenn auch nicht lediglich und ganz, so doch aber mehr) Ausflüsse niederer Triebe, wie des Nahrungs-, Selbsterhaltungs- und Geschlechtstriebes.*) Oft nehmen zwar diese Äußerungen solcher Triebe (und zwar nicht allein und blos bei höhern Tieren, wie einzelnen Haustieren und Vögeln, welch letztere beispielsweise oft wahre „Muster-Ehen" führen, sondern auch bei Bienen, Ameisen und Käfern, selbst bei Krebsen und Schnecken) eine solche Form und hohe Gestalt an, daß wir an hochbegabte, vernunftentstammte, edle Tugenden glauben möchten, wie z. B. an Aufopferung, Hingebung, Dankbarkeit, Mitleid und Mitfreude, Selbstbeherrschung, oder auch an deren Gegensätze, wie Rache, Haß, übertriebenes Selbstbewußtsein, Ehrgeiz im menschlichen Sinne dieser Worte. Dennoch aber sind viele unserer Gelehrten in solchen Analogie-Schlüssen zwischen Mensch und Tier offenbar zu weit gegangen, wie wir wiederum an den Beispielen der sogenannten „Tierstaaten" bei Bienen, Ameisen u. dergl. nachweisen könnten. Man darf doch bei alledem und der oft hoch entwickelten Vernunft im Tierleben nicht vergessen, daß Tiere wohl zuweilen erstaunliche Proben praktischen Verstandes und hochentwickelten Instinkts gegeben haben, dagegen aber noch nicht eine Kundgebung der den Menschen so hoch über die gesamte übrige Schöpfung erhebenden Vernunft und Entwickelung menschlichen Geistes, die ihm auch das Gebiet des sinnlich nicht Wahrnehmbaren, also des Übersinnlichen, Überirdischen erschließt und öffnet, zeigen können.

Man kann ja freilich mit großem Rechte bereits von einem „Seelenleben der Pflanzen" sprechen, denn es ist leicht, die Notwendigkeit nachzuweisen, auch die Pflanzenwelt als eine beseelte Welt aufzufassen, welche

---

*) Viele Philosophen behaupten, der Erhaltungs- und Geschlechtstrieb sei auch bei den Menschen das mächtigste Agens und unser Dichterfürst singt: „So lange bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe."

somit ebenfalls und auch ein Anrecht auf Schonung und Schutz seitens der Menschen hat. Unsere germanischen Vorfahren hatten wie die alten Griechen und alle Kulturvölker bereits diese seelenvolle Auffassung von der Pflanzenwelt; unsere Dichter auch teilen dieselbe in ihren poetischen Erzeugnissen; die Vernunft verlangt eine solche, wenn man bedenkt, daß die Pflanzen für alle auf sie einwirkenden Reize empfänglich sind, dieselben, wenn auch unbewußt, empfinden und je nach diesen Eindrücken (z. B. des Lichtes, der Wärme, der Feuchtigkeit, der Bodenbeschaffenheit, der sie umgebenden Luft, der Pflege und Kultur) sehr verschiedenartig rückwirken, also gleichsam handeln. Wenn somit den Pflanzen auch keine bewußte Überlegung, keine Rückerinnerung, kein Gedächtnis, kein sittliches Wollen zugeschrieben werden kann, so haben sie doch auf alle Fälle eine empfindende Seele, sensitive Erregungen, es schlummern mithin Triebe in ihnen, die sogar auf sehr mächtige Empfindungen schließen lassen. Die Pflanzen stellen somit etwa die Stufe des seelischen Zustandes dar, auf welcher sich das neugeborne Kind befindet, das auch weder denken, noch bewußt handeln, sondern lediglich empfinden und diesen seinen Empfindungen gemäß sich äußern kann.

Dabei nehmen die Pflanzen im Weltganzen eine sehr wichtige Rolle und Stellung ein, indem sie die Hauptträger der Schönheiten der Natur sind, sowie als dasjenige Element, das die unorganischen Stoffe der Erde in organische, in Nahrungsmittel für Menschen und Tiere umwandelt, sowie den zur Atmung so sehr und unumgänglich notwendigen Sauerstoff liefert.

Von diesem Standpunkte aus muß uns das Tier als auf einer besonders hohen Stufe*) befindlich erscheinen, und von diesen Gesichts-

*) Man sehe auch das 12. Kap. des 2. Buches p. 158 ff. von Simplicius Simplicissimus. Dasselbe trägt folgende Überschrift:

Simplex zieht trefflich und prächtig herfür
Den Verstand der unvernünftigen Tier'.

Vermeint ihr Menschen denn wohl, wir Tiere seien gar Narren? Das dürft ihr euch wohl nicht einbilden! Ich halte dafür, wenn Tiere, die älter sind als ich, so gut wie ich reden könnten, sie würden auch wohl ganz anders aufschneiden. Wenn ihr meint, wir seien so ganz und gar dumm, so sagt mir doch, wer die wilden Blochtauben, Häher, Amseln ꝛc. gelehrt hat, wie sie sich mit Lorbeerblättern purgieren sollen? und wie Tauben nnd Hühner mit Sankt Peters-Kraut? Wer lehrt Hunde und Katzen, daß sie das bethaute Gras fressen sollen, wenn sie ihren vollen Bauch reinigen wollen? Wer lehrt die Schildkröte, daß sie die Bisse mit Schierling heilen? den angeschossenen Hirsch, seine Zuflucht zu dem Diptam oder wilden Polei nehmen sollte? Wer hat das Wieselein unterrichtet, daß es Raute gebrauchen solle, wenn es mit der Fledermaus oder einer Schlange kämpfen will. Wer giebt den wilden Schweinen Epheu und den Bären den Alraun zu erkennen und sagt ihnen, daß es gut sei zu ihrer Arzenei? Adler sucht und gebraucht Adlerstein, wenn er seine Eier schwerlich legen kann. Wer giebt es der Schwalbe zu verstehen, daß sie die blöden Augen ihrer Jungen mit dem Schellkraut heilen solle? Wer hat die Schlange unterwiesen, daß sie solle Fenchel essen, wenn sie ihre Haut abstreifen und ihren dunkeln Augen helfen will? Wer lehrte den Storch, sich zu klistieren? den Pelikan sich Ader zu lassen? den Bär, sich von den Bienen schröpfen zu lassen? Was! ich dürfte schier sagen, daß ihr Menschen eure Künste und Wissenschaften von den Tieren erlernt habt. Ihr freßt und sauft euch

punkten aus ist es um so verwerflicher und schändlicher, sowie um so strenger zu verurteilen, wenn man sieht, welche Gewalt und Rohheit den Tieren zugefügt wird und welche Mißhandlungen und Duldungen die Tiere von den Menschen zu ertragen haben. In diesem Punkte ist aber ganz besonders an die Vivisektion zu erinnern. Man sollte es durchaus für unmöglich halten, was hier geleistet wird. Wer aber zum erstenmal in die Folterkammer der Wissenschaft schaut, der wird mit dem Gefühl des höchsten Entsetzens und Unwillens sich gegen die Männer wenden, die solcher Operationen fähig sind, ja sogar einen Lebensberuf aus diesem experimentalen Verstümmeln, Schneiden, Brennen zc. machen. Je nach Umstand und Temperament wird er drohend, fragend, scheltend oder bittend vor sie hintreten, und er darf versichert sein, daß das, was er fühlt und thut, auch Tausende von Menschen fühlen und thun werden, denn es sind ganz allgemeine menschliche Gefühle, Äußerungen der allgemeinen Menschennatur überhaupt. Und darum ist es auch zu verschiedenen Arten von öffentlicher Meinung sowie zu mehr oder minder energischen Kundgebungen gegenüber der Vivisektion gekommen.

So z. B. rüttelte im Jahre 1863 zu Florenz eine edle und beherzte Frau das ewig heitere Publikum in Italien aus seiner Glückseligkeit auf durch ihre schrecklichen Enthüllungen. In England bewirkte ein Schrei des Unwillens, daß das Parlament eine Untersuchungs-Kommission einsetzte. Hierselbst hatte sich eine Gesellschaft gebildet zur Bekämpfung des qualvollen Zerschneidens lebender Tiere. Diese Gesellschaft stützte ihre Agitation auf die Gutachten vieler berühmten Ärzte, daß die betreffenden Quälereien der Tiere der ärztlichen Wissenschaft oder doch

krank, das thun wir Tiere nicht. Ein Löwe fastet, wenn er fett werden will. Welcher Teil handelt nun am weislichsten? Betrachtet das Geflügel, die unterschiedlichen Gebäue ihrer artlichen Nester, und weil ihnen ihre Arbeit niemand nachmachen kann, so müßt ihr ja bekennen, daß sie sowohl beständiger als künstlicher sind, als ihr Menschen selbst. Wer sagt's den Vögeln, daß sie wandern sollen? — Wer unterrichtet sie, daß sie zu solchem Ende sich einen Sammelplatz bestimmen müssen? . . . — Wer lehrt die Spinne ihr Netz, ein Wunderwerk, weben? — Ihr Menschen, verwundert euch über den Raben, von welchem Plutarch bezeugt, daß er Steine in ein halb mit Wasser gefülltes Geschirr geworfen habe, bis das Wasser soweit gestanden, um bequem daraus trinken zu können. Was würdet ihr wohl thun, wenn ihr bei und unter den Tieren wohnen und ihre übrigen Handlungen, ihr ganzes Thun und Lassen mit ansehen und betrachten würdet! Alsdann würdet ihr erst erkennen, daß es sich ansehen lasse, als hätten die Tiere etwas von besonderen, eigenen und natürlichen Kräften und Tugenden in allen ihren Gemütsbewegungen und Neigungen, in der Vorsichtigkeit, Stärke, Mildigkeit, Furchtsamkeit, Rauhheit, Lehre und Unterrichtung. Es kennt je eines das andere; sie unterscheiden sich einander selbst; sie stellen dem nach, was ihnen nützlich ist, fliehen das Schädliche, meiden die Gefahr, . . . betrügen auch bisweilen euch Menschen selbst. Daher denn viele alte Philosophen solches alles ernstlich erwogen und sich nicht geschämt haben, zu fragen und zu besprechen: ob die unvernünftigen Tiere nicht auch Verstand hätten? Doch was bedarf's vieles Grammanzens? Schickt euch der weise König doch selbst zu uns (den Tieren) in die Schule, da er im 30. Kap. seiner Sprichwörter sagt: Es sind vier kleine Dinge auf Erden, doch sind sie viel weiser als die Weisesten auf Erden: die Ameisen zc. . . — die Königlein . . — die Heuschrecken und Spinnen. . — . Geht zu den Immen und alsdann sagt mir eure Meinung wieder.

der praktischen Heilkunde nur selten und im geringen Maße zugute kommen. Die von dem Vereine veröffentlichte Schrift führt traurige Beispiele der „wissenschaftlichen Schinderei" an. Dr. Martin z. B. erzählt von seinem Zeitgenossen, dem bekannten französischen Arzte Magendie: „Im Laufe des letzten Jahres führte dieser Mann eine Reihe so grausamer Experimente aus, daß man es kaum für glaublich halten möchte. Er nagelte einen feinen Wachtelhund zuerst mit den Vorder- und dann mit den Hinterpfoten mit den stumpfsten Nägeln, die er finden konnte, an den Tisch, was er dadurch zu entschuldigen suchte, daß sich das arme Tier in seinen heftigen Schmerzen von den Nägeln losreißen könnte, wenn sie scharf und schneidig wären. Darauf legte er die langen Ohren des Hundes zusammen und nagelte sie gleichfalls an. Alsdann machte er die Gesichtsmitte hinab einen Schnitt und begann die Nerven auf einer Seite bloßzulegen. Zuerst schnitt er die Sehnerven heraus und während dieser Operation sagte er zu seinen Zuhörern: Beobachten Sie, wenn ich mein Messer über diese Nerven gleiten lasse, wird der Hund die Augen schließen. Dies geschah. Darauf fuhr er fort, an den Geschmacks- und Gehörnerven zu operieren. Nach Beendigung dieser Operation legte er etwas bittere Nahrung auf die Zunge des Hundes und schrie ihm ins Ohr. Das Tier verweigerte die Annahme der Nahrung und war unempfindlich gegen den Zuruf. Dieser chirurgische Foltermeister wandte sich darauf zu seinen Hörern und sagte: Ich habe nun meine Operationen an einer Seite dieses Hundekopfes beendet; da ein Tier dieser Art jedoch viel Geld kostet, werde ich die andere Seite bis morgen lassen. Wenn der Diener die ihm für die Nacht erteilte Anweisung befolgt, werde ich morgen meine Operation fortsetzen. Wenn aber nicht — da er möglicherweise die heute bewiesene Lebhaftigkeit (!) verloren haben könnte —, so werde ich Gelegenheit nehmen, ihn lebend aufzuschneiden und ihnen die peristaltische Bewegung des Herzens und der Eingeweide zu zeigen." — An der Edinburger Universität kam folgendes Experiment vor: Ein schöner Wachtelhund wurde mit starken Stricken, welche fest um jedes Bein gebunden wurden, an dem Tisch befestigt und der Kopf in der Weise vor jeder Bewegung gesichert, daß, was nicht ohne den heftigsten Widerstand geschah, eine starke Peitschenschnur durch die Nasenlöcher gezogen und die Enden an die Tischbeine festgebunden wurden, so daß sich das Tier nicht rühren noch regen konnte. In die Brust wurde nun auf einer Seite eine Öffnung gemacht, um zu zeigen, daß das Tier durch die andere leben und atmen könne; dann wurde auch noch die andere Seite geöffnet, um zu zeigen, wie lange es noch atmen könne, ehe es unempfindlich würde, und alsdann wurden die Grausamkeiten in der Weise noch fortgesetzt, daß nämlich die Öffnungen wieder geschlossen wurden, um zu zeigen, daß die Atmung wiederkehren, das Tier wieder aufleben und sich seiner Leiden bewußt werden würde. Der letztere Teil der Operation geschah vor der Öffnung des Bauches. Der Ausdruck der Qual, als das Tier seine Elfenbeinzähne entblößte und sich zu sträuben versuchte, spottet aller Be-

schreibung; aber ich glaube, daß der Schmerz, den das arme Geschöpf bei jedem Versuche, den Kopf zu bewegen, durch das Einschneiden der Schnur in die Scheidewand der Nasenlöcher empfand, der durch das Messer verursachten Marter ziemlich gleichgekommen sein mag. — Die vorstehende Thatsache berichtet ein Augenzeuge! — Die Haut schaudert einem, wenn man solche Gräuel hört.

Leider hat eine allgemeine Entrüstung über solche Thaten nur ein kurzes Dasein, wie die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat, leider! gelehrt hat. Es folgte vielmehr bald das Stadium der Reaktion, als erklärliches Resultat jener sittlichen Feuerprobe, welche doch nur diejenigen zu bestehen vermögen, die sich durch das Ansehen der wissenschaftlichen Großwürdenträger nicht irre machen lassen. Das sind leider immer nur wenige. Die meisten sind Dutzendmenschen (nach Schopenhauer), welche ihren Schwerpunkt nicht in sich tragen, sondern in den Göttern und Halbgöttern ihrer Zeit, vor welchen sie sich denn auch willenlos beugen.

Wie kontrastiert dagegen die Liebe zu den Tieren, die überall gepredigt wird und die wir besonders schön beschrieben finden in verschiedenen Sagen aus dem Morgenlande. So z. B.

### Mohammed und die Katze.

Mit seinen Freunden im Gemach
Saß der Prophet vertraulich,
Von Menschentum und Milde sprach
Er Worte tief erbaulich.

„Wer je ein weinend Herz verließ,
Wird nicht zu Gnaden kommen;
Mild wird vom Herrn im Paradies
Das Tier selbst aufgenommen.“

Sie saßen still und aufmerksam —
Denn es belehrte jeden;
Nur einen Hörer überkam
Der Schlaf bei seinen Reden.

Mohammeds Lieblingskatze war's,
Die, als sie ihm geschmeichelt,
Auf einem Zipfel des Talars
Entschlief, vom Herrn gestreichelt.

Von der Moschee ließ zum Gebet
Jetzt laut der Ruf sich hören,
Doch mochte nimmer der Prophet
Den Schlaf der Freundin stören.

Und schnitt den Zipfel vom Talar,
Dann ging er um zu beten,
Und seinen Jüngern wurde klar
Die Milde des Propheten!

Die Scheußlichkeit dieser Behandlung der so hoch entwickelten und vorzüglich organisierten Tiere springt in die Augen; aber gerade an solchen und ausschließlich an diesen nimmt man derartige Operationen und Versuche vor. — Bei vielen Tieren ist ja wegen der Größe des Rückenmarkes im Verhältnis zum Gehirn auch das vegetative Leben ausgezeichneter und zäher als das tierische; daher äußert auch das weniger entwickelte Gehirn geringeren Einfluß auf den übrigen Körper; daher können auch z. B. Schildkröten ohne Gehirn noch monatelang leben, wogegen bei den Warmblütlern alle Verrichtungen der Nerven unter unmittelbarer Herrschaft des Gehirns stehen und daher die Zerstörung des Gehirns auch sogleich sämtliche Verrichtungen des Körpers stört und den Tod bewirkt. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Organe der Reptilien beispielsweise ist auch die Ursache der großen Reorganisations- und Reproduktionskraft, vermöge welcher sich Schwanz, Beine, ja sogar die Augen wieder erzeugen können. Man findet deshalb Blindschleichen, Krebse 2c. selten, denen der Schwanz oder eine Scheere nicht schon einmal abgebrochen und wieder gewachsen, reproduziert wären.

Beherzigenswerte Worte haben wir hinsichtlich der Vivisektion von Professor Pirogow. Derselbe schreibt: „Vor 30 Jahren hielt ich jedes Mitleid mit den Qualen der Hunde bei der Vivisektion und noch mehr die Zuneigung zu den Tieren für abgeschmackte Sentimentalität. Die Zeit aber ändert vieles und ich, der ich einst kein Mitgefühl für die Leiden hatte, welche ich den Tieren bei Dutzenden von Vivisektionen täglich verursachte (Chloroform kannte man damals noch nicht), würde mich jetzt, trotz Chloroform, nimmer dazu entschließen, aus wissenschaftlicher Neugier einen Hund aufzuschneiden; jetzt erst ist es mir höchst glaubwürdig geworden, was ich früher nicht wahr haben wollte, daß Haller im Alter in Schwermut verfiel und solches den von ihm verübten Vivisektionen zuschrieb, wie, wenn ich nicht irre, Zimmermann in seinem Werke „Über die Einsamkeit" erzählt.

Besonders schwer lastet die Erinnerung an solche Operationen auf mir, bei welchen ich die Tiere aus Unkenntnis, Unerfahrenheit, Leichtsinn oder Gott weiß weshalb, sich unnütz quälen ließ. Ja, die bitterste Schwermut überfällt uns bei der Erinnerung an Gewaltthätigkeiten, welche einst dem fremden oder eigenen Empfinden zugefügt wurden. Mit welchem Gleichmute wir auch das Gefühl anderer gewaltsam verletzt haben, wir können niemals sicher sein, daß solches sich nicht früh oder spät an unserm eigenen Empfinden rächen werde. Als meine Lady, unter Qualen verendend, ihre Augen auf mich gerichtet hielt und ungeachtet ihrer Leiden, stöhnend, mich doch noch mit leisem Wedeln begrüßte, da erwachte mit dem Mitleiden für das geliebte Hündchen in mir die Erinnerung an die Martern, welche ich vor 30 bis 40 Jahren ganzen Hunderten von Tieren, wie meine Lady, verursacht hatte, und mir wurde unsäglich schwer ums Herz.

Noch schwerer wird mir zu Mute bei der Erinnerung an einen

gleichfalls vor 40 Jahren operierten Greis; es ist mir in meiner Praxis nur einmal vorgekommen, daß ich mich bei der Untersuchung des Kranken so grob geirrt habe, daß ich, nachdem ich den Steinschnitt gemacht, keinen Stein fand. Das passierte mir bei einem schüchternen, gottesfürchtigen Greise; verdrießlich über mich selbst, war ich so unzart, unpassende Worte zu gebrauchen. Da sprach er mit matter Stimme: „Fürchten Sie denn nicht Gott? — Sie rufen den unreinen, bösen Geist an, während doch nur der Höchste meine Leiden lindern könnte!"

Welche Lehre liegt in den Worten des Märtyrers, mir ist es, als hörte ich sie noch jetzt." —

Das letzte Jahrhundert kann sich mit Recht rühmen, die Menschheit im Allgemeinen auf eine sittlich höhere Stufe gebracht zu haben, das Humanitäts-Prinzip belebt zu haben. Menschenrechte fanden allgemeinere Anerkennung. Freiheit und Gleichheit hörte mehr und mehr auf, ein leerer Schall zu sein. Dagegen ist es noch mehr die Gerechtigkeit und das Mitleid, welches die Tierwelt in einem noch höhern Maße und Grade von uns zu beanspruchen berechtigt ist. Diese Forderung hat eine sehr hohe ethische Bedeutung. Wohl mag den Menschenrechten ein größerer potentieller Inhalt zugesprochen werden, als den Tierrechten. Mit der Geltendmachung dieser Rechte verhält es sich aber gerade umgekehrt. Ihrem Inhalte und ihren Folgen nach muß allerdings die Menschenliebe viel mächtiger sein. als die Tierliebe; mißt man sie aber nach ihren Motiven oder Beweggründen, so ist die erstere gegen die letztere ganz entschieden von geringerer ethischer Dignität und sittlicher Würde, denn, abgesehen von den einzigen, heiligen und erhabenen Regungen der Mutterliebe, basiert doch im allgemeinen wie in der Hauptsache immer die Menschenliebe auf Ansprüchen der Gegenseitigkeit, Brüderlichkeit. Daher ja auch die alte und ewige Klage über den Undank der Welt. Ganz wesentlich anders und verschieden ist es mit der Tierliebe, weil, wer ein Tier schützt, liebt, rettet, pflegt 2c. es thut, ohne auf Gegenleistung oder Dankbarkeit Anspruch zu erheben. Ja, er rechnet meistens nicht einmal darauf. Und hierin nun liegt der reine sittliche, höhere ethische und Kulturwert der Geltendmachung der Tierrechte, im Verhältnis zu derjenigen der Menschenrechte, begründet.

Das arme Tier ist stumm und wehrlos der überlegenen Gewalt des Menschen gegenüber; es ist dem berechnenden Verstande desselben oft preisgegeben. Zum Protest gegen den Mißbrauch dieser Gewalt besitzt es fast und oft keine, gar keine Möglichkeit zur Vereinigung mit seinesgleichen. Keine Sprache hat es als den Blick seines Auges, den Klage- und Wehlaut über den bereits eingetretenen Schmerz, und wenn auch diese Sprache für den Mitleidsvollen beredt genug spricht, so hat sie doch bei dem Hartherzigen und Unverständigen gar keinen Eindruck und Erfolg.

Ganz anders verhält es sich mit dem Menschen. Er verbindet sich mit seinen Leidensgenossen und hat die verschiedensten Mittel und Wege, die Rechte des einzeln Unterdrückten oder auch diejenigen eines vernach-

lässigten ganzen Standes in weite Fernen hinaus erfolgreich zu verteidigen. Gab es doch eine Zeit, da in ganz gleicher Weise, wie jetzt das Tier, der Leibeigene und Sklave in den Händen seines Besitzers ein wehr- und verteidigungsloser Besitz, geradezu ein Ding, eine Sache (res nach römischem Gesetz und Recht) war. Geschichtsschreiber und Historiker versichern uns zuverlässig und glaubwürdig, die Summe aller schaudererregenden Martern und Qualen der schwarzen Sklaven Nordamerikas sei gegen die Leiden der altrömischen Sklaven in der Heimat jenes „römischen Rechtes", zur Zeit der größten Weltbedeutung Roms, nur ein Tropfen im Meere gewesen. Diese Leiden konnten nur durch den Zusammenbruch des ungeheuern Welt- oder Universalreiches aufgehoben und beseitigt werden. Der neuen Sklaverei trat als Befreier das heilige Mitleid in den erlösenden Bemühungen eines Las Casas entgegen.

Wie dort, so muß auch hier endlich ein schnöder, schmachvoller Mißbrauch enden. Und dieses Ende ist ein schönes, verheißungsvolles. Heute ist das Tier leider bei uns eine Sache, „res", ein Besitz, rechtlos, wehrlos, machtlos, sprachlos. Wann endlich wird denn diese Stunde schlagen, in welcher seine Erlösung, d. i. **die Anerkennung seiner Rechte als lebendes Wesen** erfolgt. Es ist freilich sicher und gewiß, daß diese Anerkennung der Gewalt nicht durch Gewalt abgerungen werden kann. Vielmehr muß sie von innen kommen; nur durch die so milde, heilige Stimme des süßen Mitleides und durch eine zartfühlendere Bildung wird sie erfolgen und vor sich gehen können.

Der römische Sklave konnte vor Gericht in Angelegenheiten seines Herrn nur unter Anwendung der Folter und Marter befragt werden; eine anders gegebene Aussage war nicht rechtsgiltig. Wohl hat die neuere Rechts-Wissenschaft die Anwendung der ebenso thörichten als grausamen Inquisitionsmittel abgeschafft. Aber leider haben sich Schrauben, Zangen, glühende Eisen, spitzige und scharfe Werkzeuge aller Art auf eine andere Wissenschaft vererbt, die sich ihrer sorgfältigen Verwertung nicht allein bis auf den heutigen Tag nicht schämt, ja sie vielmehr zum Besten der Menschheit zu benutzen der Meinung ist, wenn sie das geknebelte, angeschmiedete, „rechtlose" Tier als Versuchsgegenstand zur Erweiterung der Kenntnisse bestimmt. Schwerlich und selten werden wohl die Erscheinungen an einem gequälten tierischen Körper mit denen eines von innen heraus erkrankten menschlichen Körpers wirklich belehrende und stichhaltige Analogieen aufweisen können. Kann denn nicht, wo und soweit eine wirkliche Analogie zwischen tierischem und menschlichem Organismus besteht, dieselbe aus der Behandlung der Tierkrankheiten erkannt und zur Heilung menschlicher Gebrechen nutzbar gemacht werden? — Könnte aber auch wohl selbst eine wirkliche vereinzelte Heilung, die aber immer noch fraglich wird und sein muß, um einen solchen Preis der tiefen moralischen Schädigung, mit der sie doch unbedingt erkauft werden müßte, das Gleichgewicht halten? Was atmet und lebt, sich freut und leidet wie wir, kann kein toter Gegenstand des Besitzers sein, und die an ihm verübte

Gewalt und Grausamkeit muß einem reinen Bewußtsein unbedingt und gleich naturwidrig erscheinen, möge sie auch vom Rechts- oder vom Heilstandpunkt gefordert werden oder ausgehen. — Wo ist die Grenze, welche das nützliche Streben von dem Verbrechen trennt? — Es ist eine alte Erfahrung, daß stets ein Irrtum bis zu gräulichen und äußersten Ausschreitungen kommen und gelangen mußte, um als solcher erkannt und dann endlich abgeschafft zu werden. Wir sollten doch wohl heute hinaus sein über den alten philosophischen Irrtum des Cartesius, der das Tier nur als empfindungslosen, mechanisch bewegten Automaten schätzte. Daß es eine Zeit gab, in welcher man das Tier als eine reine Maschine betrachtete, lehrt folgender Vorfall: Fontenelle und Malebranche plauderten eines Winterabends am Kaminfeuer, als letzterer einem Hunde, der auch seinen Anteil an der Wärme des Herdes suchte, einen heftigen Tritt in die Seite versetzte. Fontenelle, welcher durch das laute Schmerzgeheul des Hundes tief gerührt wurde, tadelte Malebranche. Dieser aber schalt ihn heftig und fragte, ob er denn meine, daß eine Maschine Schmerz empfinden könnte? — Glücklicherweise lehrt uns unsere heutige philosophische Erkenntnis, daß im Tiere im Wesentlichen dasselbe lebt, wie im Menschen; daß auch in uns, was da leidet und sich freut, seinem Wesen nach dem Erkennen vorausgeht, dieses Erkennen selbst aber, dessen der Mensch so hoch sich rühmt, auf Schritt und Tritt seine Grenze hat, ja auch seiner Natur nach bedingt und sogar ziemlich eng begrenzt ist. Aus einem höheren Erkennen lassen sich zudem weniger Rechte, als vielmehr höhere **Pflichten** herleiten. Viel weniger aus der Fähigkeit, zu **erkennen** sind die Rechte der Lebenden abzuleiten und zu begründen, als aus der Fähigkeit, zu **empfinden**, wenn anders diese Rechte nicht die bloßen Rechte der Gewalt und der physischen (teilweis geistigen) Überlegenheit sein sollen und können.

Obwohl nun die Worte Jean Pauls in seiner Erziehungslehre: „O, es werden, es müssen Zeiten kommen, wo der Mensch anfängt, auch die Tierwelt zu schonen und zu pflegen" in unsern Tagen durch Tierschutzvereine, Erziehung und andere versittlichende Veranstaltungen und Einrichtungen mehr und mehr zur Wahrheit werden, so bleiben aber dennoch die Erfolge dieser humanen Bestrebungen noch weit hinter den Wünschen und Hoffnungen des denkenden Tier- und Menschenfreundes zurück. Freilich lehrt der ganze Verlauf der Sitten- und Kulturgeschichte, daß gute, neue, reformatorische Ideen sich stets nur langsam entwickeln und verwirklichen. Aber sicherlich ließe sich der Entwickelungsgang beschleunigen, wollten nur alle, ein jeder an seinem Teile, mitarbeiten an der Erreichung dieser edlen selbstlosen Zwecke und Ziele. Mitzuwirken im Dienste der Humanität sind vor allem berufen die Familie und die Schule. Von hier aus sind die segensreichsten Erfolge zu erwarten und zu erlangen. Diese Institutionen müssen besonders ein offenes Auge und Ohr für die leidende Kreatur haben. Sie dürfen deshalb keine Gelegenheit vorübergehen lassen, und sie werden es auch nicht unterlassen, bereits

frühe schon den Herzen der Kinder Mitleid, Schonung und Freundlichkeit gegen jedes Geschöpf einzuflößen. Wehret daher dem gedankenlosen Schmetterlingsfange der Knaben, dem unnützen Käfer- und Insektensammeln, wodurch oft nur, oder wenigstens mehr das Herz abgestumpft und verhärtet wird, als daß es der Wissenschaft nützte und der Erkenntnis diente. Bestraft streng und unbarmherzig das Ausnehmen der Vogelnester; wehret den Knaben das müssige Angeln, das nur herzlose junge Tagediebe großzieht; lehret sie vielmehr nachdrücklich, daß die Tiere durchaus nicht bloß für den Menschen, sondern auch für sich selbst da sind, daß es den Menschen entehre und auch den Tieren Schmerz bereite, wenn verwilderte Knaben schuldlose Geschöpfe mißhandeln. Man lehre sie durch Vergleiche mit sich und Riesen 2c.: Denke wenn ein Räuber käme, und ohn' Mitleid fort dich nähme 2c. 2c.

Ihr Hausfrauen, achtet auf eure Dienstboten, daß da, wo das Leben der Tiere geopfert wird, dieses auf eine Weise geschehe, welche ihnen die Leiden des Todes möglichst wenig fühlbar macht. Wie unsäglich viel und arg wird gerade hierbei, oft nicht einmal aus Bosheit und mit Absicht, sondern aus Gedankenlosigkeit, Vorurteil nnd Aberglauben gesündigt. Auch erlaube man nicht, daß Kinder Zuschauer sind beim Schlachten von Schweinen, Gänsen, Kälbern, Kühen 2c. 2c.

Und ist es nicht unerhört, daß z. B. die Administration der Stadt Ostende die Badegäste neben andern Vergnügungen ergötzen will durch Pferderennen und durch das Taubenschießen „tire aux pigeons". Dieses Taubenschießen ist eine der abscheulichsten Tierquälereien, welche in dem fashionablen Seebade von reichen Leuten, sogar von Damen und halbwüchsigen Knaben ausgeführt wird; und wenn auch die letztern die armen Vögel selbst wohl seltener verstümmeln, so sehen sie wenigstens dem abscheulichen Schauspiel zu und klatschen denen Beifall, welche die meisten Tauben herunterknallen. Sie sehen, wie sich die armen kleinen Geschöpfe auf der Erde in ihrem Blute winden, mit den Flügeln schlagen, aufflattern, bis endlich die Jagdhunde sie zusammensuchen und einem Manne bringen, der ihnen den Hals umdreht, wonach sie auf den Markt in Brüssel kommen. Viele der angeschossenen Tiere flattern noch eine Strecke fort, fallen im Gebüsch oder auf entlegenem Felde nieder, wo sie dann unter Qualen sterben und elendiglich umkommen. Und diese Schützen, denen es ein anregender Nervenkitzel, eine angenehme Empfindung ist, diese harmlosen Tierchen zu verstümmeln und zu töten, sind meist Leute aus reichen aristokratischen Klassen, vorzüglich Belgier, Holländer, Franzosen und Engländer — aber es befinden sich beklagenswerterweise auch Deutsche darunter. Es ist tief zu bedauern, daß ein so rohes, grausames, namentlich die Jugend verwilderndes und das Gefühl abstumpfendes Schauspiel gestattet wird.

Möchten doch gar bald und allgemein die warmen Strahlen einer humaneren Zeit hervorbrechen, in welcher der Mensch sich auch besonders der wehrlosen Kreatur Gottes annimmt und auf Linderung ihrer Leiden

bedacht ist. Erhebt euch zu edlen Streitern wider Grausamkeit und Rohheit, und vor allem werden wir mit Zuversicht darauf bauen, in den Haushaltungsvorständen, Erziehern, in den Verkündigern des Evangeliums der Liebe und in den moralischen Erziehern des Volkes, in allen Guten und Edlen die natürlichsten und stärksten Bundesgenossen und auch vornehmlich Bundesgenossinnen zu finden.

Was sagt man dazu, daß man die Nachtigallen blendet? Wo ist da Gefühl, Empfindung, Mitleid, Barmherzigkeit?

In Athen befand sich ein Tempel, welcher dem Mitleid oder der Barmherzigkert geweiht war. Das Mitleid wurde unter der Gestalt einer Frau mit freundlichem Antlitz dargestellt. Auf dem Haupte trug sie einen Olivenkranz und in der rechten Hand hielt sie einen Zweig von der Ceder oder von dem Lebensbaume. Zu ihren Füßen saß eine Krähe, denn von ihr glaubten die Alten, daß sie besonders zum Mitleid geneigt sei.

Der weise Grieche Pausanias sagt: „Das Menschenleben ist so reich an Wechselfällen ꝛc., daß das Mitleid diejenige Gottheit ist, welche am meisten geehrt zu werden verdient.“ Das Mitleid wurde im Altertum auch lange Zeit als eine Göttin, teils als eine Tugend verehrt. Die Stoiker freilich betrachteten es als eine Schwäche, als etwas Unvernünftiges.

Es gab wohl Zeiten, wo die Leidenschaften entfesselt waren nnd das Mitleid schwand; aber auch in den Gräueln wüster Revolution ist das Gefühl nicht gänzlich geschwunden, vielmehr hat es stets Prediger gegeben, welche mit liebevollem christlichen Sinne die verhärteten Gemüter der Barmherzigkeit und dem Mitleid wieder zu gewinnen suchten. Zu ihnen gehört auch der französische Dichter Jaques Delille, gest. 1813. Derselbe verfaßte das schöne Lehrgedicht „La Pitié“, in welchem er die Gefühle, sowie den Segen des Mitleids mit inniger Empfindung und dichterischer Begeisterung verherrlichte und seinen Zeitgenossen anpries. Hierbei fordert er aber, daß der Mensch auch insonderheit mit den Tieren Barmherzigkeit und Mitleid habe. Im ersten Gesange spricht er von den Leiden der Tiere und erhebt seine Stimme gegen die Tierquälerei:

„Des Herrn der Welt, des Menschen höchster Ruhm
Ist Mitleid, dieser Quell des reichsten Segens;
Gewalt begründet nicht des Menschen Würde,
Das Mitleid nur, das fremden Schmerz beweint. —
Ja, alles, was euch unterthan, empfinde
Stets eure Güte, segne eure Macht!
Die Wesen, die die Flur bevölkern, sind
Uns unterthan; der Schöpfer der Natur
Erschuf sie, wie ich weiß, aus gröberm Stoff,
Den nicht des Geistes ew'ger Strahl durchdrang;

Und wir allein sind auch des Himmels*) Erben;
Doch wohnen sie mit uns auf dieser Erde,
Des Lebens Zwang macht sie uns zu Genossen.
Bedrückt nicht ohne Not sie, quält sie nicht;
Verboten hat es Gott, und Mitleid lehrt
Sie als Gehilfen, nicht als Opfer achten.
Und doch sah ich es — ich sah die Tiere
Gebeugt von ungerechten, schweren Lasten,
Den Mensch sich waffnen gegen sie und roh,
Als sei sie Trägheit, ihre Schwachheit strafen.
Ich sah, wie Pferde matt zu Boden stürzten,
Ich sah, wie man sie fühllos, grausam peitschte,
Um ihre Kraft durch grimmen Schmerz zu reizen,
Und dann stets wilder auf die Schwachen schlug,
Um ihres Lebens letzten Rest zu nutzen.
Noch ungerechter ist und härtern Sinnes,
Wer seine Pferde qualvoll hungern läßt,
Daß sie als Renner eitlen Ruhm ihm bringen,
Wenn sie aufs Blut gestachelt und gepeitscht,
Der feinen Welt zur Lust, zum Ziele rasen.
Wie anders handeln jene wilde Horden,
Die mit den Pferden unter einem Zelte
Sich lagern und sie zärtlich schonend pflegen:
Und ohne Peitsche, ohne blut'ge Sporen
Gehorchen milder Hand die raschen Tiere.
Laßt jede Peinigung und harte Strafe!
Die Tiere fühlen wie die Wohlthat, so das Unrecht.
Hat dies der undankbare Mensch vergessen?
Wie viele Qualen und wie wenig Mitleid!
So fühlte Hogarth**) nicht; mit Künstlerhand
Entwarf ergreifend er der Tiere Leiden.
Das weckte milden Sinn und jene Worte
Des Edlen, der ihr Leiden mit empfand.
Er rief, als Pferde er von ihrem Meister
Mißhandelt sah: „Barbar! du wärest fähig,
Den Dolch in deines Freundes Brust zu stoßen!
Du hast die Bilder Hogarths nie gesehn!" —
Beherzigt, was er lehrt! Erwählt die Tiere

*) Unsere ganze Darstellung huldigt allerdings einer ganz abweichenden Auffassung. Alles ist in fortschreitender Entwickelung begriffen und kehrt zurück endlich zum Absoluten. Der Römerbrief im 8. Kap. redet von der einstigen Seligkeit der Geschöpfe, und Schopenhauer rc. fordert ein Fortleben der Tiere, ja er bezeichnet es geradezu als absurd, wenn wir das Vorrecht der ewigen Seligkeit für uns in Auspruch nehmen und die Tiere davon ausschließen wollten.

**) War ein berühmter englischer Maler, welcher in einem Bilde die Qualen darstellte, welche herzlose Menschen den Haustieren zufügten.

Zu Eurem Dienst und nicht zu eurem Opfer!
Mit dir vor allem muß man Mitleid hegen,
Du edles Tier, du Musterbild der Treue,
Das Tag und Nacht in unserm Dienst sich müht,
Das sorgsam Haus und Heerden uns bewacht,
Das nach uns späht, wenn schon sein Auge*) bricht."

Das schöne Gedicht enthält viel Belehrendes und Beherzigenswertes; aber leider sind die darin niedergelegten Anschauungen durchaus noch nicht allgemein, vielmehr vermeinen noch sehr viel Menschen, ihre Herrschaft und die Herrlichkeit des Menschen sei unbestrittene Thatsache der Tierwelt gegenüber. Der Geist solcher ist mit dem Wahn umnachtet, daß der Mensch seine Stellung ganz außerhalb der Tierwelt und der übrigen Natur habe. Wie die Despoten mancher wilden Völkerstämme, um alle Herrscherrechte von allen Pflichten zu entkleiden, vorgeben und glauben machen, daß sie direkt von der Sonne oder den Göttern abstammen und eine jede Wesens- oder Blutgemeinschaft mit ihren Unterthanen leugnen, so rühmt und gebärdet sich auch der Beherrscher der Tierwelt, als wäre er besonders, d. i. unmittelbar aus der Gottheit hervorgegangen. Ganz entschieden, in mancher Hinsicht geradezu blind gegen die offenbarsten Thatsachen, welche wir in der uns umgebenden Welt vorfinden, weist er oft eine jede Wesensgemeinschaft und nähere Verwandtschaft mit der übrigen Kreatur zurück, ja er findet sogar nicht selten schon in einer Vergleichung, in gewissen Beziehungen oder gar in einer Parallele zwischen ihm und dem Tiere eine Beleidigung und Herabwürdigung seiner göttlichen Würde. Die offenbarste Übereinstimmung in der körperlichen Struktur z. B. wird gar nicht selten für ein bloßer Schein erklärt. Was aber nun gar erst das innere Seelenleben anbetrifft, so wähnt und behauptet er, gestützt auch besonders auf den Umstand, daß dasselbe sich weit mehr der Beobachtung entzieht, daß das Seelenleben der Menschen und Tiere ganz verschieden sei, ja er bezeichnet sie oftmals als ganz unähnliche Dinge, indem er das eine als Vernunft und Verstand, das andere dagegen nur als Instinkt bezeichnet.

Aus unsern frühern Darlegungen erhellt, daß sich die gewöhnlichen Auffassungen von Verstand und Instinkt nicht halten lassen. Beides ist einem Schlummer zu vergleichen, der zu einem relativen Bewußtsein gelangt. Benehmen müssen wir die Vorstellung, als ob Tiere und Menschen in zwei ganz verschiedenen Welten lebten, wie viele Alte annahmen und auch Cartesius der Meinung mehr zuneigte. — Werfen wir nur einen freien Blick in Gottes erhabene, herrliche Natur, und betrachten vorurteilsfrei das Seelenleben der Tiere und Menschen, so werden wir

*) Verrät das Auge des Tieres schon für gewöhnlich Seele, so ist es geradezu erstaunlich, was auch das Auge des sterbenden Tieres spricht. Dieser verständige Blick! Er allein sagt und verrät dem denkenden Menschen ungemein viel. — Ich vergesse einen solchen Blick nicht.

sehen und finden, daß das Seelenleben der Tiere, wenn es auch die Entwickelungsstufe, auf welcher das Seelenleben des Menschen steht, weit entfernt ist, erreichen zu können, dennoch seinem Wesen nach mit demselben vollständig übereinstimmt, ganz ähnlich, wenn auch nicht gleichartig ist.*) Wir erkennen, daß einerseits der Verstand durchaus nicht ein ausschließliches Besitztum des Menschen ist, wie anderseits ebensowenig der Instinkt sich lediglich und nur auf das Tierleben beschränkt, sondern daß der letztere gerade auch im Leben des Menschen eine hervorragende und sehr wichtige Rolle spielt.

Wiederholt haben wir gerade auf das Verstandesleben der Tiere hingewiesen. Wir können bei dem knapp bemessenen Raume nicht das ganze große Gebiet durchgehen, welches uns Erfahrungen und Beweise für diese Ansicht liefern. Es dürfte dies auch um so weniger nötig sein, als wir uns hierbei auf Autoritäten wie Wundt, Brehm, Perty, Voigt, Büchner, Darwin 2c. berufen können. Aber das wollen wir thun, die so sehr verachteten Instinkte der Tiere auch in vielen Handlungen der Menschen nachweisen. — Hier ist ein Kätzchen, welches mit dem Garnknäuel spielt. Dasselbe ist ganz jung und hat noch keine Maus gesehen, geschweige denn eine solche gehascht. Alle Manipulationen des Kätzchens mit dem Knäuel giebt ihm allerdings sein Instinct ein. Sehen wir uns aber daneben Kinder an: Das Mädchen nett und adrett, zierlich und manierlich; der Knabe dagegen mit zerzaustem Haar und zerrissener Hose von der letzten Balgerei, tölpisch und ungeschickt und ungeschlacht. Es putzt sich, stutzt sich, dreht sich und wartet aufs zärtlichste die Puppe, reinigt ihr Spielzeug, kehrt die Stube und macht ihr Puppenbettchen. Sodann kocht, wäscht, plättet das kleine Mädchen in seinen Spielen. Der Knabe dagegen baut sich in der Ecke eine Wohnung, Festung, spielt Räuber und Soldat, reitet auf einem Stecken, sieht in jedem Stocke Säbel und Gewehr und er gefällt sich in Äußerungen und Übungen seiner Kraft (vergl. Hartmann, pag. 185). Haben wir nun hier nicht ganz gleiche Erscheinungen, ganz dieselben Antizipationen des künftigen Lebensberufes vor uns? —

Hier sehen wir eine Henne, welche von der Schaar ihrer Küchlein umringt ist. Sie geht willig auf in der Sorge um ihre geliebten Kleinen. Sie frißt selbst nichts, sondern sie teilt es ihren Jungen. Nur auf die Sicherheit ihrer Kinder ist sie bedacht; ihrer selbst achtet sie nicht, denn sie hält mutig die Katze und den großen Hofhund von ihren Jungen ab. — Nicht weit davon sehen wir eine junge Mutter mit dem einige Wochen alten Säuglinge auf dem Arme. Die größte Sorge um des Wohl ihres Lieblinges bekundet die Mutter, das seligste Entzücken leuchtet aus ihren Augen. Was ist es anders, als auch die Mutterliebe, welche mit ganzer

*) Hierbei ist an den νοῦς des Aristoteles, sowie an v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten zu erinnern. Das Unbewußte ist der allgemeine Geist, der zum Bewußtsein drängt, in die Erscheinung treten will und sich auch an den einzelnen verschiedenen Bildungen zeigt.

Hingebung ihrer Seele, mit wahrer Herzensfreude sie der aufopfernden Pflichten sich zu unterziehen heißt. — Wie mächtig macht sich sodann bei allen Geschöpfen der Trieb der Selbsterhaltung und des Selbstschutzes geltend. Der Instinkt, das ist eben der Trieb der Selbsterhaltung, ist das am mächtigsten wirkende Agens bei Menschen wie bei Tieren. Auch wir weichen, ohne daß ein bewußter Willensimpuls vorherginge und uns dazu nötigte, dem niederfallenden Schlage aus, der uns treffen würde, wehren instinktmäßig alle uns drohenden Gefahren ab, schließen die Augenlider fast unbewußt, wenn das Auge verletzt werden soll. Und so könnten noch viele Gefühle der Angst, Freude zc. angeführt werden, welche uns oft unbewußt beherrschen. Auch der Reinlichkeitstrieb ist ein Instinkt. Er heißt die Katze sich putzen, er lehrt den Vogel sich baden und das Gefieder glätten. Aber er spielt im Leben des Menschen auch eine große Rolle, denn er ist eine wesentliche Zierde und Tugend im Leben des Menschen. Er besteht in einem unmittelbaren Widerwillen, den wir bei Schmutz und Unreinlichkeit an unserer Person verspüren. Der Zweck, auf welchen dieser repulsive Trieb gerichtet ist, ist die Erhaltung unserer Gesundheit durch ihn, indem die Reinhaltung der Poren und der einzuatmenden Luft erstrebt wird. Ein gesteigerter Grad dieses instinktiven Gefühls ist der Ekel, der uns unbewußt und mit zwingender, gewaltiger Macht nötigt, uns von mancherlei schädlichen Stoffen fernzuhalten, denn in Fäulnis begriffene Materie ist eine schlimme Brutstätte für das unserer Gesundheit so gefährliche bakterielle Leben.

Wie viele Handlungen, Bewegungen und Verrichtungen giebt es sodann noch im menschlichen Leben, welche nicht minder als bei den Tieren dem Gebiete der instinktiven Handlungen angehören. Es entsteht oft blos der Schein, als seien derartige Handlungen bewußt gewollte, weil sich das Bewußtsein derselben noch nachträglich bemächtigt. Wir lachen, führen die komplizirten mimischen Bewegungen aus zc. wie von selbst. Sie geschehen also unmittelbar, instinktiv, wie beim Hunde, wenn wir ihn in der Freude wedeln oder im Leide den Schwanz einziehen sehen. Der Affekt bestimmt die meisten dieser Handlungen. Namentlich Bewegungs- und andere Handlungen führen wir, sobald wir sie uns angeeignet, angewöhnt haben, ganz instinktiv aus. (Vergl. hierüber besonders Wundt, Menschen- und Tierseele, II. pag. 347 ff. ff.) — Ist der erste Willensimpuls geschehen, so wirkt er auf eine ganze Reihe von Handlungen, welche, ohne in das Bewußtsein zu treten, vollständig durch den Instinkt vollzogen werden.

Auf diesem unbewußt zweckmäßigen Gebrauch der Glieder (zweckgemäße Innervation des Muskeln), bei welchen wir nur den Impulsen des Instinkts gehorchen, beruht die ganze Leichtigkeit, Gewandtheit und Anmut der Bewegung, wie auch jede Virtuosität.

Aber die Wirksamkeit des Instinktes (dieses mysteriösen und sehr schätzbaren Geschenkes der Natur) erstreckt sich im Leben des Menschen nicht nur auf niedere Verrichtungen und Handlungen, vielmehr reicht er

in die höchsten Regionen des gesamten Seelenlebens und geistiger idealer Bestrebungen. Das Familiengefühl in seinem instinktiven Charakten haben wir bereits in seiner prägnantesten nnd rührendsten Ausgestaltung und Erscheinung bei der Mutterliebe kennen gelernt. Als Liebe offenbart sich auch jede Ahnung unserer erweiterten Existenz, das Volksgefühl als Vaterlandsliebe, das uns beherrschende Sittengesetz als Menschenliebe und Liebe für die Kreatur. Daß aber, wie alle Liebe, so auch die Triebfedern der eben angeführten menschlichen Tugenden nicht Produkte des Denkens und Verstandes, sondern vielmehr unmittelbare Gefühle sind, die als unüberwindliche instinktive Triebe oder Naturtriebe sich geltend machen und von Denken des Verstandes weder lediglich hervorgerufen noch gänzlich verdrängt werden können, wäre wohl noch weiter zu zeigen möglich. — Mit Recht wird der Patriotismus z. B. zu den schönen Tugenden des Menschen gezählt. Wie Familie und Mutterliebe ihren eigentlichsten Ursprung in den unmittelbar uns erfassenden und beherrschenden Regungen des Gefühls haben, so ist es auch mit dem edlen Feuer dieser erweiterten Familienliebe, mit der Vaterlandsliebe nämlich. So finden wir auch beispielsweise bei der Ameise, Biene 2c. eine Liebe und Aufopferung zur Verteidigung und Erhaltung des Staatswesens, die uns Bewunderung abnötigt. Bei Naturvölkern, die im Verstandesleben oft sehr weit zurückgeblieben sind, finden wir nicht selten einen Patriotismus, wodurch sie häufig Kulturvölker beschämen.

Der Sprachgebrauch kennt dann auch sehr richtig noch das Gerechtigkeitsgefühl und weist somit sehr wahr auf die Quelle im unbewußten*) Seelenleben hin.

Das Sittengesetz oder das sittliche Gefühl, welches uns die Unterscheidung von gut und böse an die Hand giebt und uns nötigt, dem Guten Beifall zu zollen, das Böse zu verwerfen, wird auch von unserm großen Philosophen Kant als „ein ursprüngliches Besitztum der Seele" bezeichnet, „das nicht aus der Erfahrung und dem Denken erst gewonnen wird, sondern unabhängig von ihnen ein bestimmendes Gesetz unseres Handelns ist."

Der Mensch hat sich allerdings, kraft der ihm von Gott verliehenen höhern Intelligenz, zum Herrn der Schöpfung gemacht. Die Wildheit muß überall und stets der Kultur weichen. Deshalb gebietet der Mensch über die belebte und unbelebte Natur und beutet diese wie jene zu seinem Besten aus. Dies ist sein unbestrittenes und unbestreitbares Herrscherrecht. Aber mit diesem Herrscherrechte wird ihm auch jene erste aller Herrscherpflichten, sein Recht nie und nicht im geringsten zu mißbrauchen. Thut er das, so frevelt er und schlimme Folgen treten mit unabänderlicher Notwendigkeit ein.

Es ist nun ungemein schwierig, die Grenze zu bestimmen, wo das

*) Es sei hier nochmals auf die große Bedeutung des unbewußten Seelenlebens und auf die diesbezüglichen Vorgänge aufmerksam gemacht.

Recht des Menschen hinsichtlich des Lebens der Tiere aufhört und das Unrecht beginnt. Diese Grenzbestimmung ist um so schwieriger, weil die Meinungen und Ansichten hierüber nicht nur sehr verschieden sind und auseinander gehen, ja dieselben sich nicht selten geradezu widersprechen und entgegenstellen. Sicher aber in dieser Hinsicht dürfte sein, daß das Töten der Tiere nur da statthaft und erlaubt ist, wo es die Notwendigkeit gebietet, hingegen das Töten derselben aus bloßer Freude am Töten, um des Vergnügens willen, im höchsten Grade unsittlich ist.

Der Metzger tötet, weil der Mensch das Fleisch zu seiner Nahrung bedarf, mithin ist es eine Notwendigkeit und die Thätigkeit des Metzgers ist sein Handwerk. Wenn auch der Gefühlvolle und feiner Gebildete nicht das Handwerk wird treiben wollen, so kann doch der Metzger um seines Gewerbes willen eigentlich und im Allgemeinen hinsichtlich unserer moralischen Wertschätzung nichts verlieren. Ganz anders ist es, wenn man mit Entsetzen lesen muß, daß ein Individuum täglich einen Gang nach dem Schlachthofe macht, um dort aus reiner und unüberwindlicher Lust am Morden einige Stück Vieh zu töten!

Da die Wildheit der Kultur weichen muß und wir übrigens auch das Fleisch dieser Tiere brauchen, so ist auch die Jagd notwendig. Die Tiere des Waldes müssen eben auch mit ihrem Tode der menschlichen Sicherheit und dem menschlichen Nutzen ihren Tribut zollen. Aus diesen Gründen hat auch die Jagd, mit möglichster Schonung und unter Vermeidung jeglicher unnützer Quälerei der Tiere ausgeübt, durchaus nichts Unsittliches. — Ganz anders dagegen steht es mit der Jagd als Passion und Sport. Hierbei werden nur allzuoft die armen Tiere gequält, unnütz gejagt und zu Tode gehetzt. Wie weit hierin die Verirrung geht, das beweist uns die englische Auffassung über das Fuchsjagen und die Fuchshetzen. Was ist es für ein Vergnügen und für eine Kunst, wenn 20 wohlberittene — Kavaliere einer armen losgelassenen Sau oder einem auf kurze Zeit die Freiheit gegebenen Hirsche u. dergl. nachsetzen? Sollte es denn nicht eine ganz billige Forderung der Sittlichkeit sein, von der Jagd, wo sie nur als eitles Vergnügen betrieben wird, abzustehen, umsomehr, da es ja doch nur ein sehr zweifelhaftes Vergnügen ist, armen unschuldigen Tieren namenlose Angst und grenzenlose Schmerzen zu bereiten.*)

Was blickst du mich aus klugen Augen,
Mein treues Tier, so traurig an?
O, welch ein Zauber möchte taugen,
Zu lösen deiner Zunge Bann?

*) Wir müssen hierbei daranf besonders hinweisen, daß die ursprünglichste und niedrigste aller Kulturstufen, auf welcher wir die Menschen in ihrer Entwickelungsgeschichte antreffen, die des „Jägerlebens“ ist.

Um mir zu sagen, was zu klagen
Der Gott dir diesen Blick verlieh'n
Zu dem empor seit ew'gen Tagen
Die Leiden aller Welten schrie'n.

Du blickst aus deinen stummen Nöten
Dem kalten Menschen ins Gesicht:
Ach, die Dich quälen, jagen, töten,
Verstehen Deine Klage nicht.

— — — Der Seufzer nach Erlösung ist es,
Der Angstruf aller Kreatur; — — —
— — — — — — — — — — — —

Der sie erschuf, will, daß der Mensch sie liebe;
Sie haben einen nur dem Grade nach
Verschiedenen Geist; ihr sollt ihn anerkennen;
In ihren Augen schlummert wie ein Traum
Das Morgenrot der werdenden Vernunft.
Ihr sollt nicht dieses matte Licht ersticken,
Die Strahlen einer höheren Bestimmung;
Ihr sollt ihn achten, den der Engel achtet.
Die Kette läuft vom Menschen zum Insekt
In tausend Ringen; höhnet ihr keinen,
Ob es der erste oder letzte sei,
Sie rühren alle an die Gottheit an!
Vom Mammut bis zum Renner und zum Adler
Bis zur Viper haben Alle, Alle Teil
Am Eigentum des großen Vaters Aller.
Versüßt ihr Loos und lernt ihr Wesen kennen!
Nicht Mord ist der Vertrag, den die Natur,
Die liebevolle, zwischen euch geschlossen;
Der Haß, wit welchem ihr das Tier verfolget,
Hat seine Quelle nur in eurer Dummheit.
Das Recht, o Mensch, ist nicht auf Deiner Seite,
Es würde zwischen euch den Frieden stellen.
Forscht nach dem Grunde aus dem sie Gott geschaffen,
Führt jeden Wurm dem schönen Ziel entgegen;
Leiht ihnen einen Strahl von eurem Geiste,
Seit mild und pflanzet ihnen Milde ein! —

Die hierin ausgesprochene Lehre steht auch der Naturanschauung Göthes nicht fern, der in seinen leidenschaftlich gepflegten Naturstudien mit Rücksicht auf die Morphologie die gleiche Wesenseinheit der organischen Welt konstatierte, wie sie Schopenhauer in metaphysischer

Hinsicht für den Untergrund der gesamten Erscheinungswelt in Anspruch nahm und die er, weil sie eben begehrend, wirkend, schöpferisch, auftritt, als den „Willen zum Leben" bezeichnet hat.*) (Vrgl. s. Werk „die Welt als Wille und Vorstellung.")

In unserer Zeit gewöhnt man sich je mehr und mehr an das Bestreben, die reine Wahrheit und Objektivität zu begreifen und jenen einseitigen Standpunkt zu verlassen, welcher die Dinge nur in Beziehung auf den Menschen und seine Zwecke betrachten ließ. Es hat sich namentlich auch die Auffassung mehr Geltung verschafft, daß die Tierwelt nicht bloß für die Menschen und seine Zwecke, sondern vielmehr auch um ihrer selbst willen da sei und dem Tiere ganz entschieden ein gewisses Recht zusteht, wodurch der Mensch in seinem Verfügungsrechte über dasselbe beschränkt wird. Und wenn es in dieser Hinsicht noch kein geschriebenes, besonderes, specielles Recht giebt, so muß doch bemerkt werden, daß die Bildung und Entwickelung des Rechtes der Gesetzgebung stets voraneilt und dieser die Wege des Fortschrittes bahnt, so daß vieles bereits **wirkliches und lebendiges Recht** im Bewußtsein des Volkes geworden ist, lange bevor es auf dem Papier stand und durch dasselbe anerkannt und sanktioniert wurde. Bereits wird auch schon das Quälen von Tieren als eine rohe und böse Handlung angesehen, welche das sittliche Gefühl der Menschen verletzt und nach dem Gesetze zu bestrafen ist.

Als das Wesen der Tiere noch gar wenig erkannt war und selbst die aufgeklärtesten Männer wie Gomey, Pereira und Cartesius ꝛc. behaupteten, die Tiere hätten weder Gefühl noch Denkvermögen, wären nicht beseelte Wesen, sondern nur Maschinen und selbst ein Kant es noch aussprechen konnte, daß das „Tier gleich der Pflanze und dem Mineral bloße Sache, von Recht und Moral für immer ausgeschlossen" wäre, da konnte natürlich von einem Rechte nicht die Rede sein. Seitdem aber der Gottesgelehrte edle und kluge Herder in seinen unsterblichen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" die Tiere „die ältern aber unmündigen Brüder der Menschen" genannt und unsere neuere mit offneren Augen beobachtende Naturforschung die Erkenntnis zum Gemeingute gemacht, daß die Tiere, wenn auch auf einer niedern Stufe stehend, uns verwandte, fühlende und wollende, Leid und Freude, Liebe und Haß empfindende, in gewissen Grenzen denkende, überlegende und auch Ungerechtigkeit erkennende, beseelte Wesen sind, seitdem verstand es sich ja wohl von selbst, daß man auch gesetzlich und juristisch einen Unterschied zwischen den Tieren und leblosen körperlichen Sachen erkennen und machen mußte.

Leblosen Sachen gegenüber kann von Pflichten weniger oder gar keine Rede sein. Dem Tiere gegenüber spricht das Gesetz dem Menschen

*) Worin Darwins Lehre hiervon abweicht, ist, daß sie die Übergänge von der Pflanze durch das Tier zum Menschen nicht blos in die Idee, sondern in die Zeit selbst setzt. —

wohl das Recht zu, dasselbe zu gebrauchen, verbietet aber den Mißbrauch und das Quälen des Tieres.

Nach allen bisherigen Ausführungen wird es erlaubt sein, zwischen den beiden Gruppen „Sachen“ (res) und „Personen“ (personae) die „Tiere“ (animalia) als eine dritte Zwischengruppe, welche „res quasi personam habentes“ oder „personae quae personam legibus non“ oder „in judiciis non habent“ sind, zu unterscheiden; namentlich da uns in den Sklaven des römischen Staates ein eklatanter Präcedenzfall dazu bereits vorliegt.

Die Sklaverei widerspricht unserem Gefühle und unserer christlichen Anschauung und empört es nicht nur unser Gemüt, sondern es muß auch als vollständig naturwidrig erachtet werden, daß ein Mensch vollständig der Verfügung und Herrschaft eines andern Menschen unterworfen sein soll. Anders ist es mit den Tieren; hier könnte man eher von einer Sklaverei, welche auf ehernen Gesetzen der göttlichen Weltordnrng begründet ist, sprechen. Wir können gewiß die Tiere als die natürlichen Sklaven der Menschen betrachten. Und wenn man hierbei fordert, ihnen auch die rechtliche Stellung einzuräumen, welche die Römer den Sklaven gewährten, so würde man gewiß in der Wertschätzung der Tiere nicht zu weit gehen, sondern es dürfte wohl den heute herrschenden Auffassungen vollkommen entsprechen.

In seiner klassischen, geistvollen Preisschrift „Über das Fundament“ der Moral findet Schopenhauer die Triebfeder der Moral in dem „Mitgefühl“ und sagt hinsichtlich des Verhältnisses der Menschen zu den Tieren etwa folgendes: Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder (das Mitgefühl) bewährt sich als die echte ferner dadurch, daß sie auch die Tiere in ihren Schutz nimmt, für welche in den andern Moralsystemen so schlecht gesorgt ist. Die vermeinte Rechtlosigkeit der Tiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, oder daß es gegen Tiere keine Pflichten gebe, ist geradezu eine empörende Ruchlosigkeit und Barbarei. — Als die Philosophie von Cartesius, Leibnitz, Wolff aus abstrakten Begriffen die (rationale) Psychologie aufbaute und eine unsterbliche Seele konstruirte, da traten die natürlichen Ansprüche der Tierwelt dem exclusiven Privilegio und ausschließlichen Unsterblichkeits-Patent*) der Menschenspecies (Menschengeschlechts) augenscheinlich entgegen, und die Natur legte, wie bei allen solchen Gelegenheiten, still ihren Protest ein. Nun mußten die von ihrem Verstandesgewissen geängstigten Philosophen suchen, die rationale Psychologie auch

---

*) Wie bereits an anderer Stelle bemerkt, nahm Schopenhauer mit Andern und mit Recht an, daß auch die Tiere fortleben. Hierbei unterstützt ihn auch die heilige Schrift im 8. Römerbrief, wo es heißt „Wenn auch die Kreatur frei werden wird rc.“, „Die Kreatur ängstigt sich und sehnet sich mit uns noch immerdar rc.“ Diese Stelle bezieht sich ganz entschieden auf die fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung der Tiere.

durch die Erfahrung zu stützen und daher bemüht sein, zwischen Mensch und Tier eine ungeheure Kluft, einen unermeßlichen Abstand zu eröffnen, um aller Evidenz zum Trotz, sie als von Grund aus verschieden darzustellen.

Da sollten die Tiere am Ende sich nicht von der Außenwelt zu unterscheiden wissen und kein Bewußtsein ihrer selbst, kein Bewußtsein eines Ichs haben! — Gegen solche abgeschmackte Behauptungen darf man nur auf den jedem Tiere innewohnenden Egoismus hindeuten, der hinlänglich bezeugt, wie sehr die Tiere sich ihres Ichs im Gegensatz zu den andern Ichs und der Außenwelt bewußt sind. Dementsprechend finden wir auch in der deutschen Sprache die Eigenheiten, daß sie für das Essen, Trinken, Sterben ganz andere Worte hat, um nicht die gebrauchen zu müssen, welche jene Akte und Zustände beim Menschen bezeichnen, und um so unter der Verschiedenheit der Worte die vollkommene Gleichheit der Sache zu verstecken. Da die alten Sprachen eine solche Doppeltheit der Ausdrücke nicht kennen, sondern unbefangen dieselbe Sache mit demselben Worte bezeichnen, so ist jener elende Kunstgriff ohne Zweifel das Werk des mittelalterlichen Unverstandes, welches in seiner Profanität nicht glaubte weit genug gehen zu können in Verleumdung und Lästerung des ewigen Wesens, welches in den Tieren lebt. Es hat den Grund gelegt zu der noch heute in Europa üblichen Härte und Grausamkeit gegen Tiere, auf welche ein Hochasiate nur mit gerechtem Abscheu hinsehen kann. In der englischen Sprache begegnen wir jenem nichtswürdigen Kunstgriff nicht, offenbar, weil die Sachsen, als sie England eroberten, noch eine uncorrumpirte Vernunft besaßen. Dagegen findet sich ein Analogon desselben in der Eigenthümlichkeit, daß im Englischen alle Tiere generis neutrius sind und daher durch das Pronom „it“ (es) vertreten werden, ganz wie leblose Dinge, welches zumal bei den höheren Tieren ganz empörend ausfällt und unverkennbar ein Kniff ist, um die Tiere zu Sachen herabzusetzen. Die alten Egypter, deren ganzes Leben religiösen Zwecken geweiht war, setzten in denselben Grüften die Mumien von Menschen und von Tieren bei: aber in Europa ist es heute ein Greuel und Verbrechen, wenn der treue Hund neben der Ruhestätte seines Herrn begraben wird, auf welcher er bisweilen aus einer Treue und Anhänglichkeit, wie sie beim Menschengeschlechte nicht gefunden wird, seinen eigenen Tod abgewartet hat.

Auf die Ähnlichkeit des Wesentlichen in der Erscheinung des Tieres und des Menschen leitet nichts entschiedener hin, als die Beschäftigung mit Zoologie und Anatomie. Da wird und muß man erkennen, daß das Hauptsächlichste und wesentlichste im Tiere und Menschen dasselbe ist, und das, was beide unterscheidet, nicht im innern Wesen, sondern im Grade der Erkenntniskraft liegt, welche beim Menschen durch das hinzugekommene Vermögen abstrakter Erkenntnis eine höhere ist. Hingegen ist des Gleichartigen zwischen Tier und Mensch sowohl psychisch als körperlich ohne allen Vergleich mehr. So einem vernunftgötzen-

dienerischen Tierverächter muß man in Erinnerung bringen, daß, wie er von seiner Mutter, so auch das Tier von der seinigen gesäugt worden ist.

Mitleid mit den Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten kann, wer gegen Tiere grausam ist, könne auch kein guter Mensch sein. Auch zeigt dieses Mitleid sich als aus ganz derselben Quelle mit der gegen Menschen zu übenden Tugend entsprungen.*) Z. B. werden feinfühlende Personen in Erinnerung, daß sie im Zorn ihren Hund schlecht behandelt haben, dieselbe Reue und Unzufriedenheit mit sich selbst empfinden, welche über sie kommt, bei Erinnerung an Unrecht, welches sie gegen Menschen verübt. Auch hier erhebt sich eben die Stimme des strafenden Gewissens. Ein Engländer, welcher in Indien einen Affen geschossen hatte, konnte den Blick, welchen dieser sterbend auf ihn richtete, niemals vergessen.

William Harris hatte einen weiblichen Elefanten erlegt, und als er am andern Morgen das Tier aufsuchte, waren alle Elefanten aus der Gegend verschwunden: bloß das Junge hatte bei der toten Mutter die Nacht zugebracht und kam jetzt, alle Furcht vergessend, den Jägern mit den lebhaftesten und deutlichsten Bezeugungen seines trostlosesten Schmerzes und Jammers entgegen und umschlang sie mit seinem kleinen Rüssel, um ihre Hülfe anzurufen. Da, so erzählt Harris, hätte ihn eine wahre Reue ergriffen und ihm wäre ganz so zu Mute gewesen, als hätte er einen Mord begangen.

O, wenn doch das Gewissen des Menschen auch den Tieren gegenüber sich immer regen würde! — Auch das Verfahren beim Schlachten der Tiere muß ein mildres und modifiziert werden. Welche Grausamkeit liegt darin, daß man z. B. Singvögel, insonderheit Nachtigallen, Hänflinge 2c. blendet, ihnen das Augenlicht mit heißen, glühenden Eisen nimmt. O, abscheulich! —

Ich hört' ein Lied erklingen,
Das drang mir tief ins Herz,
Ich glaubte, solches Singen
Verkünde Sängers Schmerz.

Wollt in die Augen schauen
Dem lieben Sänger, da
Erfaßt mich tiefes Grauen —
Blind ist der Sänger ja!

Der arme kleine Sänger!
Er singt ein Lied voll Gram
Vom bösen Vogelfänger,
Der ihm die Augen nahm.

*) Das weist auch Schopenhauer nach.

War's nicht genug zu nehmen
Die goldne Freiheit dir,
War's nicht genug zu lähmen
Der Schwingen Kraft und Zier.

Wie jammert mich des Armen,
Des blinden Sängers Not;
Ich wünschte aus Erbarmen,
Er wäre lieber tot.

Könnte man doch allen Menschen die Worte des tiefsinnigen Philosophen des Altertums, Pythagoras, zurufen, welcher schon die Sanftmut gegen die Tierwelt zu einem Hauptmerkmale der Menschenliebe und Barmherzigkeit erhob. — Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste. —

Voltaire sagt: Alle bekannten Menschen-Gesellschaften haben sich im Kriegszustande befunden, mit Ausnahme der Brahminen. Aber warum sind ihnen Gewaltthaten gegen Menschen fremd? Weil ihre Religion ihnen verbietet, selbst das niedrigste Geschöpf zu mißhandeln. Zwischen dieser Achtung vor dem Tiere und der friedlichen Lebensweise dieser Indier besteht ein tiefer, ursächlicher Zusammenhang. Wie sieht es dagegen in unserm hochzivilisierten Staate aus? Der jämmerlichste Lump, der oft keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, darf in gewissem Maße das geistig entwickelste Tier plagen und mißhandeln. — Der Mensch fühlt eben keine Gewissensbisse über Dinge, die sie zu thun gewohnt sind, was auch Thomas Payer sagt: „Eine Sache erhält den Anschein der Gerechtigkeit, wenn man sich lange Zeit gewöhnt, zu glauben, daß sie nicht ungerecht sei."

Aus tausend Quellen fließt der Strom des Bösen zusammen; aber eine der Hauptquellen ist die Grausamkeit der Menschen gegen die Tierwelt. Doch merke den Spruch der alten Kinderfibel:

Quäle nie ein Tier,
Denn es fühlt wie wir.

Ja es fühlt den Schmerz noch heftiger wie wir, weil es keine Reflexionen hat, weil es sich nicht durch die Hoffnung und durch den Ausblick auf ein Ende desselben trösten kann, weil ihm die seelische und sittliche Kraft und Stärke mangelt. Die Seele mancher höher entwickelten Tiere ähnelt sehr der Kinderseele in vieler Hinsicht: dieselbe Lebhaftigkeit freudiger und schmerzlicher Eindrücke, derselbe rasche und unvermittelte Gefühlswechsel u. s. w.

Die christliche Religion enthält über unser Verhalten der Tierwelt gegenüber gerade keine positiven Vorschriften. Indessen liegt in dem Gleichnis Jesu von den Sperlingen ausgedrückt, daß Gott sich auch um das Schicksal des geringsten und kleinsten Tieres kümmert. — Noch bedeutungsvoller jedoch ist, daß die Bildersprache des Neuen Testamentes

in zwei Tiergestalten, nämlich im Lamm und in der Taube, christliche und göttliche Symbole erblickt. —

Auch das Schriftwort des alten Bundes bereits verpflichtet den Frommen zur Barmherzigkeit und zum Erbarmen mit den Tieren, denn es heißt: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber des Gottlosen Herz ist unbarmherzig.“ Aber wie viel mehr sind wir als Bekenner des Christentumes, der Religion der Liebe, dazu verpflichtet und müssen uns getrieben fühlen. Wo besonders mehr soll denn das Seufzen der Kreatur, von dem Paulus (Römer 8) so ergreifend ein tief zu beherzigendes Wort redet, ein Echo finden, wenn nicht zu allererst bei denen, die in Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit den andern Christen voranleuchten sollen? — Es ist nicht schwer, diesen Jammer wahrzunehmen, wenn man nicht geflissentlich die Augen verschließt. Öffne nur die Augen und sieh hin, so wirst Du auch alsbald das Seufzen der Kreatur vernehmen:

> Es geht ein allgemeines Weinen,
> So weit die stillen Sterne scheinen,
> Durch alle Adern der Natur.
> Es ringt und seufzet nach Verklärung,
> Entgegenharrend der Gewährung,
> In Liebesangst die Kreatur.

Es sind doch unverschuldete Leiden, in welche die arme Kreatur hineinversenket ist. Weißt denn Du nicht, daß um der sündigen Menschen willen Tod und Schmerz durch die Natur und Kreatur sich hindurchzieht? Es ist eine von den Naturforschern ausgesprochene Thatsache, daß in den Augen vieler Tiere sich ein großer Schmerz und tiefes Weh ausspreche und ein solches Tierauge ist der Spiegel der so sehr geängstigten Tierseele, auf welcher die Furcht und der Schrecken ruht. Doch was ist solches Seufzen und solcher Jammer gegenüber den Schrecken und Martern die tagtäglich in Unwissenheit, falschem Wissenstrieb, aus Genußsucht und oft gar aus Bosheit an den armen Geschöpfen verübt werden. Hörst du die vielen Klagen der Tiere und gehst du herzlos vorüber? Kommt kein Jammern, kein Mitleid in dein hartes Herz, du Statthalter Gottes auf Erden? — — — Der Kampf des unzivilisierten Menschen, welcher der Hilfsmittel entbehrend, gegen die überlegene Kraft des reißenden Tieres nur auf die eigene Stärke und Gewandtheit angewiesen ist, kann etwas zur Erscheinung bringen, das unsere Bewunderung erregt, und welches die ästhetische Wirkung übt, die dem des Großen und Edlen nahe steht, nämlich den Mut, jene furchtlose Thatkraft und Macht des Willens, welche für den erstrebten Zweck des Sieges der eigenen Lebensgefahr mannhaft und kühn die Stirne bietet. Dasselbe ist der Fall beim gebildeten Europäer, wenn er in der Jagd auf Löwen ꝛc. es mit einem vertheidigungsfähigen Gegner aufnimmt. — Ganz anders aber verhält es sich andern Tieren gegenüber, namentlich mit dem Zug- und Schlacht-

vieh. Man bedenke, wie wird da gesündigt! Im deutschen Reiche z. B. werden täglich ca. 130,000 Stück Kleinvieh, also Schafe, Schweine, Kälber, Ziegen geschlachtet, aber es werden davon nur etwa 15,000 durch einen Schlag auf den Kopf betäubt, die übrigen werden langsam hingemartert und fühlen die gräßlichen Qualen bis ans Ende! Und wie leicht wäre diesem grausamen Beginnen abzuhelfen! Es kann ganz einfach von der Ortsbehörde polizeilich angeordnet werden, daß kein Tier ohne vorhergehende Betäubung durch einen Schlag auf den Kopf oder durch die Bruneau'sche Schlachtmaske geschlachtet werden darf. Aber tritt man denn allgemein für diese so wichtige Sache ein? Wer ist vor Allem dazu berufen? — Sieht man es denn nicht gar allzuhäufig gleichgiltig mit an, wenn die Dorfjugend um das entsetzlich schreiende, zu Tode gemartete Schwein herumsteht und verroht und abgestumpft wird? Wie hat doch Jean Paul in seiner Levana vor solchen die Jugendherzen verhärtenden Eindrücken gewarnt. Aber man sieht nicht hin, geht stumm und dumm vorüber. Man ahnt nicht, wie die Mordlust, die Sucht zu raufen und und zu stechen durch solche (Schauspiele) Vorgänge und Eindrücke ins Kinderherz gepflanzt werden. O, ein Stein möchte sich erweichen und erbarmen!! — Ja, das Säen läßt man ruhig geschehen, aber über die Ernte erschrickt man. Schauderhaft! Wie viele Verbrecher, das lehrt uns die Kriminal-Statistik, haben mit kleinen und großen Tierquälereien begonnen. Um der Tiere und Menschen willen leget darum mit Hand ans Werk, ihr lieben Brüder, und helfet nach allen Seiten und mit ganzen Kräften den edlen Menschen, welche die Sache des Tierschutzes in die Hand genommen uud eine wahrhafte Riesenarbeit zu bewältigen haben. Vor allen Dingen müssen ihnen Schule, Kirche, Gesellschaften wie alle moralischen Kräfte zur Seite stehen.

Die Wurzeln des Tierschutzes sind in der Menschenbrust zu finden, deren durch Gesittung und Kultur veredelte und verfeinerte Seiten bestrebt sind, sich mit der Behandlung der Tiere in harmonischen Einklang zu bringen. Dieses Bestreben hat sich namentlich darin bekundet, daß der edle Mensch freiwillig Verzicht leistet auf einen bestimmten und gewissen Teil seiner Machtvollkommenheit und seiner Herschaft, welcher das Tier in ziemlich weitem Maße und hohen Grade unterworfen ist.

Unter den Haustieren nimmt nun neben dem Hunde namentlich das Pferd sowohl durch seine edle Gestalt, als auch durch seine Gemüthseigenschaften und seinen Verstand eine bevorzugte Stellung oder wohl gar den Vorrang ein. Berühmte Künstler, wie der Bildhauer Phidias, der Maler Wouwermann &c. huldigten den Vorzügen des Pferdes, indem sie sich bemühten, dessen Schönheit oder Leben und Schicksale darzustellen. Zugleich schenkten große Helden und Krieger dem Tiere, das mit ihnen Kampf und Ruhm teilte, ihre Liebe und Achtung. Wo Künstler und Helden zur Huldigung sich vereinen, da werden natürlicherweise auch die Dichter nicht fehlen können und dürfen, und es erklangen denn so auch

in der That ihre Lieder bereits in der allerältesten Zeit zum Lobe des Lieblings der Menschheit.

Und mit Recht, sagt der „Anwalt der Tiere in Riga" Nr. 9, Jahrgang VI, pag. 330, ist das Pferd ein solcher Liebling geworden. Da es sich durch seine Seelenvorzüge, durch seine Anlagen zum Guten und Schönen auszeichnet, war zwischen ihm und den Menschen ein inniger Verkehr und sogar Freundschaft möglich. Durch seine Kraft und Leistungen hat es sich einen Ehrenplatz in der Kulturgeschichte erworben und in friedlichen als kriegerischen Ereignissen der Weltgeschichte hat es jederzeit eine Rolle gespielt.

Wie aber das Pferd für den Menschen von großem Nutzen und großer kulturhistorischer Bedeutung ist, so ist auch der Mensch für das Pferd von großer Bedeutung gewesen. Durch den Umgang mit Menschen wurde es menschlicher und entwickelte unter guter Behandlung alle seine vortrefflichen Eigenschaften. Sein Ehrgefühl, seine Treue, Gelehrigkeit 2c. zeigten sich, sobald es zum Hausgenossen des Menschen erhoben wurde. Kann es durch rohe und tückische Behandlung auch boshaft werden, so beweist es dadurch nur seine feinere Natur, die, wie auch der menschliche Charakter, bei einer falschen Erziehung und Behandlung entartet. Man erzählt sich in Wahrheit vom Pferde allerlei Vorkommnisse, die für den Adel dieses Tieres zeugen. Es stellte sich über die Leiche seines Herrn und wollte ihm im Tode noch treu bleiben. Einzelnen Pferden schrieb man Ahnungsvermögen zu; sie wollten ihre Herren nicht in die Schlacht tragen, weil sie deren Tod ahnten. Andere bissen in der Schlacht die Gegner 2c. Es fürchtet keine Wunden; mutvoll hält es in der Schlacht und wiehert kampflustig; verwundet stirbt es heldenmütig, still und ruhig. Die Pferde des Achilles, das Pferd des Cid leben im Liede ewig. Daß diese Tiere die Gefühle der Helden mitempfanden, wurde nicht bezweifelt. Man erinnere sich der Bemerkungen bei Homer, besonders in seiner Ilias.

Siehe! Die Rosse der Äakiden standen nach seitwärts,
Weinend, seit sie hatten vernommen, ihr Führer Patroklos
Läg' in den Staub gestreckt durch die Hand des mordenden Hektors.
— — Weder zu den Schiffen des breiten Hellespontes
Wollten sie, noch auch gehen in der Danaer Feldschlacht; — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — Ihre Häupter sanken zur Erde, heiße Thränen
Flossen herab von den Augenwimpern der Jammererfüllten,
Welche nach ihrem Führer sich sehnten; die wallenden Mähnen
Hingen über das Joch bis zu dem Boden herunter.
— — — — — Achilleus
Schalt mit diesen Worten alsdann die Rosse des Vaters:
— —; Here gab ihm die Stimme:
Ja, wir bringen dich lebend zurück, du starker Achilles,
Aber es nahet dir schon der Tag des Todes; wir sind nicht

Schuldig, sondern ein großer Gott und das harte Verhängnis.
Nicht durch unsere Langsamkeit, nicht durch unsere Säumnis — —
— — Siehe, wir würden im Laufe des Zephyrs Odem ereilen,
Welcher schneller als Achilles ist; doch ward dir bestimmt,
Einem Gott und sterblichen Manne zu unterliegen. —

Auch die bekannten Romanzen vom Cid berichten, wie der berühmteste Held Spaniens sein Pferd (Babieça) achtete und liebte und auch dieses seinem Herrn treu und anhänglich war, ja ihm diente wie einem Freunde.

„Item, will ich, dem Babieça
Werd' ein Grab nach seinem Ende,
Nimmer soll so treues Tier
Einst ein Raub der Vögel werden."

Es ist durchaus kein Zufall, daß so viele Dichter das Pferd besungen haben.

Es muß nach den bisherigen Ausführungen den edlen Menschen mit hoher Lust und ganz besonderer Freude erfüllen, für die Idee des Tierschutzes einzutreten; und wenn dieselbe auch noch nicht ganz allgemein anerkannt wird, so ist es doch die Idee, welche die Sache der Humanität, Aufklärung und echter sittlicher Kultur vertritt und daher dereinst die allgemein herrschende werden muß. Man wird mehr und mehr die Richtigkeit und Wahrheit des Standpunktes erkennen, von welchem aus die Tiere als beseelte und uns ganz nahe verwandte Lebewesen angesehen werden müssen, deren Leiden wir, nächst denen der Menschen, soweit als uns nur immer die Möglichkeit dazu gegeben ist, zu lindern moralisch verpflichtet sind. Nach göttlichem wie menschlichem Rechte sind wir auch hierüber verantwortlich.

Und wenn wir wissen, daß Gesittung, Religion und Kultur uns gewisse Handlungen gegen die Tiere verbieten, so ist doch damit offenbar, daß es gewisse Handlungen gegen Tiere giebt, die unsittlich sind und man also mithin sich sehr wohl gegen die Tiere sittlich vergehen kann. Die Menschheit kann bei solchen Anschauungen und Ansichten auch nur gewinnen, denn wenn man schon gegen Tiere lieb und gut ist, so muß man es natürlich erst recht mit den Menschen sein. Wir sehen, es liegt ein gutes, sittliches Gebot in unserer Auffassung. — Wenn man aber Handlungen gegen Tiere kennt und zugiebt, welche unsittlich sind, so ist es auch unbedingte Pflicht des Menschen, dieselben zu unterlassen. Da aber Verpflichtung auf der einen Seite, dagegen auf der andern Seite ein Recht entspringt, so erhellt, daß das Tier ein Recht darauf hat, der Mensch dürfe solche Handlungen an ihm auch nicht begehen. Dieses Recht aber wird niemand bestreiten, der Pflicht des sittlichen Gebotes wird sich niemand entziehen wollen, der namentlich auch erkannt hat:

Die Welt ist ein Abbild der Idee des Guten, ein Spiegelbild Gottes,

mithin so vollkommen, als es für das Abbild möglich ist. Deshalb hat auch die Welt außer der Ordnung noch und insonderheit Vernunft und somit Beseelung. Wie die Idee des Guten alle lebenden Wesen in ihrem Inhalte befaßt, so umfaßt eben die sichtbare Welt uns und alle lebendigen übrigen Geschöpfe. Wie die übrigen Ideen der Idee des Guten verwandt sind, so sind alle Wesen innerhalb der Welt, Erde, mit der Welt als Ganzem verwandt. Die Welt ist eben deshalb ein **beseeltes Ganzes** und als solches in ihrer Vortrefflichkeit sich selbst genügend, ein seliger Gott und alles selig in ihm.

Die Welt ist ein vollkommenes Ganze, von einem heiligen Bande umschlungen. Die Gottheit selbst ist die Seele der Welt. So wie die Menschen- und Tierseelen ihre ganzen Körper durchdringen und in allen Teilen derselben ausgebreitet sind: so breitet sich auch die Gottheit durch die ganze Welt aus.

# 2. Teil.

Motto: Auch das Tier ist göttlichen Ursprunges (Geschlechts).

Die Rechtswissenschaft nimmt das Dasein des Rechtes als gegeben an, dieselbe erklärt die einzelnen Rechtsnormen aus der Natur der Rechts-Institute; sie forscht lediglich und bloß nach dem Zusammenhange des Rechts in sich, mit welchem es das Leben deckt. Dagegen untersucht die Rechtsphilosophie, warum es überhaupt ein Recht giebt. Sie erklärt diese Institute selbst aus den höchsten Ideen und den ursprünglichen, dem jetzigen menschlichen Zustande vorausgehenden Thatsachen. Die Rechtsphilosophie forscht nach dem Zusammenhange, welchen das Recht überhaupt im ganzen Plane der Welt hat.

Philosophie verdeutscht sich durch Weisheitslehre oder Weisheitswissenschaft. Die Weisheit nun besteht in zweierlei, nämlich erstens im Besitze derjenigen Aufklärung, die wir von der Vernunft zu suchen getrieben werden, und zweitens weiter in entschiedener Neigung oder Gewöhnung zu vernunftmäßigem Thun. Die Weisheitslehre aber soll jene Aufklärung erteilen und ferner anweisen, wie man der Vernunft die Herrschaft in sich verschafft. Weisheitslehre in Ansehung des Rechts nun (sogen. Philosophie des Rechts, Rechtsphilosophie, der Philosophie Recht, weisheitliches Recht) soll daher die Rechtslehren enthalten, auf welche die Vernunft führt, also das Vernunftrecht, das Naturrecht, und ebenso die Gründe, die ihm bei uns Eingang verschaffen sollen.

Wir können die eingeführten (einzuführenden) Rechtsbestimmungen in Hinsicht auf ihre Vernünftigkeit, ihre Weisheit prüfen und beurteilen. Dies giebt uns eine Prüfung des Rechts aus dem Gesichtspunkte der Vernunft, eine vernünftige Prüfung des menschlichen Rechts oder „eine philosophische Kritik des positiven Rechts.

Der Vernunft folgend, will man aber auch gefunden haben, daß die Wurzel einer richtigen Rechtslehre nur in einer übernatürlichen

Offenbarung liegen könne; sie sei daher im Geschichtlichen, als dem Träger der übernatürlichen Offenbarungen, zu verfolgen, vom verfälschten loszumachen und zu entwickeln. Sofern man dies thut, nennt man die von daher erhaltene Rechtslehre: „Philosophie des Rechts." (Werke dieser Art sind: Die Philosophie des Rechts von Bauer, Mainz 1846. Stahl, die Philosophie des Rechts nach geschichtlichen Anfängen. Michaelis, Philosophische Rechtslehre. Fries, Philosophische Rechtslehre. Gros, Lehrbuch der philosophischen Rechtslehre. Jakob, Philosophische Rechtslehre. Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Glaser, Geschichte rc. und Recht der Vernunft. Roßbach, Die Perioden der Rechts-Philosophie. In mancher Hinsicht auch Fichte, Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre. Teilweis auch Franz Fischer, Naturrecht und natürliche Staatslehre.) Die Grundbehauptung zugestanden, sind die Anhänger derselben auch zu dieser Benennung der erhaltenen Rechtslehre durchaus befugt; sie ist alsdann nämlich diejenige Rechtslehre, die man unter Leitung der Vernunft aus der uns durch die geschichtliche Überlieferung zugänglichen übernatürlichen Quellen schöpft, indem man dabei das durch die Zeit trübe gemachte durch die Natur aufhellt und klärt, und zwar, nachdem man durch die Vernunft erkannt hat, daß vom Falschen befreite übernatürliche Offenbarung die einzige richtige Quelle eines dem Willen Gottes gemäßen Rechtes sei. Auch Vernunftrecht wäre dieses Recht zu nennen; aber weniger dürfte es Naturrecht, als aus der Natur selbst hergeleitetes Recht, genannt werden.

Gleichwohl werden Vernunftrecht und Naturrecht meist als eins und dasselbe angesehen und zwar aus folgenden Gründen: Fast alle Völker befinden sich im Besitz von Lehren über Gott und gewisse Pflichten, welche sie besonderen göttlichen Offenbarungen zuschreiben. Sie sind jedoch keineswegs alle mit einander übereinstimmend, ebensowenig sind sie alle gleich vollständig. Manche enthalten geradezu Bestimmungen über Staat und über Recht, andere wiederum nicht; aber nichtsdestoweniger eignen sich auch viele der letzteren dazu, Rechtslehren daraus (aus ihnen) herzuleiten. Diese Rechtslehren nun heißen vorzugsweise geoffenbartes oder göttliches Recht.

Weiter können nun darnach die Menschen aussprechen, was als Recht gelten soll, und diesen Ausspruch können sie auch befolgen und handhaben. Dies ist alsdann geltendes Recht; es heißt auch menschliches und geschriebenes Recht. Das Recht nun, das man so einführt, kann das Naturrecht selbst sein, es kann aber auch ein Recht aus übernatürlichen Offenbarungen sein; es kann jedoch auch von beiden abweichen. Nach der Art seiner Einführung kann es auferlegtes, herkömmliches, gewohnheitsmäßiges oder vertragsmäßiges Recht sein.

Vernunft ist nun dasjenige in uns, welches uns auf das Vorteilhaftere, und Zweckmäßigere, auf das Bessere richtet, sowie auch folglich auf Aufsuchen und Annehmen des nach Denk- und Erfahrungsgesetzen

Richtigen. Suchen wir demnach unter Einfluß der Vernunft eine Rechtslehre auf, so finden wir das Naturrecht. Dasselbe ist vom höchsten Standpunkte aus betrachtet das vorteilhafteste und zweckmäßigste und deshalb gewiß auch das beste Recht. Wenn wir uns an dasselbe halten, so werden wir sowohl in unserm Gewissen befriedigt, als wir auch anderseits dadurch zu solchen irdischen Zuständen gelangen, welche uns allen den meisten irdischen Vorteil gewähren. Unter ihm befinden sich alle Bewohner der Erde, Menschen und Tiere und selbst die Pflanzen, die ja auch ein ergötzliches Dasein in ihrem Wachsen, Blühen, Reifen ꝛc. führen, am vorteilhaftesten. Die Benennung Naturrecht ist von der Quelle abgeleitet, aus der wir es schöpfen; der Name Vernunftrecht dagegen aus den Gründen, die uns zu dieser Quelle führen. Was uns zum annehmen des Richtigen führt ist auch unser Wohlseinstrieb verbunden mit unsern Einsichten, und der Einfluß dieser auf Richtung unsers Wohlseinstriebes. Unsere Einsichten sind aber das Ergebnis unserer Erfahrungen, Denkthätigkeiten und der Regelung unsers Denkens durch die Unmöglichkeit, Widersprüche zu decken. Unsere hier in Betracht kommenden Denkthätigkeiten sind die absichtlich und unabsichtlich erfolgenden, denen wir manches Vorarbeiten unserer Erfahrungen, Abziehen von Regeln daraus und Anwenden derselben auf ähnliche Fälle verdanken. Hieraus erklärt es sich auch, warum wir in so ganz verschiedenartigen Fällen von der Vernunft sprechen. Sicher ist, daß uns die Vernunft auf ein in der Natur geoffenbartes Recht führt. Dieses bleibt selbst dann noch wahr, wenn man auch annehmen wollte, daß sich die Menschen ohne übernatürliche Belehrung gar nicht weit hätten entwickeln können. Denn daraus folgte noch keineswegs die volle Aufhebung des in der Natur geschriebenen Rechts, sondern nur, daß wir es, ohne im Kindesalter der Menschheit einen übernatürlichen Lehrmeister gehabt zu haben, nicht hätten entziffern gelernt. Das allgemeine Recht ist nach alledem kein anderes, als das Naturrecht. Letzteres wird zuweilen auch das innere (materielle) Recht genannt, im Gegensatz zu dem äußeren (formellen) Recht. Das Naturrecht soll Richtschnur für das einzuführende Recht sein, und insofern wird es zuweilen auch das Normalrecht genannt.

Bei unserm ganzen Wesen und in unsern Verhältnissen zu Gott und der Welt werden uns freilich mancherlei und mehrere übernatürliche Offenbarungen geboten, die sowohl unter sich, als von der natürlichen abzuweichen scheinen. Jedoch ist die natürliche Offenbarung aus einer unverfälschbaren Urkunde Gottes geschöpft; ihr Verständnis ist zwar Irtümern und unrichtigen Auslegungen (unserseits) unterworfen, dasselbe muß sich aber nach und nach zum Richtigen entwickeln, soweit dies überhaupt für uns erreichbar ist. Auch die christlichen Lehren, im Zusammenhange und im Geiste des Stifters aufgefaßt, geben den Bewohnern der Erde Erlaubnis, aus den natürlichen Offenbarungen zu schöpfen. Auch sie zeigt uns eine Bestimmung der Geschöpfe auf Erden.

Die Rechtsphilosophie nun aber setzt die Rechtswissenschaft voraus

in eben der Art, wie diese die Rechtskunde, denn die Rechtswissenschaft enthält den Stoff, welchen sie (die Rechtsphilesophie) zu begreifen hat, und es wäre verkehrt, begreifen zu wollen, ohne einen Gegenstand zu haben, der begriffen werden soll. Nur eine richtige Anschauung dessen, was Rechtens ist, führt zur klaren Kenntnis des Ursprunges und wissenschaftlichen Begriffs des Rechts. Die Natur eines jeden Instituts wird um so heller erkannt, je mehr die höchsten Ideen, welchen es nachgebildet ist, klar werden, und umgekehrt müssen diese um so eher erkannt werden, je schärfer man das Institut selbst ins Auge faßt.

Die Philosophie des Rechts strebt sodann nach der Erkenntnis dessen, was die Rechtsinstitute der Erde und ihren Bewohnern, in erster Linie allerdings dem menschlichen Geschlechte, sind und sein sollen. Insofern und in dieser Hinsicht ist sie aber gleich der Rechtswissenschaft eine **praktische** Wissenschaft, und daß sie das ist, bringt ihr gemeinsamer Stoff mit sich, da das Recht durch das Handeln der Menschen und durch das Verhältnis und Zusammenleben der Geschöpfe im allgemeinen gebildet wird und für das Handeln und die Beziehungen der Geschöpfe auf der Erde bestehen soll.

Recht ist Einstimmung mehrerer Willen, als Regel gedacht, die dem Streite, dem Unrecht und der Gewalt vorbeuge. Der Ursprung alles Rechtes aber ist keineswegs in **dinglichen** Rechten zu suchen, die jemand **sich** zuschreiben, und kraft deren er alles Übrige (alle Übrigen) ausschließen dürfte; vielmehr in Verhältnissen, die **zwischen** Personen, zwischen Menschen und Tieren oder überhaupt ganz allgemein zwischen Geschöpfen von beiden Seiten gebildet werden, die nur für **diese Geschöpfe** gelten, und nur **als solche** gelten, **wie** sie sind gebildet worden.

Man kann sich gesellen oder auch nicht. Ein Haufe von Menschen oder Geschöpfen, die im Raume zusammenstehen, muß erst in gegenseitige Berührung und Mitteilung und gegenseitigen Verkehr eintreten und stehen, ehe die einzelnen einander Gesellschaft leisten.

Im **Verkehr** werden Leistungen gewechselt; die Verkehrenden (untereinandnr verkehrenden Geschöpfe) kommen mit sehr verschiedenen Zwecken zu einander, und jeder, damit er zu **seinem** gelange, läßt sich des andern Zweck als Mittel gefallen.

Sie sind noch nicht gesellt, so lange jeder etwas **Eigenes** für sich sucht, sie haben sich gesellt, sobald sie etwas, wie mit einer Gesinnung, gemeinsam betreiben.

Ohne vereinigtes, verschmolzenes Wollen giebt es keine Gesellschaft. Dies Wollen ist in einem jeden nur, sofern er voraussetzt, es sei auch in den andern. Indem sich die Mitglieder betrachten untereinander, muß das Zutrauen vorhanden sein, es habe niemand seinen Privatwillen herausgesondert aus dem allgemeinen Willen. Solches Zutrauen, wenn es ohne Bürgschaft gegenseitig ist, kann man den Stand der Unschuld für die Gesellschaft, den Zustand der Unschuld, von welchem die Schrift bei Adam und Eva und von dem Leben im Paradiese spricht, nennen.

Sollen aber nun alle Geschöpfe auf der Erde eine bestimmte Gesellschaft bilden, so muß (ein) ihr allgemeiner Wille ein bestimmter sein. Aber jeder Wille ist bestimmt durch seinen Gegenstand, durch seinen Zweck. Die Gesellschaft (und ihre Verhältnisse) wird also als diese oder jene durch einen bestimmten Begriff zu denken sein, sobald ihr Zweck feststeht.

Nun aber muß jede Verbindung im Leben und hier auf der Erde es bald genug erfahren, daß ein Zweck, den sie für fest ausgegeben hat, nicht fest stehen kann und sich mit der Zeit und verschobenen Verhältnissen 2c. ändert, daß in dem fingirten allgemeinen Willen keine Kraft liegt, die Wollenden für immer in einer und derselben Weise zusammenzuhalten. Oder ward der allgemeine Wille durch Gegenstände 2c. bestimmt, nach denen zu streben in den Naturbedürfnissen der Erdenbewohner begründet ist, — stützt man sich auf die sogenannten wahren Interessen (der Menschen und) aller Geschöpfe, so entblößt sich immer mehr und mehr der Verkehr, der die Hülle der Gesellschaft borgte, und der niemanden bewegen kann und wird, sich nach den Gesetzen des allgemeinen Marktes länger zu richten, als er es für gut und ihm passend findet. Da es aber so viele mögliche Gesamtzwecke wie mögliche Gesellschaften, Vereinigungen und Verbindungen giebt, so bedarf es eines äußeren Bandes, das der Gesellschaft Bestand sichert. Deshalb läßt man sich Macht gefallen, oder stiftet sogar dieselbe wohl.

Die Gesellschaft verwandelt sich demgemäß und zufolge dessen in einen Staat, in welchem ein **bestimmtes Recht** nach gewissen Gesetzen herrscht. Es entsteht ein Staat, der eine Menge kleiner und verschiedenartiger Gesellschaften in sich faßt; ein Staat, in welchem es nicht einen allgemeinen Willen giebt, sondern viele partielle Willen der in ihm liegenden Gemeinheiten, die alle durch ihn geschützt zu werden hoffen, und in dieser Hoffnung ihn und seine Macht anerkennen. Staat ist Vergesellschaftung, durch Macht geschützt, demzufolge der Einzelne zwar gewissen Gesetzen sich unterordnen muß, dafür aber auch ganz bestimmter Rechte sich erfreuen darf.

Den Grundton für die Gesetze hat Gott selbst in seinen h. zehn Geboten angegeben. Alle Gebote leitet er ein mit den Worten: „Ich bin der Herr **dein** Gott“ und deutet damit sein Wohlwollen und seine Güte und Liebe für alles an. Alle diese Gebote sind aus göttlicher Liebe geflossen, und wenn wir die Gebote durchgehen, so finden wir, daß für alles Geschaffene gesorgt ist: Jedes Gebot soll den Geschöpfen — also vornehmlich in erster Linie wohl Menschen und Tieren — zu gute kommen.

Auch Joh. Gottlieb Fichte stellt in „Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre“ als dritten Lehrsatz auf: „Das endliche Vernunftwesen kann nicht noch andere endliche (Vernunft) Wesen außer sich annehmen, ohne sich zu setzen, als stehend mit denselben in einem bestimmten Verhältnisse, welches man das Rechtsverhältnis nennt.“ Den Beweis zu diesem Satze führt er in Kürze folgendermaßen:

das Subjekt muß sich von dem Wesen, welches es außer sich angenommen hat, durch Gegensatz unterscheiden. Das Subjekt hat sich gesetzt, als ein solches, das den letzten Grund von etwas, das in ihm ist, in sich selbst enthalte (nämlich die Bedingung der Ichheit, oder auch die Ichheit selbst); aber es hat ein Wesen außer sich gleichfalls gesetzt, als den letzten Grund dieses in ihm vorkommenden.

Es soll sich von diesem Wesen unterscheiden können, dies ist aber jedoch nur unter der Bedingung möglich, daß es an jenem gegebenen unterscheiden könne, inwiefern der Grund desselben in ihm, und inwiefern er außer ihm liege. Der Grund der Wirksamkeit des Subjekts liegt zugleich in dem Wesen außer ihm und in ihm selbst, der Form nach, oder darin, daß überhaupt gehandelt werde. Hätte jenes nicht gewirkt und dadurch das Subjekt zur Wirksamkeit aufgefordert, so hätte dieses selbst auch nicht gewirkt. Sein Handeln als solches, ist durch das Handeln des Wesens außer ihm bedingt. Es ist auch der Materie nach bedingt; es ist dem Subjekt die Sphäre seines Handelns überhaupt angewiesen. Hiernach bestimmen sich auch, wie wir später sehen werden, die Rechte der Tiere.

Aber innerhalb dieser ihm angewiesenen Sphäre hat das Subjekt gewählt, die nächste Grenzbestimmung seines Handelns sich selbst absolut gegeben; von der letzten Bestimmung seiner Wirksamkeit allein liegt ganz allein in ihm der Grund. Insofern allein kann es sich als absolut freies Wesen, als alleinigen Grund von etwas setzen; von dem freien Wesen außer ihm sich ganz abtrennen, und seine Wirksamkeit nur sich zuschreiben.

Innerhalb des Kreises, von dem Grenzpunkte des Produktes des Wesens außer ihm X und bis zum Grenzpunkte seines eigenen Produktes Y) hat es gewählt, unter den Möglichkeiten, die hier liegen: und diesen Möglichkeiten, und durch das Begreifen derselben, als Möglichkeiten, die alle es hätte wählen können, konstituieret es sich seine Freiheit und Selbständigkeit.

In dieser Sphäre nun kann aber nur das Subjekt gewählt haben, und nicht der andere.

Das, was ausschließlich in dieser Sphäre wählt, ist sein Ich, ist das Individuum, das durch Entgegensetzung mit einem andern Wesen bestimmte Vernunftwesen.

In dieser Unterscheidung durch Gegensatz wird durch das Subjekt der Begriff seiner selbst, als eines (freien) Wesens außer ihm (also z. B. des Tieres) gegenseitig bestimmt und bedingt.

Es kann nicht entgegengesetzt werden, wenn nicht in demselben ungeteilten Momente der Reflexion die entgegengesetzten auch gleichgesetzt, auf einander bezogen, mit einander verglichen werden.

Das Subjekt bestimmt sich als Individuum durch die Sphäre, in welcher es unter den, in ihr gegebenen möglichen Handlungen eine ge-

wählt hat und setzt ein anderes Wesen (oder auch Individuum) außer sich, sich entgegen, bestimmt durch eine andere Sphäre, in welcher dieses andere Wesen lebt und wählt. Es setzt sonach beide Sphären zugleich, und nur dadurch ist die geforderte Gegensetzung möglich.

Das Wesen außer ihm kann nun setzen als mehr oder weniger frei, mithin als ein solches, welches die Sphäre, durch die es gegenwärtig bestimmt ist, auch mehr oder weniger überschreiten könnte. Danach richtet sich die Möglichkeit des freien Handelns für das Subjekt. Das Wesen außer dem Subjekte hat vielleicht auch beispielsweise das letztere durch seine Handlung zum freien Handeln aufgefordert; es hat demnach seine Freiheit beschränkt durch einen Begriff vom Zwecke, in welchem die Freiheit des Subjekts — wenn auch etwa nur problematisch — vorausgesetzt wurde.

Würde weiter der Mensch nicht erkennen, daß noch mehr oder weniger freie Wesen außer ihm wären, so erfolgte etwas nicht, was nach den Gesetzen der Vernunft hätte erfolgen müssen, und der Mensch wäre unvernünftig. Oder erfolgte diese Erkenntniß in ihm zwar, aber er beschränkte nicht zugleich und zufolge derselben seine Freiheit, um den andern auch die Möglichkeit, angemessen zu handeln, übrig zu lassen; so könnte nicht der Schluß gemacht werden, daß er ein vernünftiges Wesen wäre, weil der Schluß lediglich durch die geschehene Selbstbeschränkung notwendig wird.

Das Verhältnis der Wesen zu einander ist demnach notwendig auf folgende Weise bestimmt: Die Erkenntnis des einen Wesens vom andern ist dadurch bedingt, daß das andere es nach dem Grade seiner Freiheit und Vernunft behandele, das ist insonderheit, seine Freiheit beschränke durch den Begriff der Freiheit des ersten. Diese Weise der Behandlung aber ist bedingt, durch die Handelsweise des ersten gegen das andere; diese durch die Handelsweise und Erkenntnis des andern, und so ins Unendliche fort. Das Verhältnis der Wesen zu einander (und speciell für unsern Zweck das Verhältnis der Menschen und Tiere) ist daher das Verhältnis einer Wechselwirkung durch Intelligenz und Freiheit. Beide müssen sich mehr oder weniger gegenseitig anerkennen; beide müssen sich gegenseitig danach behandeln, und besonders muß das von Seiten des Menschen, als dem Höherstehenden, geschehen. Dies erfordert seine Vernunft. Überhaupt ist der Mensch nur insoweit vernünftig, als er auch vernünftig handelt und dadurch dieselbe, nämlich die Vernunft, gegen sich und andere zeigt.

Es genügt nun aber ferner deshalb nicht, daß ich etwa die rechten Begriffe von den andern Wesen fasse, sondern, daß ich wirklich in der Sinnenwelt auch handele. Der Begriff bleibt im Innersten meines Bewußtseins nur mir, nicht dem außer mir zugänglich. Nur die Erfahrung giebt dem andern Wesen etwas, und diese errege ich lediglich durch Handeln, durch mein Verhalten ihm gegenüber. Was ich denke und allenfalls auch will, kann der andere nicht wissen, vielleicht ahnen.

Ferner genügt auch nicht, daß ich nur dem gefaßten Begriffe nicht entgegen handele, sondern, daß ich ihm wirklich gemäß handele, mich wirklich auf eine Wechselwirkung mit ihm einlasse. Außerdem bleiben wir geschieden und sind gar nichts für einander.

Der Mensch setzt sich nun im Gegensatze von den Tieren lediglich dadurch, daß er sich ausschließend eine Sphäre zuschreibt, die er andern Wesen außer ihm und namentlich den Tieren nicht zugesteht. Jedoch schreibt er den letzteren auch eine sehr nahestehende Sphäre zu, aus welcher sich dann die Rechte der Tiere herleiten lassen. Um dies zu ermöglichen, müssen wir den Rechtsbegriff selbst zu Hilfe nehmen. Der Rechtsbegriff nun aber liegt im Wesen der Vernunft und es darf sehr wohl behauptet werden, daß kein endliches vernünftiges Wesen möglich sei, in welchem derselbe nicht — keineswegs zufolge der Erfahrung, des Unterrichts, willkürlichen Anordnungen unter den Menschen 2c. sondern zufolge seiner vernünftigen Natur, — vorkomme. Daß die Äußerung des Rechtsbegriffes im wirklichen Bewußtsein bedingt sei dadurch, daß ein Fall seiner Anwendung gegeben werde, versteht sich von selbst. Und daß der Fall seiner Anwendung notwendig eintreten müsse ist gleichfalls dadurch erwiesen, weil kein Mensch (überhaupt kein Wesen) isoliert sein kann und keins isoliert ist.

Dem vernünftigen Wesen, als solchem, ist aber notwendig ein gewisser Begriff, d. i. eine gewisse Modifikation des Denkens, ihm ist eine gewisse Weise, die Dinge zu beurteilen notwendig und unerläßlich.

Nennen wir diesen Begriff einmal X. Wirken muß dieses wo nur Wesen oder Menschen bei einander leben; ebenso wird sich dasselbe auch äußern. Ob nun dieses gerade das sei, was der Sprachgebrauch das Recht nennt, ist eine Frage über welche am besten der ganz gemeine Menschenverstand zu entscheiden haben dürfte. Uns soll vorläufig dieses X der Rechtsbegriff heißen.

Dieser Begriff hat mit dem Sittengesetze nichts zu thun; er kann auch gar nicht aus dem Sittengesetze deduziert sein oder werden, da nicht mehr als eine Deduktion desselben Begriffs möglich ist. Der Begriff Pflicht, der aus jenem Gesetze hervorgeht, ist dem des Rechts in den meisten Merkmalen geradezu entgegengesetzt. Das Sittengesetz gebietet kategorisch die Pflicht, das Rechtsgesetz erlaubt nur, aber gebietet nie, daß man das Recht ausübe. Ja, das Sittengesetz verbietet sogar sehr oft die Ausübung eines Rechts, das aber doch trotzdem, und auch nach dem Geständnis aller Welt, darum nicht aufhört ein Recht zu sein.

Ob das Sittengesetz dem Rechtsbegriffe eine neue Sanktion gebe, ist eine Frage, die gar nicht in das Naturrecht, sondern in eine reelle Moral gehört. Auf dem Gebiete des Naturrechts hat der gute Wille nichts zu thun. Das Recht muß sich hier erzwingen lassen, wenn auch kein Mensch einen guten Willen hätte, und darauf geht eben die Wissenschaft des Rechts aus, eine solche Ordnung der Dinge zu entwerfen. Physische Gewalt allein giebt ihm auf diesem Gebiete die Sanktion.

Ganz streng genommen ist der Rechtsbegriff der Begriff eines Verhältnisses nur zwischen Vernunftwesen. Er findet daher auch nur unter der Bedingung statt, daß solche Wesen in Beziehung auf einander (gesetzt oder) gedacht werden. Es ist eigentlich deshalb nichtig, von einem Rechte auf die Natur, auf Grund und Boden, auf Tiere ꝛc. bloß als solche, und nur die Beziehungen zwischen ihnen und den Menschen gedacht, zu reden. Die Vernunft hat über diese nur Gewalt, keineswegs aber ein Recht. (Ein anderes ist es, daß man sich etwa ein Gewissen machen kann, dieses oder jenes zu genießen, zu thun ꝛc.; aber dies ist eine Frage vor dem Richterstuhle der Moral).

Freilich ist es wiederum eine bedenkliche Frage wie wir dazu kommen, auf einige Gegenstände der Sinnenwelt den Begriff der Vernünftigkeit zu übertragen, auf andere nicht; welches ist denn wohl der charakteristische Unterschied beider Klassen? So kennt beispielsweise Herbart nur einen graduellen Unterschied der Vernünftigkeit zwischen Menschen und Tieren. Noch viel weiter geht die neuere Naturphilosophie und die Lamarck-Darvin-Haeckel'sche Lehre und die Zellentheorien, welche alle in der erheblichsten Weise nivellieren wenn nicht gar die bis dahin bestandene Kluft zwischen Menschen und Tier gänzlich ausfüllen wollen.

Kant sagt: „Handle so, daß die Maxime deines Willens Princip einer allgemeinen Gesetzgebung sein könne." Aber wer soll denn in das Reich, das durch diese Gesetzgebung regiert wird, mitgehören und Anteil an dem Schutze derselben haben! Ich soll gewisse Wesen so behandeln, daß ich wollen kann, daß sie umgekehrt mich nach der gleichen Maxime behandeln sollen. Aber ich handele doch alle Tage auf Tiere und leblose Gegenstände, ohne die aufgegebene Frage auch nur im (Entferntesten und) Ernst aufzuwerfen. Sagte man mir auch, daß hierbei nur von Wesen, die der Vorstellung von Gesetzen fähig seien, also von vernünftigen, die Rede sei, so hätte ich auf meine Frage noch keine Antwort, denn ich weiß immer noch nicht, welches bestimmte Objekt ein vernünftiges Wesen ist, ob ein Europäer, Neger, erwachsener Mensch ꝛc. Jedenfalls wird aber doch dem Kinde der Schutz jener Gesetzgebung zukommen, aber könnte man nicht auch billig fragen, ob er nicht wenigstens auch dem treuen Haustiere zukommen möchte?

Die Natur hat diese Frage längst entschieden. Jedes Tier bewegt sich wenige Stunden nach seiner Geburt und sucht seine Nahrung wenigstens bei der Mutter. Es wird durch den t i e r i s c h e n  I n s t i n k t, durch das Gesetz gewisser freier Bewegungen, geleitet. Der Mensch dagegen hat zwar Pflanzen-Instinkt, aber tierischen, in der gegebenen Bedeutung hat er gar nicht. Er bedarf der freien Hilfe des Menschen und würde ohne dieselbe gar bald nach seiner Geburt umkommen. Nach Lösung des leiblichen Verhältnisses zur Mutter zieht gewissermaßen die Natur die Hand ab von ihm, sie wirft ihn gleichsam hin. Plinius und andere haben darüber gegen sie und ihren Urheber sehr geeifert. Aber gerade

dadurch wird bewiesen, daß der Mensch als solcher, nicht Zögling der Natur ist, noch es sein soll. Wollte man den Menschen als ein Tier ansehen, so wäre er ein sehr unvollkommenes Tier, und gerade darum auch ist er kein Tier und kann keines sein. Man hat die Sache oft so angesehen, als ob der freie Geist dazu da wäre, das Tier zu pflegen. So ist es indessen nicht. Das Tier ist aber da, um den freien Geist in der Sinnenwelt zu tragen und mit ihr zu verbinden.

Durch diese äußerste Hilflosigkeit ist die Menschheit an sich selbst und hier zuvörderst die Gattung an die Gattung gewiesen. Durch Pflege und Erziehung des Hilflosen erhält sich der Mensch und seine Gattung.

Der Mensch wird nackend geboren, die Tiere dagegen bekleidet. In ihrer Bildung hat die Natur ihr Werk mehr geendigt und fast das Siegel der Vollendung darauf gedrückt; sie hat die feinere Organisation durch eine rohere Decke vor dem Einflusse der gröbren Materie geschützt. Im Menschen wurde das wichtige Organ, das des Betastens, das durch die ganze Haut*) sich verbreitet, geradezu der Einwirkung derselben blosgestellt: nicht aus Nachlässigkeit der Natur, sondern aus Achtung derselben für uns. Jenes Organ war bestimmt, die Materie unmittelbar zu berühren, um sie auf das Genaueste unsern Zwecken angemessen zu machen: aber die Natur stellte es uns frei, in welchen Teil des Leibes wir unser Bildungsvermögen vorzüglich verlegen, in welche wir uns als bloße Masse betrachten wollten. Wir haben es in die Fingerspitzen gelegt. Es ist daselbst, weil wir es gewollt haben. Wir hätten jedem Teile des Leibes dasselbe feine Gefühl geben können, wenn wir es gewollt hätten, denn das beweisen diejenigen Menschen, die mit den Zehen nähen und schreiben, mit dem Bauche sprechen 2c. 2c. 2c.

Jedes Tier hat angeborne Bewegungsfertigkeiten; der Mensch hat nichts dergleichen. Ein menschlicher Leib kann auf vier Füßen laufen, aber die Gattung hat sich von dem Boden empor gehoben und sich dadurch das Vermögen erworben, ihr Auge rund um sich herum zu werfen, um das halbe Universum am Himmel zu erblicken, während das Auge des Tieres durch seine Stellung an den Boden gefesselt ist, welcher seine Nahrung trägt. Durch diese Erhebung hat der Mensch der Natur zwar Werkzeuge der Freiheit abgewonnen, nämlich die beiden Arme, welche das Gebot des menschlichen Willens erwarten. Durch seinen gewagten Gang erhält er seine Vernunft und Freiheit stets in der Übung. Durch seine Haltung und Stellung versetzt er sein Leben in das Reich des Lichts und flieht immerfort die Erde, die er mit dem kleinsten möglichsten Teile seines Körpers berührt. Dem Tiere indessen ist der Boden Bett und Tisch; der Mensch erhebt alles das über der Erde.

Was aber den schon gebildeten Menschen am nachdrücklichsten

*) Condillac bezeichnet das Gefühl als den vorzüglichsten und bedeutungsvollsten Sinn.

charakterisirt, das ist das geistige Auge und der die innersten Regungen des Herzens abbildende Mund. (Ausführliches hierzu findet sich in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und in Johann Gottlieb Fichtes „Grundlage des Naturrechts pag. 84 bis 94). Der Geist des Menschengeschlechts ist ein ganz allgemeiner, allen Individuen dieser Gattung zukommender. Durch die Vernunft (oder richtiger durch den Verstand) ist jeder Mensch den andern gleich; sie, resp. er ist das charakteristische Merkmal des Menschengeschlechts, der allen Einzelnen gemeinsame Gattungsbegriff.

Bei den Tieren aber giebt es höher und niedriger organisierte Tiere, weshalb dieselben im Gegensatze zum Menschen feste Gattungsunterschiede haben, welche (absolute) Schranken gegeneinander sind, weil die Natur das Außereinander und die Äußerlichkeit der Bestimmungen nicht aufgeben kann: während die Idealität des Geistes und das Flüssigwerden seiner Unterschiede notwendig die Einheit des Menschengeschlechts voraussetzt. Daher kommt vielleicht auch, oder trägt wenigstens wesentlich mit dazu bei, der relative Vorzug des Menschen vor dem Tier. Beim Tier finden größere Restriktionen statt; jede Tiergattung ist mehr an eine bestimmte Region gebunden, ist abhängiger von der Weltgegend, vom Klima, von der Nahrung 2c. Der Mensch dagegen kann eher unter allen Himmelsstrichen fortkommen; diese Ubiquität des Menschen aber ist in der Hauptsache eine Folge seiner durchgängigen Gleichheit. Im Menschen ist eben die Verschiedenheit hinsichtlich der Rassen, Gattungen 2c. nicht als etwas Absolutes und Ursprüngliches zu nehmen; sondern ein solches ist allein sein allgemeiner und ursprünglicher Charakter, ein denkender und vernünftiger zu sein. Die Verschiedenheit des Menschen ist dagegegen etwas Gleichgiltiges, Accidenzielles, Nebenherspielendes, Sekundäres. Wegen dieser ursprünglichen Gleichheit des Menschengeschlechts sind sie alle zur Freiheit bestimmt; aber da diese Gleichheit nur eine Möglichkeit ist, so hat eben die wirkliche Verschiedenheit auch eine Unterordnung hervorgebracht. Das Recht zu der eventuellen Herrschaft einer Menschenrasse über die andere darf also auch daraus nicht hergenommen werden, daß die eine geringerer Natur sei als die andre, sondern höchstens vielmehr und lediglich daraus, daß ein und derselbe Menschengeist auf verschiedenen Bildungsstufen sich befindet.

Bildsamkeit, als solche, ist der Charakter der Menschheit. Aller willkürlichen Wechselwirkung der Wesen auf der Erde nun liegt eine ursprüngliche und notwendige Wechselwirkung derselben zu Grunde, diese: das Wesen nötigt durch seine bloße Gegenwart in der Sinnenwelt, ohne Weiteres, jedes andere Wesen es in einem gewissen Grade oder nach einer bestimmten Seite hin anzuerkennen. Hierdurch treten beide in ein Verhältnis. Da aber jeder den Leib des andern ansieht als Materie, so behandelt er ihn auch danach, und zwar modifiziert er ihn, weil sich überhaupt jeder das Vermögen zuschreibt, die Materie und zwar namentlich nach seinem Zwecke zu modifizieren. Jeder kann daher offenbar den

Leib des andern, inwiefern er materiell ist, subsumieren dem Begriffe: sich denken, als ihn modifizierend durch physische Kraft; und, da sein Wille durch nichts beschränkt ist, als durch sein Denkvermögen, es auch wollen.

Es kann aber namentlich der Mensch, weil er in der ganzen Sphäre seiner Wirksamkeit wählen kann, die Ausübung seiner Kraft einschränken, ihr Gesetze geben. Die Giltigkeit des Gesetzes hängt aber von der Konsequenz ab.

Alle Gemeinschaft muß notwendig gesetzt werden als mit abhängig von dem (mehr oder weniger freien) Entschlusse des andern; also als zufällig, als Resultat eines Wechselwollens. Mit den Menschen stehe ich in einer Gemeinschaft der vernunftmäßigen Behandlung; die Verfahrungsweise ist gegenseitig, wenigstens soll sie gegenseitig sein. Wir wollen beide uns so behandeln. Zu den Tieren muß das Verhältnis allerdings ein anderes sein und werden. Die Gemeinschaft mit ihnen muß eine andere werden, schon weil uns diese nicht durchweg so behandeln. Dadurch fallen Verbindlichkeiten, die ich mit den Menschen einging, für die Tiere mehr oder weniger weg. Ihnen gegenüber bin ich weniger gehalten und hänge mehr von meinem freien Entschlusse ab. Unsere Verhältnisse zu einander und Gemeinschaft richten sich einfach nach der Erfüllung der Rechtsformel: beschränke deine Freiheit so, daß der andere neben dir auch frei sein könne. Es läßt sich leicht einsehen, daß eine enge Gemeinschaft nicht bestehen kann, wenn nicht jeder diesem Gesetze unterworfen ist, aber ebenso auch wer diese Gemeinschaft wolle, notwendig auch das Gesetz wollen müsse. Letzteres ist nun bei den Tieren nicht der Fall und kann nicht der Fall sein, weshalb ihre Gesetze und auch ihre Rechte andere sein und werden müssen. Denn hat der andere den Willen nicht, und behandelt er namentlich den ersten dem Rechtsgesetze zuwider oder schon nicht gemäß, so ist der erstere durch das Gesetz selbst vom Gesetze losgesprochen. Es galt eben nur unter den Bedingungen eines gewissen gegenseitigen Betragens.

Die Schwierigkeit der Rechtslehre ist die: Wie mag doch ein Gesetz gebieten, dadurch daß es nicht gebietet, wie mag es doch Kraft haben, dadurch daß es gänzlich cessieret, eine Sphäre begreifen, dadurch daß es dieselbe nicht begreift?

Die Antwort hierauf ist folgende: Dies wird notwendig erfolgen, wenn das Gesetz sich selbst eine bestimmte Sphäre vorschreibt, die Quantität seiner Giltigkeit gleich bei sich führt. So wie es die Sphäre aussagt, von der es redet, bestimmt es dadurch zugleich diejenige, von der es nicht redet. Ich bin in Beziehung auf ein anderes Wesen von dem Gesetze, sie gesetzmäßig zu behandeln, losgesprochen, es hängt lediglich von meiner Willkür ab, wie ich es behandeln wolle, oder ich habe ein Zwangsrecht gegen sie, heißt nichts weiter als: das andere Wesen kann durch das bloße Rechtsgesetz meinen Zwang nicht verhindern. (Wohl kann es das auf andere Weise, durch physische Stärke,

durch Berufung auf das Sittengesetz 2c.). Der Zwang ist nicht gegen dieses Gesetz und wenn das Wesen nichts anderes für sich anzuführen hat, als dasselbe, so muß es ihn leiden. Hieraus ergiebt sich beispielsweise die bez. Herrschaft der Menschen über die Tiere hinsichtlich ihres Gebrauches und Dienstes 2c. anderseits auch die Niederlage des Menschen im Kampfe mit stärkeren Tieren. (Kant macht in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" die Lehrer des Naturrechts aufmerksam auf den Begriff einer lex permisiva. Jedes Gesetz, das die Quantität seiner Giltigkeit bei sich führt, ist eine solche. Denn indem es eine bestimmte Sphäre einschließt, läßt es alles, was außer dieser liegt, frei. Das Sittengesetz aber setzt sich keine bestimmte Sphäre, sondern es gebietet über alles Handeln der vernünftigen Geister, folglich darf man aus ihm den Rechtsbegriff nicht ableiten.)

Wollten wir ein sicheres Kriterium aufstellen, welchen Sinneswesen eigentlich Rechte zuzuschreiben sind und welchen nicht, so würde es heißen müssen: Jeder der menschliche Gestalt und Vernunft hat, ist innerlich genötigt, jedes andere Wesen, das dieselbe Gestalt und Vernunft hat, für ein mögliches Subjekt des Rechts anzuerkennen. Alles andere aber, was diese Gestalt und Vernunft nicht hat, ist auszuschließen aus der Sphäre dieses Begriffs, und es kann von den Rechten desselben in dieser Weise nicht die Rede sein. (Diese Rechte liegen namentlich auch im Begriffe der Person, als einer solchen, und heißen insofern Urrechte.) Gott wollte jedoch viele verschiedene Wesen neben einander in der Sinnenwelt, weshalb er in der Natur mehrere und verschiedene der Ausbildung fähige Leiber und namentlich Tier-Leiber schuf. Der Plan Gottes in der Natur war kein anderer, als der, daß heitere und freie Wesen neben- und miteinander bestehen sollten. Die Natur selbst ist es daher, welche wollte, daß die Freiheit jedes einzelnen Wesens beschränkt sei, durch die Möglichkeit der Freiheit aller übrigen Geschöpfe. Was sie hierzu für Anstalten getroffen hat, werden wir im weiteren Verlaufe sehen.

Die Freiheit der Person oder des Menschen ist also nach dem Rechtsgesetze durch nichts beschränkt, als durch die Möglichkeit, daß andere Menschen und Tiere neben ihm auch frei sein und Rechte haben können. Alles was keines Andern Rechte kränkt, soll ich nach dem Rechtsgesetze thun dürfen, denn darin eben besteht mein Recht. Jeder hat das Recht, über diese Grenze seiner freien Handlungen selbst zu urteilen und dieselbe zu verteidigen. Die Vernunft ist eine, und ihre Darstellung in der Sinnenwelt ist auch nur eine. Sie wurde getrennt in mehrere (von einander unabhängige und abhängige) Glieder. Die Unabhängigkeit aber wird oft in der Welt aufgehoben und einzelne Mengen werden zu einem Ganzen verschmolzen. Man gebe beispielsweise jedem einzelnen Teile eines Baumes Bewußtsein und Wollen, so muß er, so gewiß er seine Selbsterhaltung will, die Erhaltung des Baumes wollen, weil seine eigene Erhaltung nur unter dieser Bedingung möglich ist. Weiter will auch der Teil, daß kein Teil unter allen Teilen, welcher es auch sei, verletzt

werde, weil bei der Verletzung eines jeden er selbst mitleiden würde. — Anders dagegen ist es bei einem Sandhaufen, wo es jedem Teil gleichgiltig sein kann, daß der andere abgetrennt, zerstreut, zertreten werde. Das Ganze ist das zu Schützende, aus der Ganzheit ergeben sich die Rechte der Tiere.

Das Wesen der rohen Materie, welche selbst nur neben der organisierten und nur als Teil des organisierten Weltganzen zu denken ist, besteht darin, daß in ihr kein Teil anzutreffen sei, der nicht den Grund seiner Bestimmung in sich selbst habe, dessen Trieb nicht durch sein Sein und sein Sein nicht durch seinen Trieb vollkommen erklärt werden; das der organisierten darin, daß in ihr kein Teil angetroffen werde, der in sich selbst den Grund seiner Bestimmung habe, und in dem nicht Trieb angetroffen werde, der ein Sein außer ihm, nicht Sein angetroffen werde, das einen Trieb außer ihm voraussetzt. Das gleiche Verhältnis ist zwischen dem isolierten Menschen und dem Bürger, zwischen allen Erdenwesen untereinander. Jeder handelt lediglich, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. In der Gemeinschaft aber hat jeder mancherlei zu thun und zu unterlassen, nicht um seiner selbst willen, sondern um der Allgemeinheit und der andern wegen; dagegen werden aber seine höchsten Bedürfnisse vielfach befriedigt ohne sein Zuthun, durch das Handeln der andern nämlich. In dem organischen Körper erhält jeder Teil immerfort das Ganze, und er wird, indem er es erhält, dadurch selbst erhalten. Und zwar bedarf es keiner besondern Veranstaltung mehr für die Erhaltung des Ganzen, jeder Teil erhalte nur sich selbst in dem durch das Ganze ihm bestimmten Stande, so erhält er eben dadurch an seinem Teile das Ganze: und eben dadurch, daß das Ganze jeden Teil in seinem Stande erhält, kehrt es in sich selbst zurück und erhält sich dadurch selbst. Wir sollen eben in und mit dem Ganzen leben, und auch in dieser Hinsicht hat das Schillersche Wort Geltung:

„Immer strebe zum Ganzen ꝛc."

Die Natur hat alle Wesen mehr oder weniger zur Freiheit bestimmt, das ist zur Thätigkeit. Die Natur erreicht alle ihre Zwecke, sie muß sonach auch diesen sicher angelegt haben, um denselben zu erreichen. Welche Veranstaltungen konnte sie nun wohl treffen, um die Geschöpfe zur Thätigkeit zu bringen? Der Schöpfer hat in alle Wesen das Gefühl des Schmerzes und das des Wohlbefindens gelegt. Der erste und nächste Schmerz aber wird erzeugt durch **Hunger** und **Durst**. Wir erkennen, daß das Bedürfnis der Nahrung allein die ursprüngliche Triebfeder sowohl, als seine Befriedigung der letzte Endzweck aller Gemeinschaft sowie alles Lebens und Triebes überhaupt ist. Es versteht sich, so lange sogar der Mensch bloß unter der Leitung der Natur bleibt und er sich nicht durch seine Freiheit zu einer höhern Existenz erhebt: daß dieses Bedürfnis allein die höchste Synthesis ist, welche alle Widersprüche vereinigt.

Der höchste und allgemeinste Zweck aller freien Thätigkeit der Erd- (und Lebe-) wesen (überhaupt) ist sonach der, leben zu können. Diesen Zweck hat jedes Geschöpf auf der Erde, und die Erreichung dieses Zwecks muß jedem der Wesen mehr oder weniger ermöglicht sein und garantiert werden. Dasselbe ist es ihm auch seit dem Anfang der Schöpfung her. Die Garantie der Erreichung dieses Zweckes ist der Geist des Eigentums überhaupt. Der Grundsatz, daß jedes Geschöpf von seiner Thätigkeit (der Mensch von Arbeit) leben könne, ist ein vernünftiger, weil ganz natürlicher.

Das Eigenthumsrecht gründet sich auf den Vertrag aller mit allen, der so lautet: wir alle behalten dies auf die Bedingung, daß du auch das deinige hast und wir dir dasselbe auch lassen. Sobald also ein Geschöpf von seiner Thätigkeit (der Mensch von seiner Arbeit) nicht leben kann, so ist ihm, was schlechthin das seinige ist, nicht gelassen, der Vertrag ist somit streng genommen aufgehoben. (Vergl. hiermit den sehr richtigen Ausspruch Bismarcks über das „Recht auf Arbeit“. Ausführliches hierzu giebt Fichte in seiner Grundlage des Naturrechts, Teil II. pag. 27—43.)

Es heißt aber auch: „Arbeitet und schaffet mit euren Händen etwas Gutes, auf daß ihr habet zu geben den Dürftigen.“

Die Veranstaltung, welche die Natur weiter getroffen hat, um die Geschöpfe zur Thätigkeit zu nötigen, besteht darin: der Leib ist ein wohlorganisiertes Naturprodukt und die Organisation in demselben geht ununterbrochen fort. Das Geschäft der organisierenden Natur überhaupt aber besteht darin, daß entweder rohe Materie in den Körper aufgenommen und in demselben erst organisiert, oder daß bereits organisierte in ihn aufgenommen und in ihm noch weiter organisiert werde. Ferner kann bei diesen Geschäften der Natur noch diese Verschiedenheit stattfinden, daß entweder die Natur selbst die zu organisierenden Materialien in den Wirkungskreis des Körpers bringe, oder daß sie auf die eigene Thätigkeit des Produkts gerechnet habe, um diese Materialien herbeizuschaffen oder sich auch zu ihnen zu verfügen. Das letztere findet nur bei Wesen statt, die für freie Bewegung artikuliert sind. Nun könnte es, da bei den beiden zuletzt genannten Bestimmungen die Kunst der Natur sich offenbar höher hebt, gar wohl sein (und ist auch), daß beide Bestimmungen zusammenfielen, d. h. daß in denjenigen Körpern, die auch artikuliert sind, die Organisation nur durch schon organisierte Körper möglich sein werde. Die Pflanzen ernähren sich meist aus mehr oder weniger roher und aufgelöster Materie und werden dadurch gebildet; dagegen ernähren sich die Tiere aus dem Reiche der höheren Organisation. Aber es kommt sogar vor, daß artikulierte Geschöpfe selbst wieder von andern artikulierten Geschöpfen sich nähren oder mit andern Worten Fleisch essen. Es scheint, daß diese Geschöpfe auf einer höhern Stufe der Organisation stehen (Vergl. Pfeffel: Stufenleiter. „Nein, rief der Mörder, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein.“). Der

Mensch (als der Mikrokosmus oder als terrarischer und planetarischer Extrakt, als der Inbegriff der Schöpfung und als Kreuzungspunkt alles Kreaturlichen) ist wohl bestimmt, seine Nahrung aus allen Reichen und auch aus der organisierten Natur zu ziehen. Hiergegen wenden sich freilich die Vegetarier mit aller Entschiedenheit und behaupten, der Mensch sei so wenig zum Fleischgenusse bestimmt als berechtigt. Fleisch sei Gift für den Menschen ꝛc. Es ist nicht zu leugnen, ihre Einwendungen sind der Erwähnung und Erwägung wert, ja geradezu ist oft gegen dieselben nichts einzuwenden, da manche Gründe ohne weiteres zuzugeben sind; die ruhigsten und, wenn man sagen darf, die menschlichsten Tiere leben nur von Pflanzen; an Nationen, welche diese gleiche Speise am öftersten und ausschließend genießen, hat man eben diese gesunde Ruhe und heitere Sorglosigkeit bemerkt. Der Fleischgenuß mag dazu angethan sein, das Gemüt zu verrohen und zu verwildern, wenigstens sind alle fleischfressenden Tiere ihrer Natur nach wilder. Der Mensch, der zwischen ihnen steht, **muß**, wenigstens dem Baue seiner Zähne, seines Magens, seiner Eingeweide nach, sowie besonders in Rücksicht auf sein menschliches Fühlen und sein Gewissen kein fleischfressendes Tier sein. Ein Teil der Erdnationen lebt zudem noch größtenteils von Milch und Gewächsen. (Die echten Vegetarier verbieten allerdings auch den Genuß von Milch, als tierischer Substanz!) In frühern Zeiten haben viele Nationen davon gelebt. Landbau soll erträgnisreicher sein als Viehzucht. Freilich giebt die Natur großen Reichtum in den Pflanzen und Gewächsen, in dem Mark und Safte, in den Früchten, ja in den Rinden und Zweigen. Oft ernährt ein Baum eine ganze Familie. Jedoch kommen hier der betreffende Erdstrich und seine ganzen Verhältnisse in Betracht. Es ist nicht überall so wie auf jener Insel, von welcher Cook erzählte, daß dort der Mann seinen Lebenszweck vollkommen erfüllt habe, wenn er sieben Brodfruchtbäume gepflanzt hätte.*)

*) Unter den Alten bereits war vielfach der Glaube verbreitet, daß tierische Nahrung die erste Ursache aller Krankheiten sei. — Homer lobt die Weisheit der Wahl des Herkules, welcher den Pfad der Arbeit und der Selbstverläugnung ging. Er lieferte auch Zeugnisse dafür, daß die Hemolgianer (Milch- und Pflanzenesser) die ältesten Menschen würden. Pythagoras und die ganze griechsche Schule war streng in der Diät, viele Anhänger derselben genossen wenig oder keine tierische Nahrung.

Hesiod sagt, das Menschengeschlecht sei vor der Zeit des Prometheus von Leiden befreit gewesen. Die Geschichte des Prometheus ist gewiß sinnbildlich oder allegorisch. Er soll das Feuer vom Himmel gestohlen haben, wofür er an den Kaukasus geschmiedet wurde, wo ein Geier an seiner Leber nagte, die aber immer wieder von neuem wuchs. Auch soll er der erste gewesen sein, der einen Ochsen getötet habe (primus bovem occidit Prometheus — Plinii Nat. Hist.). Er stellt die menschliche Rasse dar; er bewirkte eine große Veränderung im Zustande seiner Natur und wendet Feuer zu Küchenzwecken an, um seinem Ekel vor den abschreckenden Produkten des Schlachthauses einen Mantel umzuhängen. Von diesem Augenblicke an wurden seine Lebenskräfte von dem Geier der Krankheit verschlungen; er verzehrte sein Wesen in jeder Gestalt. Aus der Vernichtung der glücklichen Unschuld gingen alle Laster hervor: Tyrannei, Aberglaube und Ungleichheit wurden erst bekannt, als die Vernunft die Irrgänge der erwachten Leidenschaften vergeblich zu leiten versuchte. Die Geschichte des Prometheus

Hier müssen wir uns auch in Kürze der wissenschaftlichen Tierfolter, der Vivisektion zuwenden. Was sind die meisten den Tierschutzvereinen zc. zukommenden Anzeigen von Tierquälereien roher Fuhrleute, Vogelstellern zc., die denn auch dem betreffenden Strafgesetze verfallen, gegen diese im Namen der Wissenschaft von Physiologen, Ärzten und Studenten der Medizin fortwährend und ungestraft massenhaft ausgeübten Martern grausamster Art. Können die von dem Volke verübten Tierquälereien auch nur entfernt den schrecklichen Qualen an die Seite gestellt werden, welche in physiologischen Laboratorien hunderten durch Curare gelähmten,

---

ähnelt in ihrem Charakter der Beschreibung des adamitischen Falles sehr. Heidnische Nationen bewahren ähnliche Überlieferungen. Auch die Ansichten des Dichters Milton stimmen mit den aus Adams Ungehorsam entstehenden Folgen ebenfalls überein. Als den Dolmetsch seiner Gedanken stellt er den Engel Raphael hin, welcher eine Reihe der gewöhnlichsten Übel und Krankheiten aufzählt.

Plutarch sagt: Wir thun am besten daran, überhaupt kein Fleisch zu genießen, weil die Erde nicht bloß zur Ernährung, sondern auch zum Genuß und Ergötzen hinreichend andere Dinge gewährt. Bezüglich der Essenecr (Sekte zur Zeit Jesu) spricht Josephus: Sie leben auf dieselbe Weise wie die Pythagoräer unter den Griechen. Herodes hielt sie in hohen Ehren und dachte höher von ihnen, als ihre sterbliche Natur verlangte. Sie bringen keine Opfer, weil ihr reines Leben eine solche Sühne überflüssig macht; ihr Lebenslauf ist besser als der anderer Menschen und sie ergeben sich gänzlich dem Ackerbau. Es verdient Bewunderung, in welchem hohen Grade sie sich der Tugend weihen. Vermöge ihrer einfachen Diät und ihrer regelmäßigen Lebensweise überschreiten viele von ihnen ein Alter von hundert Jahren.

Wo die Wege der Natur betreten werden, zeigen sich heilsame Folgen. Wir haben viele Beispiele von Menschen, welche eine mäßige Lebensweise befolgten und sich durch Gesundheit und Kraft, sowie aber namentlich auch durch Tugend und Weisheit auszeichneten. Demokrit, Zeno, der Gründer der stoischen Sekte, war sehr enthaltsam und lebte von Brot und Früchten; er starb mit 98 Jahren und war niemals krank gewesen. Im Jahre 1702 starb im Herzogtum Holstein ein fleißiger Arbeiter namens Steuder, 103 Jahre alt. Seine Nahrung bestand meistenteils aus Hafermehl und Buttermilch. Er aß höchst selten Fleisch und konnte nicht leicht aus seiner Ordnung gebracht werden. Francis Hongo starb 1702 im Alter von 114 Jahren. Er hinterließ 49 Kinder, war niemals krank gewesen. Mit 110 Jahren verlor er alle Zähne, aber ein Jahr vor seinem Tode erhielt er im oberen Kinnbacken zwei neue Zähne. Er genoß niemals starkes Getränk und Kaffee und wollte vom Tabak nichts wissen. Sein einziges Getränk war frisches Brunnenwasser. (Vergl. Gesundheit zc. von Weilshäuser, Lieferung 22, pag. 40, 41 ff.) Dr. Cowes erwähnt eines 120 Jahre alten Mannes, welcher gewohnt war, sehr wenig tierische Nahrung zu essen. Er erinnerte sich nicht, jemals krank gewesen zu sein. Dr. Baynard spricht von einem John Baily in Northampton, den er bei seinem Besuche im 129. Jahre fand. Er erzählt von ihm: „Er hatte eine starke Stimme, sah und hörte gut; er erwähnte gegen mich, er habe die ganze Stadt mit Ausnahme von 3 oder 4 Personen zweimal überlebt. Starkes Getränk, fuhr er fort, tötet sie alle. Sein Getränk war Wasser, Milch und leichtes Bier und seine Nahrung bestand meistenteils aus Brot und Käse; er kümmerte sich nicht um Fleischkost."

Der berühmte Philanthrop John Howard sagt in seinen Memoiren: „Ich bin fest überzeugt, daß Früchte und Vegetabilien die Gesundheit unsers Körpers weit besser unterhalten als das beste Fleisch. Wenn der Mensch von jener seiner ursprünglichen Nahrung nicht abgewichen wäre, würde er nicht so viel Krankheiten in seinen Körper und so grausame Laster in seine Seele aufgenommen haben."

Auch Kapitän Cook erzählt uns, daß er bei seinem ersten Besuche in Neuseeland die Einwohner bei vollkommener Gesundheit getroffen habe. Unter den Haufen, welche

dadurch aber nicht ihrer hohen Nervenempfindsamkeit beraubten Hunden rc. auferlegt werden? Ein Mensch hat nie ein Recht, Barbar und Folterer zu sein. Auch die Wissenschaft darf nicht ein Monopol zu unsittlichem Handeln beanspruchen. Es mag wohl einigermaßen bestechend klingen, wenn die medizinischen Fakultäten „freie Bewegung der Wissenschaft" fordern und dadurch ihrer Vivisektion einen Berechtigungsschein auszustellen suchen; die Phrase enthielt aber eine deutlich sichtbare Täuschung, indem der Begriff „Wissenschaft" hier identifiziert wird mit einem unsittlichen Prinzip. Wir mißachten die Wissenschaft auch nicht, wir fordern für

---

die Reisenden umgaben, bemerkten sie nicht eine einzige Person, welche mit einem körperlichen Leiden behaftet gewesen wäre; bei Verletzungen heilten die Wunden dieser Leute sehr schnell. Die Reisenden bemerkten viele alte Personen, von welchen nicht eine hinfällig erschien; wenn sie es auch der Jugend an Muskelkraft nicht mehr gleichthaten, blieben sie doch an Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit nicht hinter ihr zurück. Es wird behauptet, daß die Menschen, welche ohne narkotische und berauschende Reizmittel von vegetabilischer Nahrung leben, sich durch Anmut, Fröhlichkeit, Freundlichkeit, Güte, Lebhaftigkeit und Wohlwollen, sowie durch Geschmeidigkeit und Schönheit der Formen auszeichnen. Dagegen hat freilich Buffon die Behauptung aufgestellt, daß der Mensch, wenn er zu gänzlicher Enthaltsamkeit von tierischer Nahrung gezwungen sei, sich nicht vervielfältigen würde. Hiergegen führen die Vegetarier als Beispiele die Irländer an, welche fast nur von Kartoffeln lebten, weiter die östlichen Nationen, welche sprüchwörtlich fruchtbar seien, und anderseits fänden wir in Patagonien, dessen Einwohner fast nur von Fleisch lebten, dessen Klima aber vorzüglich sei, doch die entgegengesetzte Thatsache. (Da sprechen freilich noch andere Verhältnisse mit, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.)

Gassendi sagt in seinem berühmten Briefe an van Helmont: „Ich behaupte, daß wir nach der Bildung unserer Zähne von Natur keine Fleischesser sind rc." Cuvier erklärt: „Früchte, Wurzeln und der saftige Teil von Vegetabilien scheint die natürliche Nahrung des Menschen zu sein. Seine Hände sind zu ihrer Einsammlung sehr geeignet und seine kurzen, verhältnismäßig schwachen Kinnbacken rc. würden ihm nicht gestatten, von Fleisch zu leben, wenn diese Stoffe nicht vorher durch den Küchenprozeß zubereitet würden.

Wir sind gewiß oft in unsern sinnlichen Befriedigungen zu weit gegangen und haben uns manchmal in einem Labyrinth von geistigen und körperlichen Krankheiten verloren. Man blicke nur auf die alte medizinische Wissenschaft und ihre Vertreter, auf die langen Rezepte und großen Flaschen und umfangreichen Schachteln mit Pillen und Pulvern rc. Hierbei mag doch wohl oft manchmal das Wort Geltung und Wahrheit gehabt haben:

„In der tiefsten Tiefe droht ein noch düsterer Schlund
Als weit geöffneter Rachen uns zu verschlingen."

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Blick in die Werke von Dr. A. Blomeyer „Die mechanische Bearbeitung des Bodens"; C. G. Schulz „Die natürlichen Verhältnisse der Landwirtschaft"; von Röder, Lichtenberg, A. Stöckhardt, Wiegemann, Jauffret, Dr. med. Nagel rc., so kommen wir zu folgenden Hauptsätzen: Wie man den Boden rührt, so rührt er sich wieder. Der Ackerbau ohne Viehstand würde sich zu einer nie geahnten Höhe emporschwingen, indem er sich in Gartenbau umwandelte, womit der richtige Grund zu dem allergrößten Wohlstande gelegt sein würde. Die Chinesen sind uns in der Landwirthschaft weit voraus. Sie bearbeiten das Land mit der Hand. Den fehlenden Viehdünger ersetzen sie durch Abfälle aller Art, Mischungen rc. und auf diese Weise erhalten sie eine solche Menge Früchte, daß diese den Ausfall des Tierfleisches zehnfach aufwiegen. Eine und dieselbe Quadratmeile Land liefert den Lebensunterhalt für 4 Menschen, wenn diese von der Jagd, für 40, wenn diese von der Viehzucht, für 400, wenn sie von Ackerbau, und für 4000 Menschen, wenn sie vom

dieselbe ebenfalls Schutz; die Wissenschaft aber darf und soll niemals unsittlich sein, vielmehr muß sie stets das Prinzip der höchsten humanen Bildung repräsentieren. Die Vertreter einer Wissenschaft dürfen sich niemals vom Moralgesetze loszumachen suchen, und ihr Irrtum, welchem sich die Anhänger der Vivisektion hingeben, ist ihre Absolutheit der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Freiheit, die implicite das Sittengesetz und dessen bildende Kraft leugnet. Die Wissenschaft ist nicht immer und unter allen Umständen Selbstzweck; wohl hat sie des öftern nötig sich dem Sittengesetz unterzuordnen, und es ist jedenfalls eine unangemessene Stellung, wenn man dem Moralprinzip erst den zweiten Rang zuzuweisen versucht. Freilich erstrebt die echte und wahre Wissenschaft als solche auch die Humanität, ja sie wird meistens das beste Mittel und die eifrigste Förderin einer wahren Humanität sein und abgeben können, weshalb sie auch in keinem Falle gefesselt — obwohl schon beschränkt — werden darf. Wissenschaft für sich allein braucht aber vielleicht noch nicht einmal Humanität zu sein, und dazu kommt noch, daß die Vivisektion allein (und an und für sich) doch wohl noch keine Wissenschaft ist, man dieselbe vielmehr gewiß richtiger nur als wissenschaftliche Versuche bezeichnen dürfte. (Künstliches Zerschneiden der Tiere. Dieser Ausdruck bietet weitern Anhalt und breitere Auseinandersetzung.) Der Wissenschaft freilich sollen keine Fesseln geschlagen und angelegt werden; sie ist ein idealer Begriff; wohl aber soll abscheulichen Handlungen und Grausamkeiten, die sich unter dem schützenden Mantel der Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit vollziehen, vorgebeugt werden. Diese groben Verletzungen der Humanität und des Sittengesetzes sollen und müssen in stete Abnahme kommen. Die Natur der Pallas Athene darf nicht als schützender Hort für derartige Abscheulichkeiten gemißbraucht werden. Die Freiheit der Wissenschaft muß sich selbst Grenzen setzen da, wo sie mit dem höchsten Prinzipe, nämlich mit dem Moralprinzipe zusammenfließt. Alle wahrhaft human

---

Gartenbau leben wollten. Welcher Ertrag also liegt in der Pflug- und Spatenkultur! Eine gegebene Fläche Land (ein Hektar) erzeugt jährlich in folgenden Verhältnissen

| Fleisch 250 Kilo, | Weizen 2500 Kilo. | Kartoffeln 25000 Kilo. |
| --- | --- | --- |
| à 1 M. = 250 M. | à 20 ₰ = 500 M. | à 4 ₰ = 1000 M. |

Den höchsten Ertrag erzielt man durch gut gepflegte Obstbäume. — Vielleicht also erfüllt sich bald die Prophezeihung Jesaias; möchte die Stelle aus Schelley's „Königin Mab“ wahr werden:

Dort ziert der Mensch mit fleckenlosem Körper
Und Geist der Erde holdeste Schöpfung jetzt.

* * *

Nicht erschlägt er mehr das Lamm,
Das ihm ins Antlitz schaut, und letzt sich scheußlich
An den zerfleischten Gliedern, die, als Rächer,
Des übertretenen Naturgesetzes
Die Säfte seines Körpers faulen machten,
Und böse Leidenschaften ihm erzeugten.

* * *

Seligkeit und Wissenschaft hat getagt; Friede giebt dem Geist Erheiterung und Gesundheit schmückt den Körper.

gesinnten Menschen und auch die Männer der medizinischen Wissenschaft selbst müssen gegen derartige Vornahmen sein, wodurch auch die Wissenschaft ihrer hohen Stellung beraubt wird und sich leicht der öffentlichen Verachtung aussetzt.

Haben doch früher französische Ärzte in Montpellier zum Tode verurteilte Verbrecher — eben auch auf Grund der wissenschaftlichen Nützlichkeit hin — viviseziert. Der menschliche Forschungstrieb ist gewiß eine schöne und edle Eigenschaft; er hört jedoch auf, lobenswert zu sein, wenn er nur noch auf dem Wege von Grausamkeiten unser Wissen vorwärts bringen kann. Auf den Grund der Nützlichkeit hin könnten fanatische Anatomiker fordern, Idioten, Verbrecher, mißgestaltete neugeborne Kinder oder gar australische Neger zu vivisezieren. Welchen Nutzen müßten nicht etwa solche Versuche der Wissenschaft bringen! —

Aus der ganzen langen Deduktion geht wohl vorläufig so viel hervor, daß der Mensch gewiß berechtigt ist, die schädlichen Insekten und reißenden Tiere nach Möglichkeit zu vertilgen. Dagegen ist es nicht richtig, wenn sich der Mensch als unumschränkter Herr über die Tiere oder diese selbst wohl gar als freies, herrenloses Gut ansieht, über welches ihm eine Verfügung nach Gutdünken und Laune zustände. Das Verhältnis ist vielmehr ein ganz anderes und zwar engeres, innigeres. Menschen und Tiere sind Bewohner der Erde. Die Eigentümlichkeiten der Erde ergeben nun die bedeutsamsten Beziehungen zu den Naturen der Menschen und Tiere. Die Erde ist einer der drei Mittelplaneten, infolge dessen ist gewiß auch in vieler Hinsicht den Bewohnern derselben das goldne Los der Mittelmäßigkeit zuteil geworden. So ist namentlich der Mensch nach gewisser Seite hin ein Mittelgeschöpf unter den Tieren der Erde, welche seine älteren Brüder sind. Freilich schießen alle Vorzüge im Menschen zusammen, in ihm sammeln sich die meisten und feinsten Strahlen aller Tiergattungen, insofern sie sich in ihm vereinigen ließen. Aus der natürlichen körperlichen Organisation, die der Mensch oft mit den Tieren gemein hat, aber namentlich aus derjenigen, die dem Menschen vorzugsweise und im Gegensatze zu den Tieren gegeben ist, muß man schließen, der Mensch sei zur Vernunftfähigkeit, zu feineren Sinnen, zur Kunst und zur Sprache, zur Freiheit, zur Ausbreitung über die Erde, zur Humanität und Religion und zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Es fällt in die Augen, daß das menschliche und tierische Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie wird Mensch und Tier geboren aus einem Samen, der auch als Keim eines künftigen Baumes eine Mutterhülle fordert. Die ersten Gebilde entwickeln sich auf dieser Stufe auch pflanzenartig; ja auch später noch ist in vielen Dingen das Fiberngebäude in den ersten Sprossen und Kräften der Sensitiva nicht unähnlich. Die Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze: aufgehen, wachsen, blühen, abblühen, sterben. Ohne eigenen Willen werden die Geschöpfe hervorgerufen; in dieser Frage

sowohl als in vielen anderen müssen sie höhern Gesetzen folgen, ja die Geschöpfe müssen denselben beinahe wieder Willen selbst mit ihren stärksten Trieben dienen. So lange das Leben in den Geschöpfen vorwärts geht, so lange sie wachsen, wie weit und fröhlich ist ihnen da die Welt! So lockt die Natur sie ins Leben hinein bis sie sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle Fertigkeiten erwarb, die sie auf der Stelle, auf welche sie die Geschöpfe setzte, diesmal an ihnen ausbilden wollte. Nachdem sie ihre Zwecke erreicht und den Gesetzen genügt haben, verläßt sie sie allmählich im gewissen Sinne. In dem erhabenen Plane der Schöpfung ist alles so zweckmäßig geordnet, daß wenige, aber unendlich wirksame Gesetze und Kräfte ausreichen, um aus ihnen als der unerschütterlichen, nie weichenden Grundlage die hohe und mannigfaltige Schönheit der Schöpfung hervorgehen zu lassen. Auch Herder sagt in seinen „Ideen“ pag. 85 des zweiten Buches: „Süß getäuschte Geschöpfe, genießet eure Zeit! wisset aber, daß ihr damit nicht eure kleinen Träume, sondern angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert.“

Es ist gewiß wahr, der Menschen ältere Brüder sind die Tiere. Ehe jene da waren (auch nach der mosaischen Schöpfungsgeschichte), waren diese; und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend besetzt. Freilich ist in der Hauptsache die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht allein und ausschließlich ihm, nicht einmal ihm zuvörderst; überall und in jedem Elemente machten und machen ihm noch heute die Tiere seine Alleinherrschaft streitig. Das Geschlecht mußte er zähmen, mit jenem lange kämpfen. Einige entrannen seiner Herrschaft; mit noch anderen lebt er im ewigen Kriege. Kurz, so viel Klugheit, Geschicklichkeit, Macht jede Art äußerte, so weit nahm sie Besitz auf der Erde. Hierbei müssen wir bereits die Frage streifen, ob das Tier Vernunft hat, die gewöhnlich ausschließlich dem Menschen zugesprochen wird. Aber es läßt sich nicht viel dagegen einwenden, wenn andere das Gegenteil behaupten und Roßmäßler in seinem Buche „Der Mensch im Spiegel der Natur“ sagt: „Ich lasse es mir nicht nehmen, daß bei manchen Säugetieren zwar keine Menschenvernunft, aber doch Spuren eines höhern geistigen Vermögens vorkommen. Denken sie nur an den Hund und den Elefanten. Was für kluge Handlungen kennt man nicht von diesen Tieren! Das muß mehr als bloßer Naturtrieb sein. Ich meine, daß in der niederen Rangordnung der Tiere die Triebe ausgebildet sind, bei den höheren Tieren aber die geistigen Fähigkeiten, bis wir endlich im Menschen die Vernunft finden. Da wir nun bei den Insekten, den vollkommensten Geschöpfen unter den skelettlosen Tieren, die höchste Entwickelung der Naturtriebe finden, so scheinen sie mir für die niedere Rangordnung des Tierreiches das zu sein, was für die höhere der Mensch ist.“

„Deswegen nenne ich aber den Menschen noch kein Tier. Sind denn aber die Muskeln, die Adern, die Knochen im Menschen anders eingerichtet wie im Säugetiere? Das edelste Organ, das Auge, ist ja

bei den Säugetieren genau so gebaut, wie es bei den Menschen gebaut ist, und wir bemerken, daß es mit demselben gerade so sieht, wie wir. Es macht sich nur über das, was es damit sieht wie wir, wahrscheinlich andere Vorstellungen als wir. Das mag wohl in der vollkommneren Entwicklung ihres Gehirns liegen. Das Menschenhirn scheint allein, wie es nun gerade so und nicht anders beschaffen ist, geeignet zu sein, die Geisteskraft bis zur Vernunft zu steigern. Nun, haben wir denn dann nicht einen hohen Vorzug vor den übrigen Tieren? Ich sage vor den übrigen Tieren, denn in leiblicher Hinsicht sind wir auch Tiere, davon kann ich mir nichts abdingen lassen.“ (Vergl. Teil 1, Seite 53 u. 54.)

Darwin sagt in seiner Transmutationslehre (in dem Kapitel, in welchem er den „Kampf ums Dasein“ und die „Natürliche Züchtung“ behandelt): Nehmen wir die Differenzierung und Spezialisierung der einzelnen Organe als den Maßstab der organischen Vollkommenheit an, so muß die natürliche Züchtung offenbar zur Vervollkommnung führen; denn die Spezialisierung seiner Organe, insofern sie in diesem Zustande ihre Aufgabe besser erfüllen, ist für jeden Organismus von Vorteil; und daher liegt die Häufung der zur Spezialisierung führenden Abänderungen im Zwecke der natürlichen Züchtung.

Auf die Frage, wie es denn komme, daß, wenn alle organischen Wesen von Anfang her fortwährend bestrebt gewesen sind, höher auf der Stufenleiter emporzusteigen, auf der Erde noch eine Menge der unvollkommensten Wesen vorhanden sind, ꝛc. weiß freilich Darwin auch nicht immer eine ausreichende Antwort zu geben. Lamarck half sich in diesem Punkte mit der Annahme, einfache Formen würden überall und fortgesetzt durch Generatio spontanea n e u e r z e u g t. Diese Annahme gestattet nach Darwin die Wissenschaft auf ihrer jetzigen Stufe nicht. Darwin sucht diese Schwierigkeit auf folgende Weise zu heben: Die natürliche Züchtung schließe denn doch kein notwendiges und allgememeines Gesetz fortschreitender Entwicklung ein; sie benutze nur solche Abänderungen, die für jedes Wesen in seinen verwickelten Lebensbeziehungen vorteilhaft seien. In vielen Fällen mag es auch an vorteilhaften Abänderungen gefehlt haben, mit deren Hilfe die natürliche Züchtung zu wirken und zu veredeln vermocht hätte. In keinem Falle vielleicht ist die Zeit ausreichend gewesen, um das Höchste in möglichster Vollkommenheit zu leisten.

Weiter führt Darwin aus: Natürliche Züchtung strebt jedes organische Wesen ebenso vollkommen oder ein wenig vollkommener als die übrigen Bewohner derselben Gegend zu machen, mit welchen dasselbe um sein Dasein zu ringen hat. Und wir sehen, daß dies der Grad von Vollkommenheit ist, welchen die Natur erstrebt.

Alle organischen Wesen sind nach zwei großen Gesetzen gebildet worden: Einheit des Typus und Anpassung an die Existenz-Bedinguugen. Unter Einheit des Typus begreift man die Übereinstimmung im Grundplane des Baues, wie wir ihn bei den Wesen eines Unterreiches finden, und welcher ganz unabhängig von ihrer Lebensweise ist. Nach seiner

Theorie erklärt sich die Einheit des Typus aus der Einheit der Abstammung. Die Anpassung an die Lebensbedingungen ist in seinem Prinzipe der natürlichen Züchtung vollständig mit inbegriffen. Denn die natürliche Züchtung wirkt nur insofern, als sie die veränderlichen Teile eines jeden Wesens seinen organischen und unorganischen Lebensbedingungen entweder jetzt anpaßt, oder in längst vergangenen Zeitperioden angepaßt hat. Diese Anpassungen können in manchen Fällen durch Gebrauch und Nichtgebrauch unterstützt, durch direkte Einwirkungen äußerer Bedingungen modifiziert werden und sind in allen Fällen verschiedenen Entwicklungsgesetzen unterworfen.

Sodann vergleicht er Instinkt und Gewohnheit: Wie unbewußt werden manche unserer Handlungen vollzogen. Doch können sie durch den Willen und Verstand geändert werden. Gewohnheiten verbinden sich leicht mit andern Gewohnheiten oder mit gewissen Zeitabschnitten und Zuständen des Körpers. Einmal angenommen erhalten sie sich oft lebenslänglich. Wie bei der Wiederholung eines bekannten Gesanges, so folgt auch beim Instinkt eine Handlung auf die andere durch eine Art Rhythmus.

Weiter läßt er den Instinkt aus der Gewohnheit entstehen: Wenn sich nachweisen ließe, daß eine durch Gewohnheit angenommene Handlungsweise auch auf die Nachkommen vererblich sei, so würde das, was ursprünglich Gewohnheit war, vom Instinkt nicht mehr zu unterscheiden sein. Ich kann keine Schwierigkeit für die Annahme sehen, daß natürliche Züchtung auch Abänderungen des Instinkts bewirke und durch beständige Häufung bis zu einem vorteilhaften Grade vermehre. So dürften alle und auch die wunderbarsten Instinkte entstanden sein, führt Darwin noch weiter aus.

Haeckel führt sogar in seiner „Anthropogenie“ folgendes ganz ausführlich aus: Die meisten wissen nicht einmal, daß sich jedes menschliche Individuum aus einem Ei entwickelt, und daß dies Ei nichts anderes ist, als eine einfache Zelle, wie jedes Tier-Ei oder Pflanzen-Ei. Bei der Entwicklung dieses Eies bildet sich anfangs ein Körper, welcher garkeine entfernte Ähnlichkeit mit dem ausgebildeten menschlichen Körper besitzt. Ein solcher Embryo ist von den Tier-Embryonen gar nicht zu unterscheiden. Dieser Embryo hat zu gewissen Zeiten den anatomischen Bau eines Fisches, später den von Amphibien, Säugetieren; bei letzteren Formen kommen die niedrigsten zuerst vor, so daß wir der Reihe nach die Formen der Schnabeltiere, Beuteltiere, Affen betrachten, und bis zuletzt schließlich als Resultat diejenige Form der Organisation entsteht, welche wir als die ausschließlich menschliche betrachten.

Zunächst nun zerfällt nach Haeckel die Entwicklungsgeschichte der Organismen in zwei nächst verwandte und eng verbundene Zweige: Die Ontogenie oder die Entwicklungsgeschichte der organischen Individuen und in die Phylogenie oder die Entwicklungsgeschichte der organischen Stämme. Die Ontogenie ist die kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenie, bedingt durch die physiologischen Funktionen der Vererbung

(Fortpflanzung) und Anpassung (Ernährung). Das organische Individuum wiederholt während des raschen und kurzen Laufes seiner individuellen Entwicklung die wichtigsten von denjenigen Formenveränderungen, welche seine Voreltern während des langsamen und langen Laufes ihrer paläontologischen Entwicklung nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung durchlaufen haben.

Die Kette von verschiedenartigen Tiergestalten, welche nach der Descendenztheorie die Ahnenreihe oder Vorfahrenkette jedes höhern Organismus, und also auch des Menschen, zusammensetzen, stellt immer ein zusammenhängendes Ganzes dar, eine ununterbrochene Gestaltenfolge, welche er mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Die individuelle Entwicklungsgeschichte oder die Ontogenie der meisten Organismen weist oft nur einen Teil dieser Formen auf, was daher kommt, daß aus der ursprünglich ununterbrochenen Formenkette dann und wann einzelne Entwicklungsformen ausgefallen sind. Trotzdem bleibt die Reihenfolge dieselbe und sind wir auch im stande, den ursprünglichen Zusammenhang derselben zu erkennen. Es existiert zwischen den beiden Entwicklungsreihen ein vollkommener Parallelismus.

Wir können aus der Thatsache, daß das menschliche Ei eine einfache Zelle ist, unmittelbar auf eine uralte einzellige Vorfahrenform des Menschengeschlechts (einer Amoebe gleich) schließen; ebenso läßt sich aus der Thatsache, daß der menschliche Embryo anfänglich bloß aus zwei einfachen Keimblättern besteht, unmittelbar ein Schluß auf die uralte Ahnenform der zweiblättrigen Gasträa ziehen; und eine spätere Embryonalform des Menschen deutet bestimmt auf eine uralte wurmartige Ahnenform hin, die in den heutigen Seescheiden oder Ascidien ihre nächsten Verwandten besitzt. Welche niedern Tierformen aber zwischen der einzelligen Form und der Gasträa 2c. die Vorfahrenreihe des Menschen zusammensetzen, das läßt sich nur erraten und vermuten. Aber wir können aus der embryonalen Formenreihe die sichersten Schlüsse auf den Stammbaum des Menschen ziehen, und so werden wir in den Stand gesetzt, uns ein allgemeines Bild von der Formenreihe der Tiere zu entwerfen, welche als direkte Vorfahren der Menschen zu betrachten sind.

Das ist das Grundgesetz der organischen Entwicklung, das höchst bedeutungsvolle „biogenetische Grundgesetz“; es ist der „rote Faden“, an dem wir alle einzelnen Erscheinungen dieses wunderbaren Gebietes aufreihen können; der „Ariadnefaden,“ mit dessen Hilfe allein wir im stande sind, den Weg des Verständnisses durch dieses verwickelte Formenlabyrinth zu finden.

Früher nahm man an, daß der Mensch im Ei in allen seinen Teilen vorgebildet existiere, und das die Entwicklung desselben nur eine Auswicklung der Gestalt, ein einfaches Wachstum sei. Es ist nicht so. Vielmehr führt der ganze individuelle Entwicklungsgang und -Prozeß eine zusammenhängende Reihe von verschiedenen Tiergestaltungen an unserm Auge vorüber. Warum jedes menschliche Wesen diese Formenreihe in

seiner embryonalen Entwicklung durchlaufen muß, das ist uns erst durch Lamarcks und Darwins Abstammungslehre verständlich geworden; nach dieser Theorie haben wir die bewirkenden Ursachen, die wahren causae efficientes der individuellen Entwicklung kennen gelernt. Durch diese Theorie erst sollen wir zu der Einsicht gelangt sein, daß solche mechanischen Ursachen allein genügen, um die individuelle Entwicklung des Organismus zu bewirken, und daß es dazu nicht noch der planmäßigen oder zweckthätigen Ursachen (causae finales) bedürfe. (Die neuere Naturphilosophie will eben heute alle Zweckursachen ausschließen! Ob mit Recht fragt sich.)

Schritt für Schritt geht aber auch mit der fortschreitenden Entwicklung des Menschen und namentlich der Gehirnform die eigentümliche Funktion desselben, die Seelenthätigkeit, Hand in Hand, und wir werden durch die Entwicklungsgeschichte in die Lage versetzt, auch die natürliche Entstehung des menschlichen Seelenlebens in allmähliche historische Ausbildung der menschlichen Geistesthätigkeiten zu begreifen.

Nachdem Haeckel sodann die Zeiträume der Entwicklung behandelt, sagt er: Den vierten Hauptabschnitt nennt man das tertiäre Zeitalter. Jetzt tritt die vollkommenste Abteilung der Säugetiere auf, zu welcher auch das Menschengeschlecht gehört. Die Entwicklung des Menschen aus der nächstverwandten Affenform fällt gewiß gegen das Ende der tertiären Zeit. Vielleicht ist auch der eigentliche, d. h. der mit Sprache begabte Mensch, erst in dem darauf folgenden anthropolithischen Zeitalter aus dem sprachlosen Affenmenschen hervorgegangen. So viel ist sicher, daß die eigentliche Entwicklung der menschlichen Kultur erst in das anthropolithische Zeitalter fällt, und daß dieses nur einen verschwindend kleinen Abschnitt von dem ganzen ungeheuren Zeitraum der organischen Erdgeschichte umfaßt. Wenn man das bedenkt, erscheint es als eine lächerliche Anmaßung des Menschen, daß er die kurze Spanne Zeit seiner Kultur als die „Weltgeschichte“ bezeichnet.

Die menschliche Eitelkeit hat seit dem Erwachen des Menschenbewußtseins sich besonders in dem Gedanken gefallen, den Menschen als den eigentlichen Hauptzweck und das Ziel alles Erdenlebens, als den Mittelpunkt der irdischen Natur anzusehen, zu dessen Dienst und Nutzen das ganze übrige Getriebe der letzteren von einer „weisen Vorsehung“ von Anfang an vorher bestimmt oder prädestiniert sei. Wie völlig unberechtigt diese anmaßenden anthropocentrischen Einbildungen sind, beweist nichts schlagender, als die Vergleichung der Länge der verschiedenen Zeitalter mit dem Zeitalter der Menschen oder dem anthropolithischen (anthropozoischen) Zeitalter. Denn wenn auch letzteres mehrere hunderttausend Jahre umfassen mag, was bedeutet diese Zeitspanne, verglichen mit den Millionen von Jahrhunderten, welche seit Beginn der organischen Erdgeschichte bis zum ersten Auftreten des Menschengeschlechts verflossen sind.

Hierauf kommt Haeckel auf das Gebiet der vergleichenden Sprachforschung und weist auf die merkwürdige Übereinstimmung hin, welche zwischen der Entwicklung der verschiedenen menschlichen Sprachen und der Entwicklung der organischen Arten besteht. Die verschiedenen größeren und kleineren Gruppen von Sprachformen, welche die vergleichende Sprachforschung als Ursprachen, Grundsprachen, Muttersprachen, Tochtersprachen, Mundarten, Dialekte 2c. unterscheidet, entsprechen in ihrer Entwicklungsweise vollständig den verschiedenen Organismusgruppen, welche wir in zoologischen und botanischen Systemen als Stämme, Klassen, Ordnungen, Familien 2c. klassifizieren. (Dieser lehrreiche Vergleich ist zuerst von Aug. Schleicher ausgeführt worden.)

Bei der Behauptung, daß der Mensch vom Affen, und dieser letztere vom Halbaffen, sowie derselbe vom Beuteltiere abstamme, denken sehr viele Leute nur an die bekannten noch lebenden Arten dieser verschiedenen Säugetier-Ordnungen. Die Sache ist jedoch so zu nehmen: Alle noch lebenden Formen haben sich mehr oder weniger von der gemeinsamen Stammform entfernt und keine von ihnen kann dieselbe divergierende Nachkommenschaft erzeugen, welche die Stammform vor Jahrtausenden wirklich erzeugt hat. Alle die ausgestorbenen Ahnen-Formen dürfen nur ihrem wesentlichen innern Baue nach und wegen der Übereinstimmung in den entscheidenden Ordnungs-Charakteren als Angehörige jener noch lebenden Säugetier-Ordnungen angesprochen werden.

Wir sind im Stande, den Stammbaum des Menschen bis auf Amphibien, ja bis auf schädellose Wirbeltiere zurückzuführen, welche dem Amphioxus nahe standen. Dies ist aber niemals so zu verstehen, als ob die heutigen Amphibien uns irgend eine genaue Vorstellung von dem äußern Aussehen der betreffenden Stammform geben könnten oder als ob die jetzigen Amphibien-Arten die direkte Stammform der höhern Wirbeltiere und des Menschen sei. Die angeführten Formen sind vielmehr Seitenlinien, welche den ausgestorbenen gemeinsamen Stammformen viel näher verwandt und viel ähnlicher geblieben sind, als alle bekannten Tierformen, so ähnlich, daß wir sie mit den unbekannten Stammformen zusammen in eine Ordnung stellen würden, wenn wir letztere lebend vor uns hätten. Aber niemals haben sich direkte Descendenten der Urformen unverändert erhalten und unter den heutigen Tierarten sind keine direkten Vorfahren des Menschengeschlechts in ihren charakteristischen Spezies-Formen zu finden. Das Wesentlichste, welches die noch lebenden Formen mit der gemeinsamen ausgestorbenen Stammform verbindet, liegt im innern Bau des Körpers. Der Mensch ist ein echtes Säugetier nnd zwar ein placentales Säugetier. Auf jeden Fall bleibt die gemeinsame Abstammung des Menschen und aller übrigen Säugetiere von einer gemeinsamen Stammform unbestreitbar. Diese uralte, längst ausgestorbene Stammform ist eben der monotreme Stammvater aller Säugetiere.

Wenn wir diesen Satz festhalten, so wird sich uns die „Affenfrage“

in einem ganz andern Lichte darstellen, als sie gewöhnlich gezeigt wird. Man wird sich überzeugen, daß dieselbe garnicht die Bedeutung besitzt, welche man ihr neuerdings beigelegt hat. Denn der Ursprung des Menschengeschlechts aus einer Reihe von verschiedenen Säugetier-Ahnen und die historische Entwicklung dieser letzteren aus einer älteren Reihe von niedern Wirbeltier-Ahnen bleibt zweifellos bestehen, gleichviel ob man als die nächsten tierischen Vorfahren des Menschengeschlechts echte „Affen“ ansieht oder nicht.

Es ist weniger der Verstand als das Gefühl, welches sich bei den meisten Menschen „gegen ihre „Abstammung vom Affen“ sträubt. Gerade weil uns in dem Affen-Organismus die Karrikatur des Menschen, das verzerrte Ebenbild (in) unserer Gestalt in wenig anziehender Form entgegentritt, weil die übliche ästhetische Betrachtung des Menschen dadurch so empfindlich berührt wird, schaudern die meisten Menschen vor ihrem Affen-Ursprung zurück. Besser erscheint es, von einem höher entwickelten, göttlichen Wesen abzustammen.

Schließlich sucht Haeckel dem Einwurfe, daß sich aber der Geist des Menschen, die menschliche Seele doch unmöglich in gleicher Weise aus der Wirbeltier-Seele habe entwickeln können, auf folgende Art zu begegnen: Die niedrigsten Tiere haben ein Gehirn oder kein Gehirn und besitzen auch kein geistiges Leben, oder dasselbe doch nur in geringem Grade. Bei den Fischen verharrt die Intelligenz auch noch auf einer sehr niedern Stufe. Bei den Amphibien nehmen wir wesentliche Fortschritte in der geistigen Entwicklung wahr. Bei weitem mehr noch, wenn wir zu den Säugetieren kommen. Bekanntlich offenbart sich auch noch bei vielen Insekten eine annähernd so hoch entwickelte Seelenthätigkeit wie sie innerhalb der Wirbeltiergruppe nur der Mensch besitzt. (Staatenbildungen der Ameisen und Bienen; Regierungen; Unterschied der Stände; Viehzucht der Ameisen; Sklavenhalterei der großen roten Ameisen ꝛc.)

Alle Naturforscher stimmen darin überein, daß das Central-Nervensystem das Organ des Seelenlebens der Tiere ist. Wenn wir dieses System zerstören, so vernichten wir damit zugleich „die Seele“ oder die psychische Thätigkekt des Tieres. Das Seelen-Organ des Menschen ist nun weiter (nach Haeckel) seinem Bau und Ursprunge nach dasselbe wie dasjenige aller andern Wirbeltiere. Es entsteht als einfaches Markrohr oder Medullarohr aus der äußern Haut des Embryo. Das Verhältnis der „Seele“ zu ihrem Organe, dem Gehirn und Rückenmark, ist beim Menschen ganz dasselbe wie bei allen übrigen Säugetieren. Jenes erstere kann ohne dieses letztere überhaupt nicht thätig sein. Die Seele oder „Psyche“ des Menschen hat sich als Funktion des Markrohrs mit diesem zugleich entwickelt, und wie noch jetzt bei jedem menschlichen Individuum Gehirn und Rückenmark aus dem einfachen Markrohr entwickelt, so hat sich auch der „Menschengeist“ oder die Seelenthätigkeit des ganzen Menschengeschlechts allmählich und stufenweise aus der niederen Wirbeltier-Seele entwickelt. Wie noch heute bei jedem menschlichen

Individuum der komplizierte Wunderbau des Gehirns sich Schritt für Schritt aus ganz derselben Grundlage, aus denselben einfachen fünf Hirnblasen wie bei allen andern Schädeltieren hervorbildet, so hat auch die Menschenseele sich im Laufe von Jahrmillionen allmählich aus der Schädeltier-Seele hervorgebildet; und wie noch jetzt bei jedem menschlichen Embryo das Gehirn sich nach dem speziellen Typus des Affen-Gehirns differenziert, so hat sich auch die Menschen-Psyche historisch aus der Affen-Seele differenziert.

Freilch wird diese monistische Auffassung von den meisten Menschen mit Entrüstung zurückgewiesen und dagegen die dualistische Ansicht vertreten, welche den untrennbaren Zusammenhang von Gehirn und Seele leugnet und welche „Körper und Geist" als zwei verschiedene Dinge betrachtet. Danach müßte man in der Keimesgeschichte des Menschen Zeitpunkte annehmen, in welchen die Seele ein- und austräte. Bei einer solchen Ansicht bleiben unbegreiflich die Erscheinungen der Entwicklung. Ein neugebornes Kind hat kein Bewußtsein, es besitzt keine Erkenntnis von sich und der Welt. Hier müssen biologische Entwicklungs-Prozesse walten. Wie alle andern Funktionen unsers Körpers sich im Zusammenhange mit ihren Organen entwickeln, so auch die Seele im Zusammenhange mit dem Gehirn.

Gewöhnlich hilft man sich über die hierbei entstehenden Schwierigkeiten damit hinweg, daß man sagt, im Menschen lebe „ein göttlicher Funke". Aber ich muß darauf hinweisen, daß auch dieser „göttliche Funke", durch welchen sich die menschliche Psyche von allen Tierseelen unterscheiden soll, doch selbst wieder ein entwicklungsfähiges Ding sein muß und thatsächlich im Laufe der Menschengeschichte sich fortschreitend entwickelt hat. Gewöhnlich versteht man unter dem „göttlichen Funken" die „Vernunft", und meint damit dem Menschen eine Seelen-Funktion zuzuweisen, die ihn von allen „unvernünftigen Tieren" unterscheidet. Die vergleichende Psychologie beweist uns aber, daß dieser Grenzpfahl zwischen Mensch und Tier keineswegs haltbar ist. Entweder nehmen wir den Begriff der Vernunft im weitern Sinne und dann kommt dieselbe den höhern Säugetieren (Affen, Hunden, Elefanten, Pferden) ebenso gut zu wie den meisten Menschen; oder wir fassen den Begriff der Vernunft im engern Sinne, und dann fehlt sie der Mehrzahl der Menschen ebenso gut wie den meisten Tieren. Im ganzen gilt noch heute von der Vernunft des Menschen, was seiner Zeit Goethes Mephisto sagte:

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um tierischer als jedes Tier zu sein."

(Freilich sagt aber auch Schiller: Das ist's ja, was den Menschen zieret und dazu ward ihm der Verstand.)

Man wird auch leicht inne werden, welche außerordentliche Bedeu-

tung die Anthropogenie im Lichte des biogenetischen Grundgesetzes für die Philosophie erlangen wird. Die spekulativen Philosophen, die sich der ontogenetischen Thatsachen (die Entwicklung des Kindes rc.) bemächtigen und dieselben — jenem Gesetze gemäß — phylogenetisch deuten werden, die werden einen größern Fortschritt in der Geschichte der Philosophie herbeiführen, als den größten Denkern aller Jahrhunderte bisher gelungen ist. Diese mechanische und monistische Philosophie behauptet, daß überall in den Erscheinungen des menschlichen Lebens, wie in denen der übrigen Natur feste und unabänderliche Gesetze walten, daß überall ein notwendiger ursächlicher Zusammenhang, ein Kausalnexus der Erscheinungen besteht und demgemäß die ganze uns erkennbare Welt ein einheitliches Ganzes, ein „Monon“ bildet.

Die Gegner der Entwicklungslehre lieben es, dieselbe als „Materialismus“ zu verketzern, indem sie zugleich die philosophische Richtung dieses Namens mit dem gar nicht dazu gehörigen und ganz verwerflichen sittlichen Materialismus vermengen; allein streng genommen könnte man unsern „Monismus“ mit eben so viel Recht oder Unrecht als Spiritualismus, wie als Materialismus bezeichnen. Die eigentliche materialistische Philosophie behauptet, daß die Bewegungs-Erscheinungen des Lebens, gleich allen andern Bewegungs-Erscheinungen, Wirkungen oder Produkte der Materie sind. Das andere, entgegengesetzte Extrem, die spiritualistische Philosophie, behauptet gerade umgekehrt, daß die Materie das Produkt der bewegenden Kraft ist, und daß alle materielle Formen durch freie und davon unabhängige Kräfte hervorgebracht sind. Also nach der materialistischen Weltanschauung ist die Materie oder der Stoff früher da, als die Bewegung oder die lebendige Kraft; der Stoff hat die Kraft geschaffen. Nach der spiritualistischen Anschauung ist umgekehrt die lebendige Kraft oder die Bewegung früher da, als die Materie, die erst durch sie hervorgerufen wurde; die Kraft hat den Stoff geschaffen. Beide Anschauungen sind dualistisch und beide hält Haeckel für gleich falsch. Der Gegensatz beider hebe sich für uns auf in der monistischen Philosophie, welche sich Kraft ohne Materie eben so wenig denken könne wie Materie ohne Kraft. Wie auch Goethe sagte, „kann die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren und wirksam sein.“

„Geist“ und „Seele“ sind nun höhere und kombinierte oder differenzierte Potenzen derselben Funktion, die wir mit dem allgemeinsten Ausdruck als „Kraft“ bezeichnen, und die Kraft ist eine allgemeine Funktion aller Materie. Wir kennen gar keinen Stoff, der nicht Kräfte besäße, und umgekehrt keine Kräfte, die nicht an Stoffe gebunden sind. Wenn die Kräfte als Bewegungen in die Erscheinung treten, nennen wir sie lebendige (aktive) Kräfte oder Thatkräfte. Kräfte im Zustande der Ruhe nennen wir gebundene.

Unsere Anthropogenie hat uns zu dem Resultate geführt, daß auch in der gesamten Entwicklungsgeschichte des Menschen keine andern leben-

digen Kräfte wirksam sind, als in der übrigen organischen und anorganischen Natur. Alle Kräfte, die dabei wirksam sind, konnten wir zuletzt auf das Wachstum zurückführen, auf jene fundamentale Entwicklungs-Funktion, durch welche ebenso die Formen der Anorgane wie der Organismen entstehen. Das Wachstum selbst beruht wieder auf Anziehung und Abstoßung gleichartiger und ungleichartiger Teilchen. Dadurch ist ebenso der Mensch wie der Affe, ebenso die Palme wie die Alge, ebenso der Kristall wie das Wasser entstanden. Die Entwicklung des Menschen erfolgt demgemäß nach den „ewigen eh'rnen Gesetzen", wie die Entwicklung jedes andern Naturkörpers. Freilich sind die Vorurteile gegen die neue Lehre noch ungeheuer mächtig; es läßt sich jedoch nach Haeckel mit Sicherheit voraussehen, daß die allgemeine Bekanntschaft mit den genetischen Thatsachen jene Vorurteile vernichten und den Sieg der naturgemäßen Auffassung von der „Stellung des Menschen in der Natur" herbeiführen wird.

Das beregte Verhältnis zwischen Menschen und Tieren kann aber auch auf folgende Weise und anders dargestellt werden: Viele geistvolle Männer aller Zeit haben nämlich geglaubt und glauben noch gegenwärtig, daß es nur einen Geist giebt, welcher allgemein ist und das ganze Universum und alle seine Teile belebt, jeden nach seinem Bau und seinen Organen, die er findet, wie ein und derselbe Hauch des Windes verschiedene Orgelpfeifen auf verschiedene Weise ertönen läßt. Wenn also die Organe eines Tieres in gutem Stande sind, so hat er darin die Wirkung einer besonderen Seele; wenn sie aber verdorben sind, wird diese besondere Seele zu nichts, oder sie kehrt so zu sagen in das Meer des allgemeinen Geistes zurück.

Aristoteles war einer ganz ähnlichen Meinung. Diese Lehre ist die einiger Peripatetiker (z. B. Pomponatius, Cantarenus ꝛc.) auch waren u. a. Naudé und die Königin Christine sehr für die Lehre eingenommen. Spinoza, der nur eine, eine einzige Substanz annimmt, entfernt sich von dieser Lehre des einen allgemeinen Geistes (von der Lehre der Weltseele, des Welt- oder Allgeistes) nicht allzusehr, und selbst manche Cartesianer, welche behaupten, daß Gott allein wirkt, stellen sie, gleichsam ohne daran zu denken, auf. Ähnlich verhält es sich mit Hegel und Fichte. Leibnitz spricht sich an verschiedenen Stellen gegen „die Weltseele" aus: „Wenn man bis zu der Behauptung fortgeht, daß dieser allgemeine Geist der einzige Geist ist, und daß es keine besondern Seelen oder Geister giebt, oder wenigstens, daß die besonderen Seelen aufhören zu bestehen, dann überschreitet man die Grenzen der Vernunft und stellt ohne Grund eine Lehre hin, von der man nicht einmal einen deutlichen Begriff hat. Diese Lehre, welche die Unsterblichkeit der Seele verachtet, raubt allen lebendigen Geschöpfen den Rang, der ihnen zukommt und welcher ihnen auch gemeinhin ist erteilt worden."

„Einer der scheinbarsten Gründe, die man gegen die besonderen Seelen angeführt hat, ist der, daß man über ihren Ursprung in Ver-

legenheit war. Man meinte, ob es eine Eduktion, Hervorbildung, aus dem Vermögen der Materie gäbe, oder ob es eine Traduktion, Überleitung der Seelen, gäbe, dergestalt, daß eine neue von einer früheren entstände, wie sich ein Feuer an dem andern entzündet; oder ob die Seelen schon existierten, aber erst nach der Zeugung des Tieres zu erkennen wären, oder ob endlich die Seelen allemal dann, wenn es eine neue Zeugung giebt, von Gott geschaffen würden."

„Man sieht sogleich, daß die Vergleichung mit dem Winde, welcher verschiedene Pfeifen verschieden ertönen läßt, der Einbildungskraft schmeichelt, aber nichts erklärt. Dieser allgemeine Wind ist nur eine Ansammlung einer Menge von besonderen Winden; ferner ist jede Pfeife mit ihrer Luft gefüllt, die sogar von einer Pfeife in die andere übergehen kann, dergestalt, daß diese Vergleichung vielmehr die besonderen Seelen einführen und selbst die Seelenwanderung aus einem Körper in den andern begünstigen würde, wie die Luft mit den Pfeifen wechseln kann."

„Ferner, wenn man sich vorstellt, daß der allgemeine Geist gleichsam ein aus unendlich vielen Tropfen zusammengesetztes Meer ist und diese Tropfen sich davon ablösen, wenn sie einen besondern organischen Körper beseelen, sich aber nach der Zerstörung der Organe mit ihrem Meer wieder vereinigen, so bildet man sich ebenfalls eine materielle und grobe Idee, die zu der Sache nicht paßt und in dieselben Schwierigkeiten verwickelt. Wenn das Meer ein Haufen von Tropfen ist, so würde Gott so zu sagen eine Ansammlung von Seelen sein, fast in derselben Weise, wie ein Bienenschwarm eine Ansammlung von diesen kleinen Tieren ist. Aber da dieser Schwarm selbst nicht eine wahrhafte Substanz ist, so ist klar, daß auf diese Weise der allgemeine Geist selbst kein wahrhaftes Wesen sein würde. Zudem würden die nach Zerstörung der Organe in das Meer des allgemeinen Geistes vereinigten Tropfen immerhin Seelen sein, welche getrennt von der Materie fortbeständen, und man würde so in das, was man vermeiden wollte, zurückgleiten, zumal wenn diese Tropfen einen Rest ihres frühern Zustandes behalten oder noch einige Thätigkeiten haben, und sogar höhere in diesem Ocean der Gottheit oder des allgemeinen Geistes erlangen könnten. Wenn aber diese zu Gott vereinigten Seelen ohne eine eigene Thätigkeit sein sollen, dann verfällt man in eine der Vernunft und aller guten Philosophie zuwider laufenden Meinung, als ob irgend ein selbständiges Wesen je in einen Zustand kommen könnte, wo es ohne alle Thätigkeit und ohne allen Eindruck ist. Zudem behält jedes Wesen alle empfangenen Eindrücke vollkommen, obwohl diese Eindrücke nicht mehr einzeln und für sich besonders bemerkbar sind. Also würde die Seele, mit dem Meere der Seele vereinigt, immer die besondere Seele, die sie gewesen ist, verbleiben, aber eine vom Körper getrennte. Dies zeigt, daß es vernünftiger und mit dem Gebrauch der Natur übereinstimmender ist, die besondern Seelen in den Tieren selbst fortbestehen zu lassen und nicht außerhalb derselben in Gott, und so nicht allein die Seele zu erhalten, sondern auch das Tier und die besondern

Seelen immer in Thätigkeit verbleiben zu lassen, d. h. in den besonderen Funktionen, die ihnen zukommen, und die zur Schönheit und Ordnung des Universums beitragen, anstatt sie zu dem Sabbath der Quietisten in Gott d. h. zu einem Zustande des Nichtsthuns und der Nichtsnutzigkeit zu erniedrigen! Denn was das beseligende Schauen der seligen Seelen anlangt, so ist es mit den Thätigkeiten ihrer verklärten Körper, die gleichwohl auf ihre Weise organisch sein werden, verträglich."

Fichte redet von einer allgemeinen Weltvernunft und hiermit meint er insonderheit die zusammengesetzten Formen des Instinkts, die allen Weltwesen, obgleich in ihrem letzten Grunde zwar verborgen, sich aber bei allen wirksam zeigen, und kommt nach Fichte an ihren Wirkungen die Weltvernunft zur allgemeinen Erscheinung.

Den Begriff des Menschengeistes und seines Bewußtseins faßt er nun als die Weltvernunft besonders noch auf, die zwar einseitig nicht als absolute Vernunft, noch weniger das Absolute sein und bezeichnen könne. Die allgemeine Vernunft leitet er weiter beim Menschen, wie bei allen niedriger stehenden Weltwesen daher, daß sie uns ursprünglich eingepflanzt sei, aber namentlich sodann in vorbewußter Weise durch eine Reihe schützender Instinkte geleitet wird. In Betrachtung des Menschen zu niedern Weltwesen herrscht zwischen jenem und diesen nicht ein spezifischer Unterschied, sondern ein solcher besteht bloß darin, daß er eine größere Fülle instinktiver Anlagen mit intensiverer Regsamkeit besitzt. Was ihn aber zu einem spezifisch höhern Weltwesen mache, sei die Fähigkeit des höhern Bewußtseins, jene immanente und vorbewußt in ihm wirkende Vernunft, zu durchleuchten und so zu ihrem bewußten Besitz zu gelangen. Trotz dieser Anführungen hat Fichte, welcher die Apriorität des Geistes behauptete, eine hohe Meinung vom Menschen, die in direktem Widerspruche zu Goethes Ansicht steht, nach welcher „der Mensch wie der Hund ein erbärmlicher Wicht ist". Wenn nicht gerade so stark, so sagt doch auch Kant vom Menschen: „Die Menschengattung (welche man sich als Spezies vernünftiger Erdwesen in Vergleichung mit denen auf andern Planeten, als von einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe denkt, auch Rasse genannt werden kann) — ob sage, sie als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen sei; so muß ich gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sei." (Timon misanthropisch Mamus.) Der Mensch hat wohl mehr ein Lineament von Thorheit in seiner Natur, als Bosheit. Freilich sagte auch Friedrich der Große zum Schulrate Sulzer, als dieser auf die Frage nach dem schlesischen Schulwesen zur Antwort gab, daß es, seit man nach dem Rousseau'schen Prinzip arbeite, besser gehe: „Ach mein lieber Sulzer, ihr kennt die schlechte (mauvais) Rasse, der wir angehören, nicht."

Ein Philosoph bemerkt: „Geh' in eine zahlreiche Versammlung von Menschen, durchmustere sie, und du wirst staunen über die Häßlichkeit des Menschengeschlechts. Nur von überaus wenigen könnte man sagen, daß

sie (wie in der Schrift steht) nach dem Bilde Gottes geschaffen wären, denn die meisten Menschen haben in ihren Physiognomien mehr Tier- als Gottähnlichkeit."

Auch Wieland sagt: „Es ist die Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken; aber wer von den Menschen immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Hoffnung zu sein."

Weil über dem Zusammenhang der geistigen Ereignisse ein Geheimnis schwebt, dessen Schleier zu lüften dem Menschen schwer oder ganz unmöglich wird und aus dem Grunde, weil der psychische Mechanismus wohl nimmermehr ganz deutlich und vollkommen zu erklären sein wird, und noch mehr darum wohl, weil dem Nervensystem ein großer Einfluß auf das ganze seelische Leben der Geschöpfe (der Erd- und Lebewesen) nicht abzusprechen sein dürfte, so ist man teilweise zu der Anschauung gekommen, daß das seelische (und geistige) Leben überhaupt lediglich durch den physischen Mechanismus hervorgerufen werde. Diese Anschauung, der Materialismus, kennt nur ein reines Gehirnleben, er läßt nur die Wirkung der mehr oder minder feinen Materiatur, Rückenmark, Sensation, Oszillation, Gehirnmoleküle &c. gelten. Die Materialisten schmelzen die Seele ganz mit dem Leibe zusammen. Die Seele ist etwas überschüssiges, das zum organischen Leben — im Gegensatz zur Vitalität der Pflanzen — oder zu solcher Existenz beim Tier und Menschen nicht durchaus notwendig sei. — Ein Alter sagte scherzend: „Gott hat dem niedrigen Tiere, dem Schweine die Seele gegeben, damit es nicht faule."

Reil sagt: Die Seele ist der natürliche Parasit des Körpers und verzehrt in dem nämlichen Verhältnisse das Öl des Lebens stärker, welches sie nicht erworben hat, als die Grenzen ihres Wirkungskreises erweitert werden. Wie wird uns, fragt Reil, beim Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen im Irrenhause? Wo bleibt unser Glaube an die Immaterialität und Selbständigkeit unsers Geistes und an andere Hyperbeln unsers Dichtungsvermögens? Wie kann die nämliche Kraft in dem Verkehrten anders sein und wirken? &c.

Herbart entgegnet hierauf: Wenn die Seele nur in allen Gliedern verbreitet ist, warum schadet sie dem Körper, der Körperkraft nicht mehr, was man billig befürchten müßte? Sollte die kranke Seele denn gar so unbedeutend für das Leben sein? Doch wohl um so weniger, da ein geringes körperliches Übel unter Umständen den natürlichen Tod zur Folge haben kann.

Aus Professor Rudolphi's Philosophie könnte ich die Paragraphen zu Dutzenden anführen, es genügt aber § 3: Der Organismus ist nicht nur die Quelle der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeiten. Daß es jedoch nicht allein auf die Sinneswerkzeuge ankommen kann, sehen wir deutlich daraus, daß ja manche Tiere schärfere Sinne haben als wir Menschen.

Es mag zugegeben werden, der Geist stehe nicht außerhalb der Natur, aber sicher steht er h ö h e r als die materielle Natur. Die Natur-

wissenschaft mag ein Recht haben, stolz zu sein, aber dieser Stolz tritt zuweilen in der Form eines verwegenen Übermutes auf. Männer wie Vogt, Moleschatt ꝛc. stellen das Leben in einer Färbung dar, die hart an Cynismus grenzt. Andere Physiologen finden ein unschönes Behagen und ausgezeichneten Witz darin, den Menschen einen wandelnden Ofen, eine sich selbst heizende Lokomotive, das Herz ein Pumpwerk ꝛc. ꝛc. zu nennen.

Wenn so mancher aber auch noch vor den letzten Konsequenzen zurückschaudert, so erzählt doch Büchner ganz offen, daß der Unterschied zwischen der Tierseele und der Menschenseele nur ein quantitativer sei, und daß der Begriff des Guten, da es keine absolute Wertschätzung desselben gebe, auf Illusion beruhe. Aus der Selbstliebe kann man freilich vieles herleiten, aber nicht die opferfreudige Idee des Guten, die allerdings den Menschen vom Tier unterscheidet, denn nur der Mensch besitzt in einem solchen Grade Selbstbewußtsein und das Bewußtsein von Höherem, sowie auch namentlich das Bewußtsein eines Ganzen, zu dem er gehört.

Manche Psychologen, namentlich Professor Herbart (in seiner Psychologie als Wissenschaft, Bd. II. Seite 230—239) räumen den Tieren eine schwächere oder stärkere (je nachdem) Nachahmung der menschlichen Vernunft ausdrücklich ein (analogon rationis), und ist dies eine mittlere, ganz besondere Anschauung, die aber von der materialistischen zu unterscheiden sein möchte. Diese Anschauung gestattet zwar die Annahme eines seelischen Lebens, bezeichnet es jedoch als Hypothese, wenn man behauptet, die menschliche Seele sei, namentlich gegen die der Tiere, eine besondere, was durch nichts zu beweisen wäre, und sei in der Beschaffenheit der menschlichen Seele keineswegs die menschliche Ausbildung ursprünglich vorherbestimmt, vielmehr gelange dieselbe hierzu durch die vorzüglichen Hilfsmittel, welche die Gunst des höchsten Bildners dem Menschen vor den Tieren zugeteilt. Diese besonderen ausgezeichneten Hilfsmittel sind a, die lange, hilflose Kindheit; b, die Hände; c, die Sprache. Das sind in der That Hilfsmittel von der größten Bedeutung, welche sie geistvoll darin finden: Nur wenn der Mensch in seiner Kindheit sorglich gepflegt wird, erhebt er sich wesentlich über das Tier; andernfalls bleibt er auf der Stufe der Tiere, die aber auch durch Umgang und menschlichen Einfluß sehr gefördert werden können. Das Wesentlichste bei der Ausbildung des Menschen ist die Masse von Vorstellungen und ihre Verarbeitung neben-, mit- und untereinander. Das Tier betrachtet (bei besondern Gelegenheiten, z. B. beim Spielen, Abrichten ꝛc.) die Gegenstände auch nach seiner Art und zwar durch Beißen, Drehen, Tasten ꝛc.; jedoch müssen diese Betrachtungen immer geringere sein und bleiben, weil ihm die Hände fehlen, mit Hilfe deren es die Gegenstände besser drehen, wenden und untersuchen könnte und infolge dessen viel mehr Merkmale wahrnehmen müßte. Da ihm aber die Hände eben fehlen, müssen die Vorstellungssphären enger gezogen bleiben. Welchen Vorteil Hände oder zum

Greifen befähigte Gliedmaßen in dieser Hinsicht bieten, sehen wir unschwer an dem Elefanten mit seinem Rüssel, bei dem Affen mit seinen den Händen ähnlichen Gebilden. Hierdurch erlangen diese Tiere offenbar in etwas eine Ausnahmestellung. Abzuleugnen wird auf keinen Fall sein, daß die Tiere sehr mannigfacher Sensationen durch ihre Sinne fähig sind. Die Tiere haben feinen Geruch, weites Gesicht, unterscheiden sogar Farben, lernen Kunststücke, ja bringen es sogar bis zu einer Art des Lesens. Friedrich Ludwig Jahn sagt: „Bildungs- und erziehungsfähig wird der Mensch erst durch die Sprache." Sicher von noch größerem Werte als die beiden ersten Mittel ist das dritte, nämlich die Sprache. Daß aber die Tiere auch die menschliche Sprache in einem gewissen Grade verstehen, steht fest, und ebenso, daß die Tiere von ganz anderer Beschaffenheit sein würden, wenn ihnen die Gabe der menschlichen Sprache (eine ihnen eigentümliche besitzen sie) verliehen worden wäre.

An dieser Stelle wird es aber doch notwendig sein, besonders darauf hinzuweisen, daß der Mensch ganz im allgemeinen folgende Anlagen hat, welche das Tier entweder gar nicht oder nicht in demselben Maße mit ihm teilt. Diese Anlagen sind 1, eine technisch-mechanische Anlage, infolge derselben eine mehr bewußte Handhabung der Sachen stattfindet; 2, eine pragmatische Anlage, der zufolge der Mensch im gesellschaftlichen Verhältnisse aus seiner natürlichen Rohigkeit herausgehen und ein gesittetes — wenn auch noch nicht sittliches! — Wesen werden und somit eine höhere Stufe einnehmen kann; 3, die moralische Anlage, durch welche der Mensch ein Wesen ist, das sich nach dem Freiheitsprinzip unter das Gesetz begeben und darnach gegen sich und andere handeln kann. Aus dieser Anlage des Menschen muß von selbst namentlich auch das richtige Rechtsverhältnis zwischen ihm und den Tieren entspringen, erwachsen und bestehen.

Aus diesen Anlagen ersehen wir auch, daß in gewisser Hinsicht (nach anderer Seite ist es wieder gerade umgekehrt oder das Gegenteil) das Tier seine — endliche — Bestimmung eher und ganz erreicht; dagegen nicht so der Mensch, der nur in der Gattung seine ganze Bestimmung erreicht, der sich in Generationen zu seiner Bestimmung emporarbeiten kann, wobei ihm jedoch das Ziel stets im Prospekte bleiben wird und muß, weil seine Entwicklung zur Vollkommenheit einen Prozeß bis ins Unendliche giebt. Dasselbe könnte man in einer gewissen Beziehung auch von den Tieren sagen.

Leibnitz führt in seiner Monadologie und Prinzipien der Natur und Gnade aus: „Die zusammengesetzten Substanzen oder Körper sind Vielheiten; die einfachen Substanzen, die Lebensprinzipe, die Seelen, die Geister sind Einheiten. Überall müssen einfache Substanzen sein, weil es ohne die einfachen keine zusammengesetzten geben würde, und folglich ist die ganze Natur voll von Leben. Da die Monaden keine Teile haben, so können sie weder gebildet, noch zerstört werden. Sie können auf natürlichem Wege weder einen Anfang noch ein Ende nehmen,

und dauern folglich so lange, als das Universum, welches wohl verändert, aber nie zerstört wird. Sie haben keine Gestalt, sonst hätten sie Teile. Folglich kann eine Monade an sich selbst und im Augenblicke von einer andern nur durch die innern Thätigkeiten und Beschaffenheiten unterschieden werden. Diese können nichts anderes sein, als ihre Vorstellungen (Darstellungen des Zusammengesetzten oder des Äußern in dem Einfachen) und ihre Begehrungen (ihr Fortstreben von einer Vorstellung zur andern), welches die Prinzipien der Veränderungen sind. Die Einfachheit der Substanz hindert nicht die Vielheit der Modifikationen oder Bestimmungen. (Ebenso finden sich in einem Mittelpunkte trotz seiner Einfachheit doch eine unendliche Menge von Winkeln durch die in ihm zusammenlaufenden Linien.)

Wenn nun die Monade passende Organe (wie bei den Tieren in hohem, beim Menschen in vorzüglichem Grade) hat, daß vermittelst derselben eine Hervorbringung und deutliche Unterscheidung in den Eindrücken, die sie erhalten, eintritt, folglich auch in den Vorstellungen, wodurch sie dargestellt werden, so kann dies bis zum Gedanken gehen, d. h. bis zu einer von Gedächtnis begleiteten Vorstellung, von der nämlich ein gewisses Echo lange Zeit zurückbleibt, um sich bei Gelegenheit hören zu lassen. Ein solches Lebendige heißt Tier und seine Monade eine Seele. Wenn diese Seele bis zur Vernunft erhoben ist, so ist sie etwas Höheres und man rechnet sie zu den Geistern. Die einfachen Substanzen verändern fortwährend ihre Beziehungen zu einander, weil sie durch ihre eigenen Thätigkeiten von einander getrennt sind. Und jede einfache Substanz oder Monade, welche den Mittelpunkt einer zusammengesetzten Substanz, z. B. eines Tieres, und das Prinzip seiner Einheit bildet, ist von einer aus unendlich vielen andern Monaden zusammengesetzten Masse umgeben. Diese machen den dieser Zentralmonade zugehörigen Körper aus und nach den Zuständen desselben stellt sie wie in der Weise eines Mittelpunktes die Außendinge vor. Dieser Körper ist nun organisch und zwar bis in die kleinsten bemerkbaren Teile, und weil wegen der Erfüllung der Welt alles verbunden ist, so wirkt jeder Körper auf den andern mehr oder weniger. Er ist aber auch zu gleicher Zeit der Rückwirkung ausgesetzt, mithin findet eine fortwährende Korrelation zwischen den Körpern statt."

„Es ist unter den Vorstellungen der Tiere eine Verknüpfung, welche einige Ähnlichkeit mit der Vernunft hat. (Nach den Cartesianern giebt es keine Tierseele; ja sie sprechen den Tieren sogar Vorstellung und Gedächtnis ab!) Freilich wohl mag diese Vernunft mehr in dem Gedächtnisse der Thatsachen und weniger in dem Erkenntnis der Ursachen begründet sein. (Aber nicht allein bei den Tieren, sondern ebenfalls ist bei den Menschen vieles Gedächtnis, ja es giebt viele Philosophen, welche behaupten, alles menschliche Wissen sei lediglich Erfahrung.)

„Das wahrhaft vernünftige Denken hängt von den notwendigen allgemeinen und ewigen Wahrheiten ab, welche die Verbindung der Ideen

unzweifelhaft und die Folgerungen unfehlbar machen. Die lebenden Wesen, in welchen sich diese Folgerungen nicht zeigen, heißen Tiere, kennen sie aber diese notwendigen Wahrheiten, so sind es eigentlich sogenannte vernünftige lebende Wesen, und ihre Seelen heißen Geister. Diese Seelen sind der reflexiven Thätigkeiten und der Betrachtung dessen fähig, was man Ich, Substanz, Monade, Seele, Geist nennt, kurz der immateriellen Dinge und Wahrheiten. Die Seelen der menschlichen Samentierchen sind nicht vernünftig, sondern sie werden es erst, wenn sie die Empfängnis zur menschlichen Natur bestimmt hat. Aber nicht allein die Seelen, sondern auch die Tiere sind unerzeugbar und unvergänglich: sie werden nur entwickelt, umkleidet, umgebildet." (Nach Swammerdam, Malpighi und Leeuwenhock nimmt jede organisierte Substanz, also auch namentlich das Tier und dar Mensch, nicht dann ihren Anfang, wenn wir es glauben, und des letzteren scheinbare Erzeugung ist nur eine Art Entwicklung und eine Art Vermehrung und Umbildung. Dasselbe sagt auch Cudworth.)

„Alles ist in den Dingen ein für allemal mit soviel wechselseitig entsprechender Ordnung geregelt, als möglich ist. Die höchste Weisheit und Güte kann nur mit einer vollkommenen Harmonie handeln. Man würde die Harmonie und Schönheit des Universums in jeder Seele erkennen können, wenn man die Falten ausbreiten könnte, während sie sich in bemerkbarer Weise nur mit der Zeit entwickeln. Aber da jede deutliche Vorstellung unendlich viele verworrene Vorstellungen umfaßt, die das ganze Universum unentwickelt in sich schließen, so erkennt die Seele selbst die Dinge, von denen sie eine Vorstellung hat, nur insoweit, als sie davon deutlich und bestimmt hervortretende Vorstellung hat, und sie hat Vollkommenheit nach dem Maße ihrer deutlichen Vorstellungen. Jede Seele erkennt das Unendliche, erkennt es aber verworren.

Gott ist gleichsam überall der Mittelpunkt, aber sein Umfang ist nirgends, indem ihm alles unmittelbar gegenwärtig ist, ohne irgend eine Entfernung von diesem Mittelpunkte.

Gott ist eine unbeschränkte Thätigkeit, dagegen sind alle geschaffenen Wesen beschränkte Thätigkeiten. Diese Beschränkung der Wesen ist die ihnen anhaftende Leidendlichkeit, wodurch sie eben geschaffene endliche Substanzen sind. Gott aber hat die Seele oder jede reelle Einheit gleich in der Weise geschaffen, daß ihr alles aus ihrem eigenen Grund und Boden durch eine vollständige Spontaneität oder Selbstthätigkeit erwächst in Bezug auf sie selbst und gleichwohl in vollkommener Übereinstimmung mit den Dingen außerhalb. Die Natur der geschaffenen Substanz ist, sich fortwährend nach einer gewissen Ordnung, die sie von selbst durch alle ihre künftigen Zustände führt, zu verändern. Der Körper, der zu einer Monade gehört, welche seine Entelechie oder Seele ist, bildet mit der Entelechie das, was man ein Lebendiges nennen kann und mit der Seele das, was wir Tier nennen. Die vernünftigen Tiere haben das besondere, daß ihre Samentierchen nur sensitive oder

empfindende Seelen haben. Allein sobald die gleichsam Auserkorenen durch eine wirkliche Empfängnis zur menschlichen Natur gelangen, werden ihre empfindenden Seelen auf die Stufe der Vernunft und zum Vorrecht der Geister erhoben. Die Seelen im allgemeinen sind lebendige Spiegel oder Abbilder der Gottheit, des Urhebers der Natur selbst. Sie sind fähig, das Gebäude des Universums zu erkennen, indem jeder Geist in seinem Gebiete wie eine kleine Gottheit ist.

Wie wir aber vorhin gesehen, fängt nicht erst das Tier zu leben an, wenn wir es vermeinen, sondern daß sie, die Tiere, bereits früher da waren, wenn auch in veränderter Gestalt, so wird es nicht unvernünftig sein zu behaupten, daß das, was nicht anfängt zu leben, auch nicht aufhört zu leben und der Tod sowie die Erzeugung nur Umwandlungen und Umbildungen des nämlichen Geschöpfes sind. Man sieht sich ganz gewiß genötigt, zugleich sowohl die Präexistenz der Seele und des Tieres, als auch das Fortbestehen des Tieres und der Seele zu behaupten."*)

---

*) Plato sagt: „Die Dinge dieser Welt, welche unsere Sinne wahrnehmen, haben gar kein wahrhaftes Sein, (die Materie vollständig geleugnet hat auch Berkeley) sie werden immer, sind aber nie: sie haben nur ein relatives Sein, sind insgesamt nur in und durch ihr Verhältnis zu einander: man kann daher ihr ganzes Dasein ebensowohl ein Nichtsein nennen. Sie sind folglich auch nicht Objekte einer eigentlichen Erkenntnis: denn nur von dem, was an und für sich immer auf gleiche Weise ist, kann es eine solche geben: sie hingegen sind nur das Objekt eines durch Empfindung veranlaßten Dafürhaltens. So lange wir nun auf ihre Wahrnehmung beschränkt sind, gleichen wir Menschen, die in einer finstern Höhle so fest gebunden säßen, daß sie auch den Kopf nicht drehen könnten und nichts sähen, als beim Lichte eines hinter ihnen brennenden Feuers, an der Wand gegenüber, die Schattenbilder wirklicher Dinge, welche zwischen ihnen und dem Feuer vorüber geführt würden, und auch sogar von einander, ja jeder von sich selbst, eben nur die Schatten auf jener Wand.

Was nun hingegen wahrhaft seiend genannt werden kann, weil es immer ist, aber nie wird noch vergeht, das sind die realen Urbilder jener Schattenbilder: es sind die ewigen Ideen, die Urformen aller Dinge. Ihnen kommt keine Vielheit zu, denn jedes ist seinem Wesen nach nur Eins, indem es das Urbild selbst ist, dessen Nachbilder oder Schatten alle ihm gleichnamige, einzelne, vergängliche Dinge derselben Art sind. Ihnen kommt auch kein Entstehen und Vergehen zu: denn sie sind wahrhaft seiend, nie aber werdend noch untergehend, wie ihre hinschwebenden Nachbilder. Von ihnen allein daher giebt es eine eigentliche Erkanntnis, da das Objekt einer solchen nur das sein kann, was immer und in jedem Betracht — also auch an sich! — ist.

Eine bezügliche Stelle enthält der 4. Akt des romantischen Schauspiels „Der Sturm" von Shakespeare. Diese Stelle dient zugleich zu seiner Grabschrift und lautet:

Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Türme und Paläste
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug,
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.

So läßt ja auch Sophokles im Ajax seinen Odysseus sprechen:

„Und sehen, daß wir Menschen alle, die
Wir leben, Traumgestalt und Schatten sind."

Dasselbe wie Plato behauptet Kant in seiner Lehre vom Ding an sich. Selbst auf unser eigenes Ich erstreckt er dasselbe und nach ihm erkennen wir es nur als Erscheinung, nicht nach dem, was es an sich sein mag.

Ganz im allgemeinen würde noch an dieser Stelle anzumerken sein: Das in einem Kunstwerke, Tier 2c. waltende Leben ist **geformtes** Leben, es stellt sich als eine — und zwar als die angemessenste — Form (in dem einzelnen Falle) dar. Die Welt ist schön, weil sie die göttliche Vernunft offenbart: die Idee des Künstlers wirkt durch sein Werk, die Zeichnung des Ingenieurs ebenfalls in seinem Bau, sie stellt sich verkörpert dar, jede Idee findet in der Form ihre Darstellung. Die Form ist die gesetzmäßig wirkende Vernunft, nur diese allein kann auch den Menschengeist befriedigen. Mit der Form wird die Materie bezwungen, der sinnliche Stoff vergeistigt.

Wenn wir weiter uns auch jetzt noch nicht entscheiden wollen dafür oder dagegen, ob die Tiere Vernunft haben, so müssen wir doch so viel sagen: Haben sie diese nicht, so besitzen sie doch etwas Anderes zu ihrem Vorteil; denn gewiß hat die Natur keins ihrer Kinder verwahrlost oder auch nur vernachlässigt, wie sie es geschaffen, so paßt es am besten in die Gesamtheit und in den ganzen großen und weisesten Plan. Verließe sie ein Geschöpf, wer sollte sich sein annehmen, da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist, und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen? Der gottähnliche Mensch wird hier von Schlangen verfolgt, dort von Tigern angefallen und anderwärts von Haifischen verschlungen. Alles ist im Streite gegeneinander, weil alles selbst beengt und bedrängt ist; es muß sich eben seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen.

Aber warum that der Schöpfer in der Natur dies? Warum wurden die Geschöpfe so aufeinander gedrängt? Weil er im kleinsten Raume die größte und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch eins das andere überwältigt, und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als

---

Beider Lehren popularisiert würde Plato sagen: Dieses Tier hat keine wahrhafte Existenz, nur eine scheinbare, ein beständiges Werden, ein relatives Dasein, welches ebensowohl ein Nichtsein, als ein Sein heißen kann. Wahrhaft seiend ist allein die Idee, die sich in jedem Tiere abbildet, oder das Tier an sich selbst, welches von nichts abhängig, sondern an und für sich ist, nicht geworden, nicht werdend, sondern immer auf gleiche Weise. Sofern wir nun in diesem Tiere seine Idee erkennen, ist es ganz einerlei und ohne Bedeutung, ob wir dieses Tier jetzt vor uns haben, oder seinen vor tausend Jahren lebenden Vorfahr, ferner auch, ob es hier oder in einem fernen Lande ist, ob es in dieser oder jener Weise, Stellung, Handlung sich darbietet, ob es endlich dieses oder irgend ein anderes Individuum seiner Art ist; dieses alles ist nichtig und geht nur die Erscheinung an: die Idee des Tieres allein hat wahrhaftes Sein und ist Gegenstand wirklicher Erkenntnis.

Kant: Dieses Tier ist eine Erscheinung im Raum, Zeit und Kausalität, welche sämtlich die in unserm Erkenntnisvermögen liegenden Bedingungen a priori der Möglichkeit der Erfahrung sind, nicht Bestimmungen des Dinges an sich. Daher ist dieses Tier, wie wir es zu dieser bestimmten Zeit, an diesem gegebenen Orte, als ein im Zusammenhang der Erfahrung d. h. an der Kette von Ursachen und Wirkungen gewordenes und ebenso notwendig vergängliches Individuum wahrnehmen, kein Ding an sich, sondern eine nur in Beziehung auf unsere Erkenntnis giltige Erscheinung.

Plato bezeichnet die ewige Idee auch als unveränderliche Form. Eine solche unveränderliche Form ist ihm aber auch namentlich und insonderheit der Mensch, d. h. der Mensch **an sich** oder seine Idee.

ob sie die einzige wäre; ihr zur Seite steht aber eine andere da, die sie einschränkt und nur in diesem Verhältnis entgegengesetzter Arten fand der Schöpfer das Mittel zur Erhaltung des Ganzen. Es wurden die Kräfte gewogen, die Glieder gezählt und die Triebe der Gattungen gegen einander bestimmt.

Es kümmert uns hier nicht, ob große Tiergattungen untergegangen sind. Ging der Mammuth unter, so gingen auch Riesen unter; es war ein anderes (aber ebenfalls harmonisches) Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Wie es jetzt ist, sehen wir überall das offenbare Gleichgewicht. Die Kultur kann Tiere verdrängen, sie kann sie aber schwerlich ausrotten; und muß sie statt der verdrängten wilden nicht in einem größeren Maße zahmere Tiere nähren?

Der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alles war mit Geschöpfen gefüllt und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht einen Platz seiner Herrschaft auswirken. Indem sich aber die Menschen allmählich die Herrschaft über die Tiere erwarben, lernten sie das meiste von den Tieren selbst. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größern oder kleinern Kreise die Strahlen auf sich zusammenlenkte. Je mehr, je heller er dies that, je klügere Tiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte, desto mehr gewann auch seine Bildung; die Geschichte der menschlichen Kultur wird somit einem großen Teile nach zoologisch und geographisch.

Wie sehr tragen aber auch die natürlichen Einrichtungen zur Vervollkommnung der Gattungen bei! Der leichte und flüchtige Vogel kann nur brüten, und wie schöne Triebe beider Geschlechter entstehen schon aus dieser kleinen Haushaltung! Die eheliche Liebe baut, die mütterliche Liebe erwärmt das Nest, die väterliche versorgt es und hilft es mit erwärmen. Wie verteidigt eine Vogelmutter ihre Jungen! Wie keusch ist in den Geschlechtern, die zur Ehe gemacht sind, ihre eheliche Liebe! Bei den Tieren auf dem Erdboden sollte dies Band womöglich noch stärker gemacht werden; daher bekam die Mutter ihr Lebendiggeborenes an die Brust, es mit den zartesten Teilen ihrer selbst zu nähren. — Wie in seiner Gestalt, hat auch beispielsweise der Löwe in seinem Naturell edle Züge. Er jagt nicht aus Mordlust wie der Tieger, er besitzt nicht die Hinterlist und Tücke des Fuchses und zeigt auch nicht die Falschheit der kleinen Katzen. An die Löwin zeigt er dauernde Anhänglichkeit; er beschützt die Jungen und sorgt für die Nahrung der ganzen Familie. Die Löwin säugt ihr Junges mit innigster Liebe und größter Hingebung und Aufopferung 6 Monate. In München beobachtete man in Kreuzbergs Menagerie folgendes: Dieselbe besaß ein vorzügliches Exemplar von Löwen männlichen Geschlechts. Derselbe hieß Simson und wurde in Halbigs Atelier gebracht, um dort als Modell dem Künstler zu dienen, welcher auch für den Hafen Lindaus ein schönstes und treustes Löwenbild

in Marmor geschaffen hat. Im Atelier war der Löwe außerordentlich wild und unruhig, weil er von der Löwin getrennt war; dieselbe fühlte die Ankunft des Löwen schon von ferne und gab ihrer Freude durch Sprünge und Bewegungen des Schweifes zu erkennen. Das Belecken und Umhalsen wollte gar kein Ende nehmen, als sie zusammenkamen, und so furchtbar und großartig das Benehmen Simsons in seinem Grimme war, so mild und zärtlich erschien er, als beide das Glück hatten, wieder vereinigt zu sein.

Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugenden Geschlechter für ihre Jungen; die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden und vielleicht giebt keine andere Gattung ihm nach. Selbst Seegeschöpfe nehmen daran teil, und der Manati ist bis zum Fabelhaften ein Bild der ehelichen und mütterlichen Liebe. Zärtlichste Haushälterin der Welt, an so einfache organische Bande knüpftest du die notwendigsten Beziehungen, sowie die schönsten Triebe deiner Kinder! Auf eine Höhle des Herzmuskels, auf eine atmende Lunge kam es an, daß das Geschöpf mit stärkerer und feinerer Wärme lebte, daß es Lebendige gebar und säugte, daß es zu feinern als den Fortpflanzungstrieben, zur Haushaltung und Zärtlichkeit für die Jungen, ja in vielen Geschlechtern gar zur ehelichen Liebe gewöhnt ward. In der größern Wärme des Blutes, diesem Strome der allgemeinen Weltseele, zündetest du die Fackel an, mit der du auch die feinsten Regungen des Herzens erwärmtest!

Der große Haller hat die verschiedenen Kräfte, die sich im Tierkörper physiologisch äußern, nämlich die Elastizität der Faser, die Reizbarkeit des Muskels, endlich die Empfindung des Nervengebäudes mit außerordentlicher Genauigkeit unterschieden. Diese drei Wirkungen sind im belebten Körper der Tiere innig und vielfach verbunden, sie bringen auch bei ihnen Gefühle 2c. hervor. Das Grundgewebe von diesem Bau sind die Fibern; auf ihnen blühet das Tier und in der höchsten Region auch der Mensch. Den mit uns, neben und unter uns lebenden Tieren trauen wir Gefühl und Gedanken aus und nach ihrer ganzen Organisation zu, und weil wir ihre tägliche Gewohnheit vor uns sehen; andere können deswegen hiervon nicht ausgeschlossen sein, weil wir sie nicht nahe und innig genug kennen, oder weil uns ihre Werke zu kunstreich dünken; denn unsere Unwissenheit oder Kunstlosigkeit ist kein absoluter Maßstab aller Kunstideen und Kunstgefühle der belebten Schöpfung. Die Schöpfung, in welcher Millionen Geschöpfe, jedes von besonderm Sinn und Triebe, eine eigene Welt genießt, ein eigenes Werk treibt, ist unendlich groß. In ihr geht nur zu oft der Mensch mit seinen fünf Sinnen umher, ohne recht zu sehen und aufmerksam zu hören. Vielleicht reichen auch seine Sinne überhaupt nicht weit. (Vergl. Lessing: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.“)

Wer einiges Gefühl für die Macht und Hoheit der sinn-, kunst- und lebenreichen Natur hat, wird dankbar annehmen, was seine Organisation in sich schließt, ihr aber deswegen den Geist aller ihrer übrigen

Werke nicht ins Gesicht leugnen. Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgefühlt, durcharbeitet, durchgossen werden; auf jedem neuen Punkte also mußten Geschöpfe und namentlich und vornehmlich auch Tiere sein, sie zu genießen, Organe, sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle gemäß zu beleben. Jedes Tier lebt und webt in seinem Elemente. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner: **jedes Geschöpf, und also auch jedes Tier, hat seine eigene, eine neue Welt.**

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tausend und millionen Proben dieser Art und ergriffen von ihren Gefühlen, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen, am allerwenigsten auch deinen Tieren, o Gott. Du teiltest dich ihm ganz mit, so ganz, wie es dich nach deinem Willen und in seiner Organisation fassen konnte. Vollendete Harmonie tönt in deinem Reiche. Jedes deiner Werke machtest du eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Alles aber ist in dir eins. (Vergl. Herders „Ideen ꝛc." Buch II und III.)

Aus diesen Ausführungen möchte zur Genüge hervorgehen, daß die Tiere mit und neben den Menschen zu leben berechtigt sind, sowie daß sie die verschiedensten Rechte im Verhältnisse mit den Menschen und zu den Menschen wenigstens in zweiter Linie haben müssen. Diese Rechte sollen ihnen nicht allein von den Menschen zugestanden werden, sondern letztere müssen den Tieren zu ihren Rechten helfen und sie durchweg ihr Recht genießen lassen, um so mehr weil in der Tierwelt meistens nur ein Analogon sich zu den Tugenden vorfindet und zu den Trieben, welche im menschlichen Herzen leben. Die bildende Mutter und die göttliche Vorsehung haben das Tier organisch gewöhnt: Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen; Not und die Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur gesellschaftlichen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfnis gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies alles geschehe, wie kurz manches dauere, so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Tieres da; und wir sehen, er ist mächtig da, er kommt wieder, ja, er ist in diesem Geschöpfe unvertreiblich, unauslöschbar. Je dunkler, desto inniger wirkt alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltener sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Überall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen, in denen das Tier geübt wird; und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als bloße Maschinen oder gar verschiedenes Material oder geringfügige Sache betrachten wollen, ist eine Sünde wider Gott und wider die Natur wie irgend eine.

Man hat sodann unserm Geschlechte oft ein sehr unwahres Lob gemacht, indem man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grade nach in ihm finde. Das Lob ist nach Herder unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar

höbe sodann eine Kraft die andere auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie besteht es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene und der Vogel bauen, wie der Schmetterling saugen könnte und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elefanten, die Kunstfertigkeit des Bibers besäße? Und besitzt, ja begreift er nur ganz eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit welcher sie das Geschöpf genießt und übt? Aus ihren Kräften und Fähigkeiten nun, aus der besonderen Organisation der Tiere aber entspringen und erwachsen ihnen auch, wie wir deutlich aus den früheren Ausführungen und aus den Sätzen des Naturrechtes erkennen mögen, ihre besonderen Rechte.

Anderseits hat man den Menschen, wenn auch nicht ganz zum Tier erniedrigen, so doch ihm einen Charakter seines Geschlechtes absprechen und ihn zu einem ausgearteten Tiere machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren. Dies ist offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Natur. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Tier hat, und hat Wirkungen im Guten und Bösen hervorgebracht, die ihm eigen bleiben. Kein Tier frißt seinesgleichen aus Leckerei; kein Tier mordet sein Geschlecht auf Befehl eines Dritten mit kaltem Blute; kein Tier hat die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet; kein Tier hat Sprache, Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Gesetze 2c. Lassen wir hier dahingestellt sein, was davon zum Vorteil oder Schaden unserer Gattung sei; genug es ist der Charakter unserer Gattung. Da jedes Tier der Art seines Geschlechtes treu bleibt im ganzen, und wir allein nicht die Notwendigkeit, sondern die Willkür zu unserer Göttin erwählt haben, so müssen wir den Unterschied als Thatsache verzeichnen. Perfektibilität und Korruptibilität, in welchen es ihnen bisher noch keine Tiere nachgethan haben, gehören eben zum auszeichnenden Charakter der Menschen. Dieses muß ebenfalls und namentlich registriert werden.

Der Orang-Utang ist in allem dem Menschen ähnlich. Tyson hat 48 Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht, als den Affenarten gleicht; und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Thorheiten, Laster, vielleicht auch die periodische Krankheit, machen ihn dem Menschen ähnlich.

Auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele muß etwas Menschenähnliches sein. Der Affe hat keinen determinierten Instinkt mehr; seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft, mitten in der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Kombinationen geschickt sein: Er will sich vervollkommnen. Aber er vermag es nur in geringerem Grade; die Thüre, durch welche er will, ist, möchte man sagen, verschlossen. Die Verknüpfung fremder Ideen mit den seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten ist beschränkt. Das Affenweib, das Bontius beschrieben, besaß sogar Schamhaftigkeit und

bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat; es seufzte, weinte und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die Battel beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewaffnen sich mit Prügeln und verjagen die Elefanten aus ihren Bezirken. Sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer, haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des de la Brosse setzte sich zu Tische, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte überhaupt menschliche Affekten.

Bei alledem aber bleibt im allgemeinen die tierische Vernunft tierisch, die menschliche Vernunft menschlich. Theoretisch und praktisch ist Vernunft etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher die Geschöpfe durch Organisation und Lebensweise gezwungen worden. Eine Vernunft des Menschen kennt das Tier nicht, so wenig wir eine Vernunft der Engel kennen, so wenig wir auch den innern Zustand eines tiefern Geschöpfes unter uns innig und wahrhaft einsehen. Vernunft ist das fortgehende Werk der Bildung des Lebens und im Leben. Die höchsten und schönsten Blüten der Vernunft sind **Wahrheit, Freiheit, Humanität, Glückseligkeit.**

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die Erhaltung seiner selbst und auf eine Teilnahme oder Mitteilung an andere zurückführen. Das organische Gebäude des Menschen nun giebt unter Hinzutritt einer höhern Leitung diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Schon die Gestalt, und namentlich die menschliche, lehrt Friedlichkeit, und das ist das erste Merkmal der Humanität.

Da ferner außer der mitteilenden Liebe alle andern Affekten sich mit der Teilnahme begnügen, so hat Gott alle lebendigen Geschöpfe zu teilnehmenden geschaffen. Diese Teilnahme oder Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken dienen das Gesicht und vielleicht noch in viel höherm Maße das Gehör. Der Seufzer eines Tieres, das ausgestoßene Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die traurig um den Winselnden stehen und ihm ersichtlich gar zu gerne helfen möchten. Auch bei uns erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen; aber sobald uns ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm; es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurückbringt und auf **einen** Punkt vereinigt? Mag es auch noch andere tiefere organische Ursachen geben, so bleibt doch wahr, daß der Grund eines größern Mitgefühls in Stimme, Sprache und Ohr liegt. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger Anteil. Zudem haben einige Taub- und Stummgeborne entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Teilnehmung an Menschen und Tieren gegeben; ebenfalls bemerken wir bei wilden Völkerschaften genug Proben davon. Aber auch bei ihnen noch und in der Tierwelt ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Väter, die von Not und Hunger gezwungen,

ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie demselben, ehe ihr Auge sie erblickte, ehe sie ihre Stimme gehört, und Kindesmörderinnen bekennen, daß ihnen nichts so schwer geworden und so lange im Gedächtnis geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Glied zu Glied hinaufbildet!

Der Friede äußert sich nun in der Familie und in der Gesellschaft der Geschöpfe. Die Geschöpfe sind zur Gesellschaft geboren; das sagt ihnen das Mitgefühl seiner Eltern, die ganzen Verhältnisse der Familien im Tier- und Menschenleben.

Alle Äste des Lebens hat aber Gott beim Menschen in eine untrügliche Richtschnur zusammengeordnet, und das ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und wie in seiner Gestalt alles dem Haupte dient, wie seine zwei Augen nur eine Sache sehen, wie die Natur im ganzen Äußern der Bekleidung überall Symmetrie, Einheit und Harmonie schuf, überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zweifache nur allenthalben auf sie weise, so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: **Was du willst, daß andere dir nicht thun sollen, das thue du ihnen auch nicht; was aber jene dir thun sollen, das thue du auch ihnen.** Diese unwidersprechliche Regel ist auch deutlich in das Herz des Tieres und in die Brust des Unmenschen geschrieben; denn wenn er andere frißt, erwartet er nichts, als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des idem und idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja auf das ganze Gefühl in seiner Totalität sowie auf die ganze Natur des Geschöpfes selbst gegründet. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder; ja, wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke, der drückt auch mich an seine Brust; für den ich mein Leben opfere, der opfert es auch für mich. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zweckes bei verschiedenen Geschöpfen (Menschen, Tieren &c.), gleichförmige Treue bei einem Bunde hat alles **Menschen-, Völker-, Tier-, Naturrecht** gestiftet. Sogar die Tiere, die in Gesellschaft leben, befolgen untereinander der Billigkeit Gesetz; gegen Menschen befolgen sie Gesetze noch weit mehr, daher aber müssen die Menschen auch ihnen gegenüber Gesetze befolgen und der Tiere Rechte respektieren.

Güter, Pflichten, Tugenden &c. sind Anknüpfungspunkte, die jedes Geschöpf mehr oder weniger oder zum Teil kennt. Güter bestimmen eine Empfindung von Wohl und Wehe. Menschen und Tiere wissen, daß es ihnen innerhalb gewisser Grenzen erlaubt und notwendig ist ihr Glück zu suchen und für sich zu sorgen. Die Lebensführung erfordert Schonung und Unterstützung der Kraft.

Es giebt nun wahre Güter und Scheingüter; die Begriffe hierfür sind immer relativ, zum Teil für das Individuum, zum Teil auch ab-

hängig von der menschlichen und tierischen Natur im allgemeinen, und vom Staate, von dem Zeitgeiste und der Kulturstufe insbesondere. Pflicht geht auf eine Hervorbringung, ein Produkt, oder auf ein Zurückhalten dieses Produktes. Das Hervorbringen oder Zurückhalten wird gefordert. Außer einzelnen Pflichten giebt es aber auch im Leben Verhältnisse als beständige Quelle von Pflichten. Sodann giebt es (eine) Pflichtmäßigkeit überhaupt und Moralität und Legalität. Die Moralität fällt mit der Tugend nahe zusammen. Gegenstände der Pflicht sind: wir selbst, andere, Gott.

Zwar entspricht jedem Rechte eine Pflicht, es nicht zu verletzen; aber dies ist nicht notwendig ein Begriff von Verpflichtung bestimmter Personen oder Geschöpfe, sondern bei dinglosen Rechten und schon bei Urrechten denkt man nur im allgemeinen einen Kreis hinzu, in welchen tretend irgend welche Person sich verpflichtet finden würde. Der Berechtigte verbreitet unter Umständen mancherlei Pflichten um sich her, die er andern auferlegt.

Tugenden und Pflichten aus dem Gesichtspunkte der Güterlehre sind Mittel zum Genuß und wider den Schmerz; oft können dieselben unwürdig sein und werden.

Das sittliche Urteil ist unzähligemale in einzelnen Fällen wach gewesen; aber der richtige Allgemeinbegriff bildet sich sehr schwer daraus. Spinoza konnte den Rechtsbegriff schwer finden, weil derselbe keine theoretisch erkennbare Eigenschaft, weder der Dinge noch der Menschen ausmacht. Er griff nach der Gewalt Gottes. Kant verweilte innerhalb der Sphäre des Wollens; bei ihm entstand der Begriff vom Selbstzweck im Gegensatze gegen die Dinge, welche als Mittel gebraucht wurden. Hufeland leiht von Kant das Sittengesetz und giebt diesem alsdann Sprache, nachdem man es wie ein Orakel gefragt hat. Ferner leiht er von der alten Psychologie eine Verbindung der praktischen Vernunft mit der Sinnlichkeit, „welche beide Vermögen Antriebe für den Willen hergeben.“ Hiernach erlangt er eine reine Freiheit der Willkür, welche gesetzmäßig ist, das Sittengesetz legt ihr Berechtigung bei. (Er beruft sich oft auf § 93. In § 94 sagt Kant, das Gesetz sei eine Einschränkung.) Jeder kann thun was er will, nur soll er andere nicht stören in dem, was sie thun wollen. § 101. Das Sittengesetz läßt die vollkommenen Rechte bloß von der Willkür des Berechtigten abhängen. Folglich sind die ihre Ausübung verhindernden Handlungen unerlaubt. Folglich können auf diese illegalen Handlungen keine Rechte gehen. Folglich ist jeder Mensch berechtigt, alle ein vollkommenes Recht einschränkenden Handlungen durch Zwang zu hindern.

Demgemäß: — Palinodie! 1. Der Streit mißfällt, — also soll der andere den Streit vermeiden. 2. Ich bin der Stärkere — also muß der andere den Streit vermeiden. 3. Meine Stärke ist die Tugend 2c.

Im Naturrechte aber betrachtet Kant das Recht als Möglichkeit

des die Freiheit einschränkenden Zwanges. Darin geht er so weit, daß er fordert, man müsse aus dem Naturstande, worin jeder seinem Kopfe folgt, herausgehen in den Staat. Er will äußere Ordnung selbst ohne Sittlichkeit, analog der gleichen Wirkung und Gegenwirkung. (S. Werke Bd. V. pag. 33.) Damit hängt sein Begriff der Strafe zusammen, reines und ganzes Zurückfallen des Wehes auf den Thäter wie durch Mechanismus. Hufeland dagegen hat die Rechte ohne den Staat; er will sie durch den Staat nur sichern. Bei Kant sind die Erwerbungen ohne den Staat nur provisorisch.

Fragt man nun weiter, worauf sich das Recht gründe, so ist die Antwort, auf Vertrag. Aber jedoch nicht auf einen willkürlichen. An Überlassungen darf es nicht fehlen. Das Recht aber giebt auch sogleich Pflichten. In der Kantischen Rechtslehre vom allgemeinen Freiheitsgebrauche liegt der Begriff des Gemeinnützigen, worin das suum utile quaerere verschmilzt mit dem Wohlwollen. Das ist nicht verboten in praxi; ja es ist sogar natürlich und gut.

Daß die Rechtsgesetze mich treffen, hängt davon ab, daß ich äußere Gegenstände wolle. In sofern sind sie in ihrem Gelten für jeden bedingt. Die Bedingung ist aber gewiß, so gewiß das äußere Leben und sein Zusammenhang mit der innern und äußern Natur.

Hufeland führt § 88 aus: „Jedes vernünftige Wesen kann nicht als ein Mittel zu andern Zwecken außer ihm selber angesehen und also keineswegs denselben als solches untergeordnet werden, teils weil das sittliche Gesetz nicht in Beziehung auf etwas anderes da ist, und also auch das Wesen, in dem es allein vorhanden ist (das Subjekt des Sittengesetzes), nicht wieder um eines andern willen da sein kann, teils weil ohne die vernünftigen Wesen gar nichts von unbedingtem Werte würde angetroffen werden.“ (Vergl. weiter hinten, wie weit die Vernünftigkeit bei den Tieren geht.) Dagegen aber — gegen Hufeland — sagt Herbart: Vernünftige Wesen werden wirklich immerfort größtenteils Mittel, das kann garnicht anders sein. Soldaten und Beamte und Bauern und Handwerker. Ja, jedes Individuum soll seinen Wert größtenteils darin suchen, andern zu dienen. Die Gesamtheit ist so wichtig, daß in ihr das Individuum sogar gern verschwindet. Wer sich selbst zum Zwecke macht ist Egoist. — Man postuliert dabei immer den Endzweck. Selbst von der sittlichen Beurteilung würde man nichts wissen, wenn nicht der Wille mit seinen bedingten Endzwecken da wäre. Der Grundfehler des gewöhnlichen Naturrechtes liegt darin, daß man das dingliche Recht dem persönlichen voranstellt. Daher wird der Mensch als Zwingherr der Sachen — und auch der Tiere — angesehen. In dieser Ansicht erscheint der Mensch als überlegen durch seine Persönlichkeit, welche den Sachen fehlt. Den Begriff der Persönlichkeit übertreibt man nun zuvörderst mit Hilfe der falschen Psychologie, nach welcher die Vernunft nicht etwa erworben, sondern als ursprünglich besonderes Vermögen dargestellt wird. Daran knüpft sich die Meinung von der praktischen Vernunft und ihrem

Sittengesetze, welches, wo nicht gebiete oder verbiete, doch stillschweigend erlaube. So hat man nun 1, ursprüngliche Menschenrechte (als Rechte des Vernunftwesens), 2, Erlaubnisgesetze in Ansehung der Sachen, beide werden 3, eventuell mit Zwang geschützt.

Die Idee des Rechts setzt eine gemeinschaftliche Sinnenwelt voraus. Hierbei sind es nicht bloß die körperlichen Bedürfnisse, die befriedigt sein wollen, sondern es ist ganz besonders der Darstellungstrieb, der im Geschöpfe wirkt, der die Bilder seiner Vorstellung, seiner Phantasie in der Wirklichkeit realisieren will, durch welche die Geschöpfe (oft ganz) absichtslos mit andern zusammenstoßen, die (vielleicht) mit denselben oder ähnlichen Gegenständen beschäftigt, als (höhere oder niedere) Vernunftwesen ebenfalls ihrer Darstellungstriebe gemäß ihre Ideen, Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen ꝛc. höherer und niederer Art ins Werk zu setzen und zu richten suchen. Der gebildetere Mensch zeichnet sich dadurch aus, daß er dem Streite ausweicht, wo er am leichtesten ausweichen kann. Darin liegt der Vorzug der höhern Bildung.

Auf einem Boden wollen (und sollen) viele Geschöpfe bleibend mit einander leben. Daß das geschehen kann, dazu ist nötig a) gegenseitige Nachgiebigkeit, wobei sich die Kräfte ins Gleichgewicht nach gewissen allgemeinen Gesetzen (bei Herbart nach der Hemmung) setzen werden. Dies muß sich jeder gefallen lassen. Geschöpfe (und hier namentlich Menschen), welche andern nichts nachgeben wollen, und dem Eintreten des Gleichgewichts der vorhandenen Kräfte ungehörig widerstreben, taugen nicht zum Staate. b) Verknüpfung der kleinern Gesellschaften zu einer Gesamtheit, nämlich der des Staates. Privatwillen, Formen und Macht aber sind die drei notwendigen, wiewohl beweglichen und veränderlichen Faktoren für den Begriff des Staats; keiner derselben darf Null werden. Privatwillen, gesellschaftlich vereinigt in Formen, würden eine Gesellschaft ergeben, aber keinen Staat. Macht und Gemeinwille sind im Begriff und im stande, einen Staat zu bilden. Ein solcher mit Gesetzen muß entstehen, wenn jeder sein Recht erlangen soll. Wir haben einen solchen und demgemäß müssen auch die Tiere ihre Rechte erhalten. Sie kommen auch noch zu denselben und zwar so:

Der edlere Mensch idealisiert dasjenige Wohlsein, worin er sich gefällt. So giebt es vielfach für ihn ein höheres. Die Reflexion auf dieses vielfache treibt zu der Frage nach dessen Zusammenordnung. In der Frage nach dem Höchsten aber liegt alles. Wer über das Höchste philosophiert, dem trennt sich die Spitze von dem alles umfassenden Gut. Man versucht eine Glückseligkeit zu denken, die zugleich Tugend sei. Die Tugend des Einzelnen muß dann weiter als Bruchstück des Ganzen gedacht werden. Ist das Ganze (z. B.) die menschliche Gattung, so liegt das höchste Gut in der Vortrefflichkeit der Gattung; also in einem Kultursystem, welchem die rechtliche Teilung, der Schutz und die Verwaltung der Güter als untergeordnete Einrichtungen dienen und angehören, und wobei die gesellige Anschließung teils vorausgesetzt, teils

durch Bande der Staatsgewalt bewirkt wird. Das größere Ganze kann aber auch die **gesamte Vernunftwelt** sein, also wieder ein Kultursystem, das durch die Autorität und Würde der Gottheit, als seines Oberhauptes, zur ästhetischen Einheit zusammengefügt ist. Und so kann man nicht umhin, der Idee nachzuhängen, daß irgend eine Gemeinschaft und irgend welche Beziehungen stattfinden müssen zwischen den Seelen der jetzt lebenden Geschöpfe und derer, die einst auf Erden waren, eine societas hominum atque deorum, ein Reich der Zwecke, wie es Kant nannte, eine Vernunftwelt, von der nur ein kleiner, sehr kleiner Teil auf der Erde (hauptsächlich) in der Menschen- und Tierwelt erscheint. Dabei aber hüte man sich, diese schöne Erde mit Füßen zu treten, vor dem gemeinen Deklamieren gegen die Gemeinheit der Erde, welche die Dichter und Pessimisten (Schopenhauer ꝛc.) wegschaffen wollen. Dann entbehren die Ideen des Sinnes, wenn man sie ohne Boden läßt; und wozu könnten sie dienen, wenn nichts nach ihnen zu behandeln da ist? Dieser Boden aber ist vielmehr in ihnen begriffen und vorausgesetzt; allen Ideen ist sehr viel Irdisches notwendig.

Nein, du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das Tier empfindet dunkler deine Macht und Güte, es preist und lobt dich in seinem Dasein. Den Menschen erhobst du, daß er Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errate und also dich finde, du großer Zusammenhang aller Dinge und Wesen. Du bist die einzige Ursache aller Gestalten. Jeder falsche Schimmer von dir ist noch Licht und jeder trügliche Altar, den dir der Mensch baute, er ist ein untrügliches Denkmal deines Daseins sowie der Kraft und Macht der Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion also ist die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der Seele.

Wie die einzelne Seele, jedes Wesen das Abbild oder Ebenbild Gottes sein soll, so soll auch die Gestalt und der ganze Anblick auf der Erde hinsichtlich der Ordnungen, Verbindungen und Verhältnisse das Abbild Gottes und seines geistigen Reiches sein, und wie das einzelne Geschöpf innerlich in seiner Furcht und seiner Verehrung bleiben soll, so auch soll das äußerliche Band unter den Erdwesen seinen Gedanken dienen. Der ganze Reichtum des göttlichen Wesens soll in den irdischen Verhältnissen — und die sind für uns hier das Maß des Rechtes — je nach seinen verschiedenen Sphären entfaltet sein: Die Majestät, die Gerechtigkeit, die Weisheit, alles was eine Eigenschaft Gottes oder eine Tugend des Menschen ist, das soll auch als Gepräge des öffentlichen Lebens im Rechte sich darstellen.

Diese Verkörperung des sittlichen Gehaltes im Rechte ist notwendig. Wird der sittliche Geist nicht in den dauernden Verhältnissen festgehalten, ist er nicht in der äußern Gestalt und dem Gebrauche des Lebens stets der Anschauung gegenwärtig, so entschwindet er am Ende unvermeidlich. Was das Auge sieht, das glaubt das Herz; nur die That, das Erzeugnis

der That, d. i. die Gestalt des Lebens, die sich überall und ununterbrochen zeigt, nur das wird jedem als die allgemeine Gesinnung erscheinen, und den Glauben und die Macht des Beispiels in ihm wirken. Wie ist z. B. eine wahre Gesinnung möglich über das Wesen der Liebe zu den Tieren, wenn man allenthalben sieht, wie dieselben in ihren Rechten ꝛc. für nichts geachtet und gar gequält werden, wenn man die Sammlungen, Vivisektion ꝛc. ins Auge faßt.

Dies bedeutet die Anforderung der edelsten Menschen und tiefsten Denker, daß das Recht einen darstellenden Charakter habe, würdige, sinnvolle Gedanken in ihm ausgedrückt seien, der Mensch sich mittels desselben immer in einer großen erhebenden Umgebung befinde. So fordert die Staatslehre Platons, daß der Staat ein Abbild des vollkommenen (δικαιου) Menschen sei, eine Darstellung aller seiner Tugenden und Kräfte und des rechten Verhältnisses und Ebenmaßes unter ihnen.

Zu jeder und veränderten Zeit aber treten verschiedene und andere Forderungen zu Tage. Allein jeder tiefe und lebendige Gedanke wird später notwendig zur That, er tritt ins äußere Dasein, er verkörpert sich. Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Die Werke sind eine notwendige Folge der Gesinnung, und sie sind zugleich eine Befestigung für sie, gleichsam der Anker, den sie in die Welt wirft, daß sie Stand fasse und halte und nicht haltlos von der Flut der Gedanken und Gefühle wieder fortgetrieben werde. Das Werk der Menschheit aber ist die Gestaltung des gemeinsamen Lebens. Es giebt darum keine Sphäre der Sittlichkeit, die sich nicht in der öffentlichen Einrichtung ꝛc. verkörpern muß.

Der sittliche Gedanke eines jeden Verhältnisses ist aber ein Beruf zur That. Die wahre Gestaltung ist die praktische, in welcher sie eben vollbringt. Bei ihr verkörpert sich daher der Gedanke immer nur in seinem eigenen Bereiche, jedes Verhältnis vertritt nur den sittlichen Gehalt, der in ihm selbst liegt. So ist das Gebot „du sollst nicht töten“, welches sich offenbar auch in seiner Allgemeinheit auf die Tiere in einem bestimmten Sinne erstreckt, ein praktisches.

Nun sind es aber Wesen, Geschöpfe (mehr oder weniger freie), aus deren gegenseitigen Beziehungen und regelmäßigen Handlungen gewissermaßen ein Leib sich bildet. Das Band, welches sie zu demselben gliedert, kann deshalb auch nicht ein leibliches, sondern nur ein sittliches sein — **und dies ist das Recht**. Dem Bestande nach sind alle diese Verhältnisse allerdings körperlich, materiell, eine feste gesetzmäßig sich erfüllende Einrichtung des Lebens; aber der verbindenden bildenden Kraft nach, aus der lediglich ihr Bestand kommt, sind sie geistig, sittlich. Sie haben ihren Ursprung in Anforderungen an den Willen und ihre Erfüllung im Handeln.

Aller rechtlichen Anordnung liegt ein natürliches Verhältnis zu Grunde; sie giebt ihm die höhere Bedeutung und erhebt es aus dem Zustande des Zufälligen und Wechselnden zu der Dauer und Sicherheit. So

gründet sich das Eigentum auf den Besitz, die Ehe auf das Geschlechtsverhältnis.

Unser Recht begreift vornehmlich die Achtung der persönlichen Freiheit, Vermögen, Familie &c., weil sie augenscheinlich solche Verhältnisse sind, welche die Menschen aneinander ketten und zugleich, über alle sich ausdehnend, die Grundlagen des geselligen Zustandes bilden. (Daher wird mit Recht z. B. Tierquälerei gesetzlich bestraft.) Dächte man sich die Ehe nur als Band zwischen und unter den beiden Gatten, außer ihrem Zusammenhange mit den übrigen Ehen und den andern gesellschaftlichen Verhältnissen, wonach sie eine allgemeine notwendige Einrichtung ist, so könnte sie nicht als Rechtsverhältnis erscheinen.

Die natürliche Rechtslehre oder das Naturrecht ist nun diejenige Rechtslehre, deren Sätze aus den in den Einrichtungen der Natur ausgedrückten Plan hergeleitet werden. Die Natur selbst kann und muß eigentlich daher die Quelle des Naturrechtes genannt werden.

Nach unsern bisherigen Beobachtungen drängen sich etwa folgende Sätze mit Notwendigkeit auf: Überall in der Natur zeigt sich Gestaltung, Ordnung und Zweckmäßigkeit. Durch die ganze Natur erstreckt sich Zusammenhang und Planeinheit. Allenthalben findet sich Sparsamkeit in den Mitteln, Einfachheit und Regelmäßigkeit in den Gründen, Reichtum und Mannigfaltigkeit in den Werken. Wie alles andere in der Welt, haben aber vornehmlich Menschen und Tiere ihren Zweck. Welcher Art diese Zwecke sind, ergiebt sich aus ihren Naturen, sowie aus den Lagen, in welche sie gesetzt worden sind. Woraus sich der Zweck dieser Geschlechter ergiebt, daraus ergiebt sich auch: ob und wie weit ihm Zwang zur Durchführung desselben gestattet ist. Stellt man nun auf, was hiernach den Geschlechtern zu erzwingen erlaubt ist, so hat man die natürliche Rechtslehre oder das Naturrecht.

Nach dem Menschengeschlechte nehmen die Tiere als Bewohner der Erde eine bevorzugte Stelle ein. Dieselben sollen auf derselben in bester Weise ihr Dasein genießen; wie wir weiter sehen werden, können wir aber auch ihren Aufenthalt auf der Erde als eine Vorbereitung für ein späteres vollkommneres Dasein erkennen. Der Genuß der Tiere auf der Erde ist wohl vorherrschend leiblicher und körperlicher Art; jedoch in mancher Hinsicht dürfte es auch nicht unstatthaft sein, ihn teilweis als einen seelischen, geistigen Genuß zu bezeichnen. Das ganze Geschlecht in seiner Totalität hat die angegebene Bestimmung; die Anweisung aller zum Genuß ist ungemessen gleich; keiner soll durch Verkürzung anderer seinen Daseinsgenuß suchen, oder auch nur erhöhen. Die gesamte Erde (ja bezw. das ganze Universum) mit allen ihren Bewohnern, Verhältnissen, Kräften &c. ist auch dem Tiergeschlechte als Mittel zu seinen Zwecken angewiesen. Es soll sich seinen Daseinsgenuß auf der Erde selbst suchen und bereiten. Es soll hierfür auch angemessen thätig sein, ja nach Fähigkeiten seine Aufgabe erfüllen, seinen Brüdern helfen und in gegenseitigem schützenden und helfenden Verkehr &c. stehen. Die ihm zufallende Aufgabe

und Arbeit, die von ihm geforderte Thätigkeit soll alle seine Kräfte in Anspruch nehmen; ja es soll sogar auch in Anstrebung seines Zweckes und in Erfüllung seiner Aufgabe Schwierigkeiten zu überwinden haben. Die Thätigkeiten sollen wohl ihr Maß haben; aber sie dürfen nicht gänzlich für die Tiere aufhören; auch für sie soll, wie für den Menschen, Arbeit Bedürfnis und Würze des Genusses, sowie des ganzen Daseins sein. Wenn das Tier auch nicht der Hauptbewohner der Erde ist, so ist es doch ein hervorragender. Es steht durch seine vielfachen Fähigkeiten, durch seinen großen Nutzen, Zweck und letzte Bestimmung auf sehr hoher Stufe.

Das Tier ist ein genußfähiges Wesen. Es hat entschieden Trieb, das zu suchen, was ihm Genuß bereitet, das Gegenteil aber zu fliehen. Mit dem Genußgebenden hängt für dasselbe auch im allgemeinen das Heilsame zusammen; was ihm Genuß schafft ist ihm der Regel nach auch heilsam, und was ihm heilsam ist schafft ihm gewöhnlich auch Genuß. Gerade nach dieser Hinsicht ist das Tier besonders sicher, weil es durch Empfindung und Naturtrieb geführt und auch in Schranken gehalten wird. Wir finden nach allen Seiten, daß das Tier ganz besonders für seinen Daseinsgenuß ausgerüstet ist; es liegt auch in den terrarischen Verhältnissen in ihrer Gesamtheit.

Man spricht von einer höhern Bestimmung des Menschen, die den Menschen in einem künftigen Leben erwarte. Das Leben hier, in welchem er sich vorbereiten und für das spätere würdig machen soll, gilt als Durchgang für den Menschen. Relativ gilt das von den Tieren auch, wie wir später ausführlicher darlegen werden.

Zum Genuß des Daseins muß auch für das Tier gefordert werden: angemessene Befriedigung der wirklichen körperlichen Bedürfnisse; ein weder von Furcht noch von zu großer Sorge gedrücktes Gemüt; Bewußtsein von Mut gegenüber den drohenden Gefahren; die für alle zusammen möglichste Freiheit und Sicherheit; angemessene Beschäftigung mit angemessenem Wechsel und der nötigen Erholung.

Das Recht hat nun weiter als Quelle das Rechtsgefühl, und liegen demselben auch Zweckmäßigkeit und praktische Vorteile zu Grunde. Thatsache ist, daß sich das Gefühl ganz im allgemeinen in den meisten Fällen „für“ oder „wider“, „gegen“ ausspricht. Da dies Gefühl aber von verschiedenen Ansichten, Umständen, Verhältnissen abhängig ist und sich gar nach diesen ändert, so ist das Gefühl keine ganz und vollständig selbständige Rechtsquelle. Wäre es eine solche, so wäre das daraus herfließende Recht das eigentliche Naturrecht; es wäre ein geradezu in die Natur, in das natürliche Gefühl gelegtes Recht. Das Gefühl aber regt sich, je nachdem die Dinge dem Fühlenden angenehm sind, gut scheinen, oder das Gegenteil. Von der Nützlichkeit und Notwendigkeit der Herrschaft des Rechtes ist im allgemeinen die Uberzeugung vorhanden; deshalb wird auch mehr oder minder (d. h. in einem gewissen Grade, mit mehr oder weniger Bewußtsein) für das Recht und gegen das Unrecht gefühlt.

Das Urteil wird übrigens sehr rasch bei vorkommenden Fällen im Verborgenen gebildet; es ist durch ähnliche Fälle oft schon mehr als vorbereitet. Das Urteil erfolgt dann oft ohne recht zu überlegen, gleich und schnell aus dem Innern heraus. Das Gefühl folgt dem Eindrucke alsogleich, und Urteil, Gedanken, Ansicht, Meinung 2c. treten dann mit dem Gefühl verbunden ins Bewußtsein, und deswegen verfällt man darauf, das Urteil aus dem Gefühl abzuleiten oder dies selbst als das Urteilende anzusehen.

Gleichsam als eine besondere Richtung des Rechtsgefühls ist das Billigkeitsgefühl anzusehen. Man sieht nämlich unwillkürlich die Zweckmäßigkeit eines nach keiner Seite ungleich und hart werdenden, d. h. eines billigen Rechtes ein, und fühlt also auch mit Naturnotwendigkeit dafür. Wenn man daher zum Billigen neigt und dafür fühlt, so ist dies nichts anderes, als das Gefühl für ein zweckmäßiges Recht. Das Billigkeitsgefühl kann indessen auch ein Mitgefühl für andere, in dem Trieb nach Ehrenhaftigkeit, Mitleid zu empfinden 2c. seinen Grund haben. Der Sache nach geht es aber immer auf eine angemessene Gleichhaltung der Beteiligten in Rechtssachen. Das wahre Naturrecht ist auch ein äußerst billiges Recht.

Das richtige Naturrecht verträgt sich am meisten mit dem irdischen Wohlsein aller. Die Ungleichheit der Verhältnisse steigt nicht so hoch, wo es gilt, als sie bei Geltung anderer Rechte steigen kann. Es belästigt zwar alle etwas mehr zu gunsten aller, giebt aber dafür auch allen um so mehr Rechte gegen alle. Das richtige Naturrecht befriedigt auch innerlich und allgemein am meisten. Das Naturrecht muß zur Grundlage des eingeführten Rechtes gemacht werden. Keine Rechtsbestimmung soll mit seinen Grundsätzen in Widerspruch stehen.

Bei Rechtsverhältnissen hat man gewöhnlich nur Menschen im Auge, für welche, vor welchen und gegen welche die Rechte stattfinden. In dieser rechtlichen Hinsicht heißen alle Menschen Person. Was zu tief steht, um eine solche Rolle spielen zu können, heißt in der Rechtssprache Sache. Mit großem Unrecht werden auch von den meisten Naturrechtslehrern die Tiere zu den Sachen gezählt, weil sie nicht genug Einsicht besäßen, daß wir mit ihnen rechten könnten. Höchstens betrachten sie das Recht, Tiere zu schützen 2c., als das Recht der Menschen, aber nicht als eine Ausübung des Rechtes der Tiere für sie. Die Pflicht, welche wir gegen die Tiere auszuüben haben, ist ja aber eben das Recht der Tiere. Hätten die Tiere keine Rechte gegen uns, wie stände es analog mit unsern Rechten gegenüber höhern Wesen? Die Erhaltung, Wartung, Beschützung, Pflege der Tiere liegt im Plane der Natur und hieraus schon erwachsen die Rechte für die Tiere. Auch schon als fühlendes Geschöpf muß das Tier Rechte haben.

Die Anhänger der Vivisektion beispielsweise gehen sehr mit Unrecht von folgender Grundanschauung aus: Die Tiere seien unser absolutes und unbeschränktes Eigentum, absolute Sachen im zivilrechtlichen Sinne

des Wortes. Die Sache verhält sich aber wesentlich anders und zwar so: unser Eigentumsrecht auf die Tiere ist durchaus kein absolutes und bedingungsloses; dieselben sind nichts weniger als bloße Sachen, vielmehr haben dieselben als lebendige Geschöpfe und mit Empfindung und Seele begabte Wesen gewisse Rechte, und die Menschen haben ihnen gegenüber als gegen ihre Mit- und Nebengeschöpfe, die im allgemeinen Weltplane eingereiht worden sind und eine bestimmte Stellung vom allmächtigen Schöpfer erhalten haben, eine gewisse und relativ zu bestimmende Summe von Verpflichtungen. Mögen sich hier auch zu allen Zeiten vielleicht Meinungsverschiedenheiten herausstellen, so liegt das im Wesen des menschlichen Geistes und der terrarischen Verhältnisse überhaupt. Mögen auch jene ein beschränkteres, diese dagegen ein scheinbar zu weit gehendes Ziel in bezug auf das Recht und den Schutz der Tierwelt sich gesteckt haben, in den Punkten wenigstens stimmen wir doch alle überein, daß der Vernachlässigung, der Geringschätzung, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, sowie überhaupt dem Unrecht gegen die Tierwelt durch die Gesetzgebung keine ausreichende Sühne garantiert wird und auch die präventiven Maßregeln und Einrichtungen zur Verhinderung der Begehungen des Unrechts gegen die Tiere nicht als zulänglich sich erweisen. Die Wahrheit dieser Sätze könnte des Längern begründet und ausgeführt werden, aber muß es nicht jeder ungerecht und unbillig finden, daß selbst die größte und raffinierteste Grausamkeit, selbst wenn sie gegen die höchstentwickelten Tiere, die dem Menschen hinsichtlich der Sensibilität rc. ganz nahe stehen, verübt wird, im Höchstbetrage nur mit 150 Mark Geldstrafe oder mit 6 Wochen Haft geahndet werden können. Hiergegen muß sich das Gemüt und Rechtsgefühl aller Tierfreunde und human gesinnten Menschen geradezu aufbäumen. Das Bewußtsein über das Recht der Tiere und von unsern Verpflichtungen ihnen gegenüber muß zum Durchbruch kommen oder ein ganz allgemeines werden. Dies ist deshalb durchaus notwendig, weil der Erfahrung gemäß die Gesetzgebung dem herrschenden Rechtsbewußtsein folgt und nachgeht. Aus diesem Grunde kann auch eine angemessenere Gesetzgebung zum Schutze und für das Recht der Tiere nur noch eine Frage der Zeit sein. Dem Erlaß von wesentlich strengern Gesetzen in dieser Hinsicht steht leider zur Jetztzeit der falsche Grundsatz entgegen, daß den Tieren die Eigenschaften von R e c h t s - s u b j e k t e n nicht zukomme. Freilich aber ist das Tier ebenfalls ein Rechtssubjekt, wenn auch natürlich in etwas anderm Sinne und in moderierter Weise. Der letztern Auffassung, sollte ich meinen, wird man sich nicht länger mehr entziehen können, denn sonst könnte man ebenso gut behaupten, der Blödsinnige wäre auch kein Rechtssubjekt, aber doch schützt auch ihn das Gesetz. In gewissem Sinne soll und brauche ich nicht das Gesetz zu suchen, sondern vielmehr muß das Gesetz mich suchen und schützen. Nimmermehr kann und darf ein gebildetes Zeitalter in den Tieren rechtlose Geschöpfe sehen oder sie einfach gar als bloße Sachen betrachten. Die Tiere stehen ebenfalls sehr hoch! Es ist durchaus nicht

genügend, den Tieren nur indirekt einen gesetzlichen Schutz zu gewähren; vielmehr müssen die Tiere um ihrer selbst willen geschützt werden, weil ihnen darauf ein Recht unbedingt zusteht. Wohl werden Tierquälereien durch Strafen verhindert und auch mit Strafen belegt. Dies geschieht jetzt aber nur, weil man in diesen Dingen eine Verletzung der Sittlichkeit im allgemeinen und namentlich des sittlichen Gefühls des Menschen, also ein Unrecht gegen Menschen, sieht. Voll zu seinem Rechte kann aber das Tier erst dann kommen, wenn man in solchen Vorgängen positiv ein Unrecht gegen die Tiere erblickt. Aber ein Unrecht und Vergehen ist es gegen die Tiere selbst — nicht bloß eine leichtere Verletzung der Sittlichkeit — und aus diesem Grunde müßte eine derartige Strafthat auch viel härter geahndet und schwerer gesühnt werden. Den Tieren muß eine viel höhere Stellung in der Rechtsordnung zugewiesen werden, und wird man dann auch Verstöße gegen dieselben nicht mehr so leicht nehmen können.

Die alte, barbarischen Zeiten entstammende Ansicht, wonach die Tiere rechtlos und unserer Willkür schlechthin unterstellt seien, muß mit allen erlaubten Mitteln ganz energisch bekämpft werden, und an die ausgerottete Meinung muß die treten, daß auch die Tiere, welche mit und neben uns aus der selbigen Schöpferhand hervorgegangen sind und mit uns leiblich und geistig so sehr viel Ähnlichkeiten haben, des Rechts und der Rechtsordnung nicht allein teilhaftig sind, sondern derselben auch immer mehr teilhaftig werden müssen. Es ist durchaus nicht der gesunden Vernunft entgegen, die Tiere in das menschliche Rechtssystem einzuschließen; freilich werden sie in Rücksicht auf ihre Organisation erst in zweite Linie gestellt werden können und sollen. Sicherlich aber hat das Tier Rechte, und da es dieselben oft nicht allein wird ausüben oder geltend machen können, so muß es der Mensch für dasselbe thun. Der Mensch als solcher muß der Anwalt des Tieres sein, und da er zugleich in gewissem Grade Herr des Tieres ist, so folgt daraus von selbst, daß er deswegen auch gewisse Pflichten gegen dasselbe zu erfüllen und als Beschützer desselben aufzutreten hat. Ein schwerer Irrtum ist es, anzunehmen und zu behaupten, den Tieren mangele Vernunft und Rechtsbewußtsein.

Sicherlich findet das Recht im sogenannten objektiven und subjektiven Sinne auf die Tiere Anwendung. Unter ersterem versteht man die Regeln für das Verhalten der Geschöpfe zu- und untereinander für ihr Thun im Verkehr miteinander; unter letzterem versteht man die Befugnis, in gewisser Weise handeln zu können und auch zu dürfen, ohne von jemand darin gestört oder gehindert zu werden. Diese Regeln sind nun bestimmt und unter staatlichen Zwang gestellt, und sie bilden das positive Recht. Dieses darf aber unter keinen Umständen die Tiere unberücksichtigt lassen, vielmehr muß dasselbe dieselben mit umfassen; die Tiere, in den Bereich desselben gezogen, müssen dem positiven Recht im weitgehendsten Maße unterstellt und der Wohlthaten desselben ebenso

teilhaftig werden. Hierauf haben sie Anspruch aus dem höhern, ungeschriebenen, natürlichen, göttlichen und ewigen Rechte. So wahr wir das Gewissen in uns fühlen und Gott in uns lebt, so wahr auch giebt es ein Recht, das Gemeingut aller ist und werden soll, ein Recht, das der Dichter trefflich schildert:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst!

An dem Rechte müssen selbstredend auch die Tiere teilnehmen können und dürfen, und daß diese Forderung keineswegs der gesunden Vernunft widerstreitet, haben Philosophen alter und neuer Zeit sowie neuern Datums auch Juristen willig anerkannt, und nenne ich in dieser Rücksicht die Namen Spinoza, Krause, Hommel, Röder, Heidemann, Wetzlich, Lubisch, Schlicke, Neßler 2c.

Jeder beschränke seine Freiheit, den Umfang seiner freien Handlungen durch den Begriff der Freiheit des andern, sodaß auch der andere dabei bestehen könne, ist der Grundsatz aller Rechtsbeurteilung. Der Begriff der Freiheit in der letztern Stelle ergiebt den Begriff des Urrechtes, d. i. desjenigen Rechtes, das jedem Wesen als einem solchen absolut zukommen soll. Dieser Begriff ist der Qualität nach ein Begriff von dem Vermögen, absolute erste Ursache zu sein; der Quantität nach hat das darunter Begriffene gar keine Grenzen, sondern ist seiner Natur nach unendlich und sehr verschieden, sowie relativ. Der Relation nach ist von der Freiheit der Wesen hauptsächlich insofern die Rede, inwiefern nach dem Rechtsgesetze der Umfang der freien Handlungen anderer beschränkt werden soll. Hiernach bestimmt sich die Quantität.

Inwiefern das Wesen (also Tier, Mensch 2c.) der absolute und letzte Grund des Begriffs seiner Wirksamkeit (also seine höchste, himmlische Bestimmung), seines Zwecksbegriffs ist, liegt die darin sich äußernde Freiheit außer den Grenzen der gegenwärtigen Untersuchungen, denn es tritt nie ein in die Sinnenwelt und kann in ihr nicht gehemmt werden. Der Wille (das Wollen) des Wesens tritt auf das Gebiet der Sinnenwelt lediglich, inwiefern er in der Bestimmung des Leibes ausgedrückt ist. Auf diesem Gebiete ist daher der Leib eines (mehr oder weniger freien) Wesens anzusehen, als selbst der letzte Grund seiner Bestimmung, und das Wesen, als Erscheinung, ist identisch mit seinem Leibe. Der Leib ist der Repräsentant des innern Wesens (beim Menschen des „Ich") in der Sinnenwelt.

Der Leib muß absolute und letzte Ursache seiner Bestimmung zur Wirksamkeit sein. In welche Grenzen und unter welche Gesetze der Leib durch seine eigene Organisateon eingeschlossen sein mag, kommt an sich

nicht in Betracht, höchstens relativ. Was ihm eben nicht ursprünglich zukommt, das ist er nicht. Aber alles, was in ihm physisch möglich ist, muß in ihm wirklich gemacht werden dürfen. Aus seiner Bewegung muß die dadurch mögliche Wirkung in der Sinnenwelt unfehlbar erfolgen. Wenn aber ein Wesen die Natur der Dinge nicht wohl erkannt, seine thätige Kraft gegen ihr Vermögen nicht richtig berechnet oder angewendet hat, und darum etwas gegen die Absicht erfolgt, so ist dies Schuld des Wesens selbst.

Es folgt also die zweckmäßige Bestimmung des Leibes, um auf eine Sache zu wirken, erst auf die Erkenntnis, und aus der Erkenntnis der Sache, auf welche gewirkt werden soll; und somit sind die Wesen zuletzt abhängig und zwar das Tier in höherem Grade als der Mensch. Wirksamkeit und bestimmte Erkenntnis bedingen einander wechselseitig.

Der Mensch weiß, daß alle Organisation nach bestimmten Naturgesetzen geschieht. Diese Gesetze kann er kennen lernen und leiten, aber nicht verändern. Der Mensch kann die Natur in die ihm bekannten Bedingungen der Anwendung ihrer Gesetze versetzen und darf dann sicher rechnen, daß sie an ihrer Seite es an dieser Anwendung nicht fehlen lassen werden, und so erhält der Mensch Vermögen zur Beförderung und Vermehrung der Organisation. Wo nun mehrere oder viele Geschöpfe zusammenleben, so wird die Natur einer solchen Nachhilfe bedürfen.

Zunächst wird es der Vermehrung des Pflanzenreiches, welches zur Nahrung für Menschen und für die Tiere dient, bedürfen. Die Pflanzen aber sind, den Gesetzen der Natur nach, an den Boden gebunden, wachsen aus ihm heraus und sind, so lange die Organisation fortdauert, an ihm befestigt. Wenn Menschen ihrer Produktion und Pflege sich widmen, so ist ihnen ein solches Recht zuzugestehen, da ja die Existenz sowohl des einzelnen als des ganzen Staates durch den Gebrauch desselben bedingt ist.

Der Boden aber ist die gemeinschaftliche Stütze der Menschheit in der Sinnenwelt; deshalb darf nach keiner Seite ein schädlicher Gebrauch des Bodens gemacht werden, ein unschädlicher aber darf nicht gehindert werden, weshalb beispielsweise der Landbauer z. B. den Bergbau nicht hindern darf.

Es giebt nun aber auf dem Erdboden auch Tiere, deren Accidenzen entweder eine Brauchbarkeit für die Menschen haben, den Zwecken derselben unterworfen sind, oder deren Substanz brauchbar ist. Will man nur die Accidenzen derselben zu einem regelmäßigen Gebrauch sich unterwerfen, so muß man das Tier unter seine Herrschaft und Zucht bringen, in welchem Falle man aber für die Ernährung des Tieres zu sorgen hat. Da die Natur einen regelmäßigen Gang geht, so ist der angezeigte Zweck bedingt durch den ausschließenden Besitz des Tieres, dadurch, daß nur ich es warte und die Vorteile, die es gewährt, genieße.

An sich hat jeder einzelne dasselbe Recht, sich des Besitzes eines bestimmten Tieres zu bemächtigen, als der andere. So wie sich a priori

schlechthin kein Grund anführen läßt, warum diese Wiese vielmehr mir gehören solle als meinem Nachbar, so läßt sich eigentlich auch kein Grund anführen, warum nur ich diese Kuh melken solle und nicht auch mein Nachbar. Das ausschließende Eigentum der Tiere wird eben nur durch den Eigentumsvertrag mit dem Staate erworben.

Mit den Tieren aber hat es nicht ganz dieselbe Bewandnis, wie mit dem Stück Acker, der immer an derselben Stelle bleibt; vielmehr hat das Tier freie Bewegung. Woran erkenne ich nun, daß dieses bestimmte Tier dieser bestimmten Person zugehöre? Vor allen Dingen wird ausgemacht werden müssen, auf welchen bestimmten Arten der Tiere überhaupt ein Eigentumsrecht ruhen solle, auf welchen nicht. Der Staat hat Tierarten als solche erklärt, welche nur Eigentumsrecht sein können: ich darf z. B., wenn ich die Jagdgerechtigkeit habe, einen Hirsch schießen, aber nicht ein unbekanntes Pferd. Warum nicht? Weil ich weiß, daß das Pferd notwendig jemand zugehöre, ob ich gleich den Eigentümer nicht kenne. Aber wenn jemand ein Reh zähmte, so ist es ohne Zweifel sein Eigentum; aber wenn es ihm fortläuft und ich schieße dasselbe nieder, so habe ich nicht dieselbe Verantwortung, als wenn ich das Pferd geschossen hätte, weil das Pferd für etwas erklärt worden ist, was schlechthin nur Eigentum sein kann. Das Recht des Besitzers, selbst wenn sein Tier aus seiner Botmäßigkeit entkommen, bleibt (ihm) und gründet sich auf den ursprünglichen Eigentumsvertrag, welcher festsetzt, welche Tiere im Staate für immer als Eigentum gelten sollen. Dergleichen Tiere nennt man zahme.

Der Entscheidungsgrund, daß gerade diese bestimmten Tier-Arten für Eigentum erklärt worden sind, liegt in der Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse der Menschen ihren Accidenzen nach, in der Möglichkeit, sie zu zähmen, und in der Notwendigkeit, sie zu pflegen.

Aber man wolle nicht glauben, daß dieses Zähmen und Pflegen der wahre Rechtsgrund des Besitzes sei; der Vertrag allein ist es.

Das zahme Tier hängt seinem Herrn an, kennt ihn, es gewöhnt sich an seinen Stall und eilt ihm zu.

Dabei kann aber sehr wohl — und muß es auch — das Eigentumsrecht beschränkt sein. Dies ist zu entscheiden aus dem ursprünglichen Vertrage und aus den darauf gegründeten Gesetzen. Man wird deshalb nicht argumentieren dürfen: wenn ich mit meinem Tiere nicht soll machen können, was ich will, wie wäre es da mein? Es ist nur beschränkt, nur zu einem gewissen durch den Staat verstatteten Gebrauch dein. So könnte es beispielsweise Gesetz sein, daß eine Art Tiere oder ein gewisser Viehstand immer erhalten werden müßte, in welchem Falle erstere gar nicht und unter letzteren herunter nicht geschlachtet werden dürfte.

Die Tiere pflanzen sich fort und ihre Jungen sind ein Accidenz derselben, deren Benutzung den Menschen zugestanden wird. In dem Stammtiere ist dem Eigentümer zugleich die ganze Nachkommenschaft des-

selben mit zu eigen gegeben, weil ihm das Recht zugestanden ist, Vieh zu halten. Aber die Vermehrung der Herden 2c. kann sehr wohl auf eine gewisse Anzahl beschränkt werden.

Der Eigentümer des Tieres ist verpflichtet, alle Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit sein Tier keinen Schaden nach irgend einer Seite hin anrichten kann. Versäumt er dies, so muß er den Schaden ersetzen und ist überdies noch strafbar. Entsteht aber nach Anwendung aller durch das Gesetz geforderten Sorgfalt dennoch Schaden, so ist derselbe anzusehen als ein Unglück, welches auf niemandes Rechnung kommen kann und welches der Staat tragen muß.

Die Wildheit muß überall der Kultur weichen, und die unregelmäßigen Gewerbe, deren Ertrag für die Ernährung der Volksmenge nicht zu berechnen ist, dem regelmäßigen. Es ist daher dem Staate anzumuten, daß er die wilden Tiere zunächst garnicht ansehe als etwas Nutzbares, sondern als etwas Schädliches. So ist der erste Zweck der Jagd keineswegs der Besitz des Wildprets, sondern die Beschützung des Ackerbaues ist der erste Zweck derselben. Zufolge dieser Ansicht hätte der Staat diesen Schutz zu besorgen, gerade so wie er in anderer Hinsicht Schutz leistet; da aber die Jagd auch beträchtliche Vorteile (für viele auch ein großes Vergnügen?) bietet, so liegt es in der Natur der Sache, daß dieselbe sich selbst belohnen und unterhalten werde und der Staat nicht erst gezwungen sein wird, nach dieser Richtung hin unnützerweise Geld auszugeben. Die Jagdgerechtigkeit wird daher am füglichsten so wie die Fischerei, der Vogelfang 2c. nach Revieren an einzelne als Eigentum ausgegeben werden.

Es ist kein möglicher Zweck, das Wild zu hegen, außer für den Jäger selbst. Dieser ist ihm auch insofern zuzugestehen, als das Wild den Zwecken der Kultur, die stets der Wildheit vorgehen müssen, nicht hinderlich ist, d. h. hier in diesem Falle, inwiefern sein Wild im Walde bleibt. Wer es dort tötet, der handelt dem Gesetze zuwider.

Es ist überhaupt erfreulich, daß in der neueren Zeit die philosophische Betrachtung des Rechtsstoffes, die Untersuchung des Wesens des Rechts und der Natur des Staates wieder mehr in Aufnahme und zu Ehren gekommen ist. Wie diese Erscheinung im allgemeinen mit größter Freude zu begrüßen sein wird, um so mehr Befriedigung muß es gewähren und eine ganz besondere Anerkennung finden, wenn im besondern die **Tierschutz-Vereine** die Aufmerksamkeit und das außerordentliche Interesse auf eine spezielle Seite dieser Frage richten und lenken.

Es giebt nun in der Welt einen unabweisbaren Vernunftzwang oder die Denknotwendigkeit. Dieser Vernunftzwang, der sich überall bei den Menschen bethätigt, macht sich auch geltend bezüglich der Ordnung ihrer äußern Beziehungen zu einander und ebenfalls auch namentlich zu den Tieren, wie zuletzt auch zu allen Sachen. Nicht nur das praktische Bedürfnis — die äußere Nötigung —, auch das logische Bedürfnis, die innere Notwendigkeit erheischen, daß diese Beziehung(en) in allen Genossen-

schaften, allen Societätsverhältnissen, vernunftbefriedigt geordnet werden. Die Befriedigung dieses zugleich realen und idealen Bedürfnisses ist, wie wir des Längern gesehen haben, das Recht.

Das Recht ist also die vernünftige Friedensordnung der verschiedenen Genossenschaften in den äußern Beziehungen ihrer Glieder zu einander und zu den Sachen. Diese Genossenschaften und Gesellschaften, Verbindungen, Vereinigungen rc. sind sehr verschieden, so Menschen und Tiere unter- und zueinander. In den Gliedern dieser Genossenschaften liegt freilich nur die „Potenz" des Rechts, wie der Familie, des Wissens, der Moral, der Religion, Sprache, Kunst rc. Die wesentlichen und den Menschen, Tieren rc. zugehörigen Attribute und Funktionen befriedigen zugleich die idealen und realen Bedürfnisse der Individuen. Sie treten daher überall auf (ob schwach oder entartet) wo Geselligkeit, Gesellschaft, Menschen und Tiere sind und leben. Das ist daher auch und deshalb „Selbstzweck", sofern es nämlich vernunftnotwendig und ein unabweisbares Vernunftpostulat ist. Es ist auch zugleich **Mittel** zum Zweck der Selbsterhaltung des Einzelnen sowohl als der Genossenschaft, sofern es nämlich naturnotwendig die äußere Not errang und erzwang.

Es giebt deshalb wohl ein allgemeines Naturrecht; aber so wenig es eine allgemeine Sprache, Kunst, Religion, Moral der „Menschheit" gegeben hat, giebt und geben wird, ebensowenig giebt es und kann es ein allgemeines Menschenrecht geben. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß es kein allgemeines Tierrecht geben kann, um so weniger, da das Tier gar nicht zum Begriff der Tierheit kommt, wie der Mensch zum Begriff der Menschheit gelangt, und wodurch sich namentlich der Mensch vom Tier unterscheidet, sicherlich mehr als durch die zoologischen Unterschiede, die ja oft zugestandenermaßen gar nicht so bedeutende sind. Es giebt also kein allgemeines Menschenrecht, vielmehr hat jede (Menschen-) Genossenschaft ihr eigenes relatives Rechtsideal, wie sie ihr eigenes Moral- und Kunstideal hat.

Die menschliche Potenz (Idee) des Rechts, sowie die ganz allgemeine Rechtsidee wird (man denke an die Kunstfähigkeit und das Kunstbedürfnis und Kunstleistung, Sprachfähigkeit, Sprachbedürfnis, Sprachen rc.) durch den Vernunftzwang, durch den Naturzwang und durch den Selbsterhaltungstrieb (später als Naturtrieb auftretend) sehr verschieden verwirklicht. Diese Verschiedenheiten werden nur durch die Verhältnisse im allgemeinen und besondern der Erdbewohner bestimmt: individualen Charakter, Summe der geschichtlichen Voraussetzung der Einwohner und des Landes, Wechselwirkung, Zahl, Raum und Zeit, besondere Zwischenfälle, positive Verhältnisse. Das Recht erscheint nur in der Summe der historischen Rechte: außerhalb, über derselben giebt es kein Recht: nur eine „Potenz", einen „Trieb", der allgemeinen Menschen- und Welt-Vernunft.

Zwecke hat im Universum alles; höhere Geschöpfe haben zwar höhere, aber doch das Kleinste auch auf der Erde ist nicht zwecklos und

hat deshalb ein Recht auf seine Existenz. Gott will, daß die von ihm geschaffene Natur bestehe und deshalb alle in ihr vorkommenden Wesen. Sündigt man dagegen, so straft sich das sicherlich, oft auf die verschiedenste Weise und sofort.

Der nächste Grund aber des Naturrechts ist die Natur selbst, die Art ihrer Einrichtung, der darin ausgedrückte Plan, Gott selbst, der sein eigenstes Wesen in uns und in die ganze Natur legte. Gott der persönliche, realbewußte, allmächtige hat alles was da ist, so geschaffen nach seinem Willen. Er hat allem Dasein seine Bestimmung, den bewußtlosen Wesen ihr Maß und Ziel, den bewußten Wesen ihr Gebot und Vorschrift gegeben. Der oberste Zusammenhang der Dinge ist der: Nicht ein Gesetz ist ihre Ursache, sondern die Freiheit, wenn sie relativ derselben auch bloß immer mehr zu- und entgegengeführt werden sollen und können. Alles ist hervorgebracht aus Entschluß und aus schöpferischer That. Nicht die willenlose Regel soll ausgeführt, sondern seinem lebendigen Willen soll gehorcht werden. Es beherrscht nicht eine blinde unerbittliche Notwendigkeit die Schicksale der Welt, sondern die allwissende Vorsehung, die allerbarmende Liebe, welche die Seligkeit der Geschöpfe will.

Die Freiheit besteht zunächst darin, von nichts anderm bestimmt zu werden. So sind äußerlich der Sklave und Gefangene nicht frei. Was das Beispiel in äußeren Beziehungen enthält, muß auch für die innerlichen gelten: je nachdem etwas bloß von seinem eigenen Wesen oder von einer ihm fremdartigen Ursache bestimmt wird, ist es frei oder unfrei. In diesem Sinne ist aber die ganze Natur innerlich frei, denn sie gehorcht nur ihrem eigenen Wesen. Der sittliche Mensch ist frei, der unsittliche nicht, weil er den Leidenschaften, die nicht sein innerstes Wesen sind, gehorchen muß.

Dies ist indessen nur eine Seite der Freiheit, nur die negative Bezeichnung der Freiheit. Der positive Begriff der Freiheit ist, daß dies eigene Wesen, welches von keinem andern bestimmt wird, auch ein schöpferisches ist, d. i. daß ihm eine unendliche Wahl zukomme.

Bei der Vorstellung der Freiheit stellt sich unserm Bewußtsein auch die der Wahl unzertrennlich dar. Wer keine Wahl hat, den wird niemand frei nennen. Freiheit ist Wahl, aber sie ist Wahl in ihrem unendlichen Begriff, aus dem der endliche erst abgeleitet ist, sie ist die schaffende Wahl, und dies ist ihre spezifische Bezeichnung.

Alle Wahl der Erfahrung findet die Gegenstände schon vor, nur die Verbindung des Willens mit dem einen oder dem andern ist ihre That. Darum ist sie auch eine endliche. Freiheit aber macht erst die Gegenstände, welche sie erwählt, dadurch, daß sie dieselben erwählt, sie entstehen selbst erst durch die Wahl. Die Wahl ist daher auch aus der Freiheit, nicht die Freiheit aus der Wahl abzuleiten und an ihr zu messen. Alle Wahl ist nur ein matter Abglanz der Freiheit. — Man betrachte die unzähligen Gewächse, Tiere 2c.; aus ihnen geht deutlich hervor, daß es eine solche Kraft der unendlichen Wahl geben muß. Freiheit

ist daher auch Reichtum, aber ein Reichtum nicht des Besitzes, sondern vielmehr der Erzeugnng. Dieser Reichtum geht jeder That voraus; denn auch Menschen und sogar Tiere bei den Handlungen hatten in ihrer Vornahme, ihrer Modalität, ihrer Intension eine große und sehr reiche Auswahl. So unterscheiden sich auch Freiheit und Schöpfung von der bloßen Entfaltung oder Emanation. Denn die letztere setzt einen begrenzten Inhalt voraus, und da giebt es zuletzt keine Wahl mehr; die Welt aber ist eine Schöpfung Gottes, das Werk seiner Freiheit.

Die Wesen sind freier, je nachdem ihr Geist und Gemüt reicher und schöpferischer sind, bis zur absoluten Freiheit und Schöpferkraft Gottes. Je freier z. B. eine Rede ist, desto weniger beschränkt sie sich auf das Gedächtnis und auf die Auswahl des in demselben Vorrätigen; sondern dem Redner entströmt aus der Tiefe die Fülle der Gedanken und des Ausdrucks zu; er kann sie aufnehmen und verwerfen in der Sicherheit, daß dieses Dranges kein Ende ist. So bildet er im Moment ein Reich des Sinnes und des Wohllauts, das vorher nicht da war und nicht gekannt wurde. Auch die schöpferischesten Menschen werden von Gott ergründet, Gott ist aber absolut unergründlich. Er besitzt den Born des Lebens und des Schaffens, der ewig und unvertilgbar quillt. Wie in den Ursprung seiner Schöpfung und in den Zweck schlechterdings nicht hinangeschaut werden kann, so steht ihm auch für alle Ewigkeit die unerschöpfliche Wahl in der Offenbarung seiner Herrlichkeit frei.

Alle Thätigkeit der Wesen besteht in einer Reproduktion des eigenen Wesens, wiewohl in unendlich mannigfacher Weise. So ist es selbst bei den Gedanken: sie sind etwas anderes, als das denkende Geschöpf, darum konnte dasselbe sie fassen oder unterlassen; sie sind aber nur das Abbild des Geistes des Geschöpfes, die Reproduktion seines Wesens, sonst hätte nicht es sie denken können. Vermag der Geist dem Hervorgebrachten auch ein selbständiges, ja ein selbstthätiges Dasein zu geben, so ist dies Schöpferkraft im eminenten Sinne des Wortes; diese aber hat nur Gott. Ist nun die Freiheit nicht trennbar von der Persönlichkeit, von dem Erdwesen und den höhern Geschöpfen, so ist sie auch nicht trennbar von einem bestimmten Wesen, das in aller ihrer schöpferischen Wahl dennoch immer sich selbst offenbart. Könnte oder würde Gott etwas schaffen, was keine solche Verwandtschaft mit ihm hätte, so würde gerade die Anschauung der Persönlichkeit und sohin auch die Freiheit nicht mehr auf ihn passen. In dieser unendlichen Wahl die mit der Bestimmtheit seines unwandelbaren heiligen Wesens unauflöslich verbunden, von ihr durchdrungen ist, besteht die Freiheit Gottes, und deswegen ist keine Willkür und keine Zufälligkeit in seiner Schöpfung.

Aus dieser Bestimmtheit des Urhebers folgt für seine That — wenn sie auch nicht gerade da sein müßte, denn dies ist Sache des absolut beginnenden und mit unendlicher Wahl begabten Willens, der Freiheit —, daß sie einen bestimmten Charakter, einen bestimmten Sinn an sich tragen, von einem bestimmten Geiste Zeugnis geben mußte. Es ist

notwendig, daß die Schöpfung göttlich ist, und es kann nichts in ihr sein, das nicht das göttliche Gepräge an sich trüge, das Böse selbst, das Gott zugelassen, hat an der Kraft, Klugheit, an dem Verlangen nach Seligkeit, die bei ihm zur Wollust sich verkehrt (entartet), noch diesen Stempel. Was Gott schafft, muß seinem Wesen entsprechen.

Hieraus erklärt sich die Wiederkehr in allem Geschaffenen, der Wert des Gleichnisses, des Sinnbildes, und durch die Einsicht, die überall sich bewährt, daß nichts sich wirklich gleich ist, daß kein Sinnbild ausreicht. Denn einerseits ist alles Geschaffene eine Abspiegelung des einen göttlichen Wesens und deswegen sich gleichend abspiegelnd unter sich; anderseits aber ist es gemäß jener unerschöpflichen Wahl doch immer wieder ein individuelles Dasein, das sich niemals wiederholt und deshalb eigentlich unvergleichbar, unmeßbar, undefinirbar.*)

Das Wesen Gottes, das in seiner Schöpfung sich offenbart, ist aber eine Fülle der mannigfachsten Kräfte und Eigenschaften, untrennbar verbunden. Hier ist nichts vorausgehend und nichts nachfolgend, so daß die eine die andere voraussetzt, ohne wieder von ihr vorausgesetzt zu werden; alle sind zugleich und es kann keine bestehen ohne die sämtlichen übrigen. In unauflöslicher Verbundenheit sind auch alle die Kräfte und Eigenschaften, die wir Gott beilegen: Selbstbewußtsein, Wille, Weisheit, Allwissenheit, Allmacht, Gerechtigkeit, Seligkeit, Unsterblichkeit 2c. Obgleich keine der andern gleich, so sind sie doch aber reell untrennbar, es kann keine dieser Kräfte allein thätig sein, ohne daß die andern mitwirkten und so einen Anteil am Produkte hätten, und es kann keine bestehen außer der Persönlichkeit, welche eben sie alle unauflöslich in sich begreift. Die vollkommene Einheit (Identität) derselben ist darum auch nicht ihre Wechselbedingung (und Wechselwirkung), sondern die Persönlichkeit, welche sie alle ist. Als die Kraft in Gott aber, welche die übrigen erhält und bindet, welche sie erfüllt und ihnen den innersten Gehalt giebt, kann man die Liebe bezeichnen. Die Liebe ist die absolute Substanz. Ohne Liebe giebt es kein Sein, und wenn Fichte sagt: das Sein ist Bewußtsein, Schelling: das Sein ist Freiheit und Wille, so ist man wohl berechtigt zu sagen: Sein ist Liebe. Die Liebe ist das innerste Wesen Gottes. Auch die Schrift spricht: Gott ist die Liebe.

Auch Herder sagt: Die Natur ist (eigentlich) kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken. Sodann hat er zuweilen den Namen der Natur personifiziert gebraucht und bemerkt dazu: wem der Name Natur sinnlos und niedrig ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte, Weisheit und Liebe, und nenne in seiner Seele

*) Goethe dichtet:
Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern;
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.
Und Schiller sagt:
Ewig zerstört, es zeugt sich ewig die drehende Schöpfung;
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlung Spiel.

das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag. Mit Beziehung auf die Schöpfung braucht Herder die Bezeichnungen: Gang Gottes (in der Natur); die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich darlegt. (Herder hielt mit Spinoza, Lessing, Goethe &c. an dem Satze ἓν καὶ πᾶν. „Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung von Gottes Größe für uns erscheinende Gestalten," sagt er einmal. „Er ist das höchste, lebendigste, thätigste Eins, nicht in allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, sondern durch alle Dinge, die nur als sinnliche Darstellungen für sinnliche Geschöpfe erscheinen.")

Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in einer unabsehbaren Welt schwebt. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der überall vollkommenen und in sich selbst überall allgenugsamen Natur ist das Staubkorn ebenfalls wertvoll. Sie bestimmte Punkte des Raumes und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte ganz. Wenn wir also das große Himmelsbuch aufschlagen, das nur die Gottheit zu erfüllen vermag, so schließen wir so ungeteilt, als wir können, vom Ganzen aufs Einzelne und umgekehrt. Es war nur eine Kraft, die alles schuf. Wenn ich nun sehe, daß im Unermeßlichen die weisesten Gesetze wirken, so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr in den harmoniereichen Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft sein, zu fragen, wie wir auf diesen Stellen sein sollen und auch sicherlich nur auf ihnen sein können. Je in einen größeren Chor der Harmonie, Weisheit und Güte aber unsere Erde gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf denen ihr und aller Welten Dasein ruht, je mehr ich bemerke, daß in ihnen alles aus einem folgt und eins zu allem dient, desto fester finde ich auch mein und aller Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in den Geschöpfen wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält; ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, die Gesetze aber, durch die sie da ist, und in andern Erscheinungen wiederkommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes, und die Stützen (unseres) des Daseins — nicht der körperlichen Erscheinung — sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Dasein ist sich gleich, ein unteilbarer Begriff, im größten sowohl als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern allen Daseins, das innere Leben auf Ewigkeit hin.

In allem nehmen wir ein bestimmtes Dasein, eine Gestaltung und Bildung nach ewigen und unabänderlichen Gesetzen wahr. Dies ist ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unserer Erde. Keinem Wesen darf

und kann dies genommen werden, denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind darauf gegründet. Die unermeßliche Kette reicht vom Schöpfer hinab zum Keim und Sandkorn, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Kristallisation nähert. Auch die vermischtesten Wesen folgen in ihren Teilen demselben Gesetze; nur weil so viel und mancherlei Kräfte in ihnen wirken, und endlich ein Ganzes zusammengebracht werden sollte, das mit den verschiedensten Bestandteilen dennoch einer allgemeinen Einheit diene, so wurden Übergänge, Vermischungen und mancherlei divergierende Formen.

Die Thaten und Schöpfungen Gottes sind also ungeachtet seiner unendlichen Wahl nicht grundlos, sie haben vielmehr einen Grund in seinem Wesen, in der Fülle seiner Kräfte und Eigenschaften und dem innersten Bande derselben, seiner Liebe, welche sich in ihnen offenbaren. Sie sind auch, wie sie aus dieser Fülle hervorgehen, in ihnen selbst nie etwas Einfaches, Abgegriffenes, sondern sind in sich unauflöslich gegliedert und in unendlichen Beziehungen außer sich (ein Faden, der tausend Fäden und Verbindungen schlägt). Was nun aber Gott in der unergründlichen Tiefe seiner Freiheit uranfangend erfaßt, um es an das Licht des Daseins zu rufen, das umschließt er zugleich und beherrscht es und behält es als sein Eigen durch seinen Geist. Sein Geist aber bildet sich in jedem Geschöpfe ab, und dadurch ist die höchste Einheit und der größte Ruhm über die Schöpfung ausgegossen. Denn nun ist alles auf einander bezogen und die totale Absicht der Anschauung der Welt ist g e g e n w ä r t i g in jeder That, durch welche das einzelne Geschöpf, die einzelne Begebenheit hervorgebracht wird.

Wir finden den Menschen in der einfachsten Gebundenheit seiner Lebensverhältnisse; wir suchen ihn auf in seiner Abhängigkeit von der Natur, dem Staate, der Kirche &c.; wir denken uns den Menschen getrieben und beschränkt von allen den mannigfaltigen Motiven, die gewöhnlich auf ihn zu wirken pflegen. Abstrahieren wir hiervon nicht, so kommen zum Vorschein die moralischen Vorsätze, Entschließungen und Handlungen; je mehr wir davon abstrahieren aber bleiben übrig ästhetische Beurteilungen, aus welchen sodann nach und nach die praktischen Ideen hervorgehen. Daraus aber entsteht für den moralischen Menschen eine Last, die er trägt, welche selbst dem Stärksten nicht leicht ist. Diese Last entsteht aber nicht allein und bloß aus der Lage der Dinge in der Natur, dem Staate, der Kirche &c., sondern ebenfalls mit aus den Ideen, welche den Wert oder Unwert des Willens anzeigen. Sie entsteht aus beiden zusammengenommen, weil es schwer ist, in solcher verwickelten Lage nicht den Wert des Willens preiszugeben. Ganz besonders schwer ist es bei gewöhnlicher Schwäche und Reizbarkeit des ganzen, geistigen und leiblichen Menschen.

Aller Gebundenheit stellt darum der Mensch — und auch das Tier —, so lange er sich von ihr nicht völlig eingeschlossen fühlt, ein Streben, seinen Mut entgegen. Der volle Mut beruht auf Gewandtheit und

Kraft; er wurzelt in einer gewissen Stärke. Die mutige That entspringt im Augenblicke wo sie geschieht, aus dem Hervorstreben einer Vorstellung (von dem nämlich, was als Ausweg aus einer Notlage dient). Jeder Mut will Freiheit gewinnen oder behaupten; die höchste Freiheit beim Menschen treffen wir an im freien Bewußtsein, im freiesten Spiel der Gedanken. Nun giebt es aber auch einen moralischen Mut, welcher sich gegen die Vorstellung sträubt, man könne den Willen durch bloße Kenntnis des Notwendigen einengen, ja wohl gar ihn durch die hieraus entspringenden Motive völlig bestimmen. Dieser Mut hauptsächlich verteidigt die Freiheit des Willens, welche darin besteht: im Menschen lebt etwas, was über alle Eindrücke, Furcht &c. sich erheben kann, was alle von außen kommenden Motive verschmäht, dieselben nur gelten läßt, wenn im Innern die Bestätigung erfolgt. Diese hoch zu preisende Eigenschaft des Menschen kann nur daher rühren und kommen, daß er sich selbst Motive schafft, welche keinen fremden Motiven nachgeben und die sich kein Stillschweigen auferlegen lassen. Lediglich hierauf gestützt, erklärt sich der Mensch für frei, das heißt, für einen solchen, den man niemals ganz binden, ganz einschließen könne, wie deutlich man ihm auch seine ganze Abhängigkeit von der Natur, vom Staate, vom Gesetze, von der Kirche, von Herkommen und Gewohnheit vor Augen stelle. Zu der hohen und sittlichen Freiheit muß aber der Mensch gelangen, wenn er einsehen und anerkennen soll, die Tiere haben ein Recht, daß wir einen Vertrag mit ihnen machen, in welchem ihre Rechte festgesetzt werden und sich überhaupt ihr ganzes Dasein, ihr Verhältnis und ihr Leben gründet.

Die Geschichte hat das Eigene, Handlungen der Menschen, welche einzeln genommen für frei gelten, als Tropfen in einem Strome darstellt, der ihnen seine Bewegung erteilt und sie mit sich fortzieht. Diejenigen, welche der Philosophie den Zutritt zu praktischen Dingen versperren, machen dadurch ihrer Freiheit Bahn. Freilich machen sich hierbei wesentliche Unterschiede der Ansichten bemerkbar.

Kant überließ alles Zeitliche, mithin auch das Treiben der Menschen, sofern es in jenem Strome schwimmt, der Naturnotwendigkeit; er fand die Freiheit nicht im Handeln, sondern im Willen, nicht im Sinnlichen, sondern im Übersinnlichen. Alles war Erscheinungsform bei ihm; das wahrhaft Seiende war sowohl unsern Sinnen als unserm Verstande unerreichbar; es sollte als Sitz der Freiheit von allem Grübeln unangetastet bleiben, damit die Begriffe von Schuld und Verdienst, die Voraussetzungen der Zurechnung, nicht von der Naturnotwendigkeit möchten verschlungen werden.

Was Kant zum Obersten machte, das stellte aber Hegel gerade in den unteren und niederen Rang. Außer seinen vier welthistorischen Reichen giebt es noch ein Heroenrecht zur Stiftung von Staaten; dies ist das absolute Recht der Idee, die sich verwirklicht durch göttliche Gesetzgebung und Wohlthat, Wahrheit und Recht. Die Völkergeister

haben ihre Wahrheit und Bestimmung in dem Weltgeiste, um dessen Thron sie als Vollbringer und als Zeugen seiner Herrlichkeit stehen. Staaten, Völker und Individuen haben zwar ihre Art von Wirklichkeit, deren sie sich auch bewußt, und in deren Interesse sie vertieft sind; allein zugleich sind sie unbewußte Werkzeuge des innern Geschäfts, wodurch der Weltgeist fortschreitet, indem er bei jedem Übergange sich seine nächst höhere Stufe vorbereitet und vorarbeitet. „In der Weltgeschichte erhält dasjenige notwendige Moment der Idee des Weltgeistes, welches gegenwärtig seine Stufe ist, sein absolutes Recht; und das darin lebende Volk und dessen Thaten erhalten ihre Vollführung, Glück und Ruhm.“ (Vergl. Hegels Naturrecht § 344, 345, 352 ff.) Freiheit der einzelnen, Zurechnung der Handlungen wird hier untergeordnet; die Naturnotwendigkeit aber, welcher alle Geschöpfe dienen ohne es zu wissen, ist zum Weltgeiste verklärt. Bei Kant und Hegel erblicken wir Versuche, Freiheit und Natur zu vereinigen. Die menschlichen Handlungen sollen als historische Gegenstände aufgefaßt, betrachtet werden, und dadurch verwandelt sich vor unsern Augen das Freie ins Natürliche; das Bewußtsein, worin der Wille sich selbst anschaut und bestimmt, wird ein Gegenstand, der sich und seinen Platz doch nicht ganz genau kennt, oft nicht weiß, wie ihm geschieht, wem er dient, was er bedeutet und wert ist, wie er sich in den verschiedensten Lagen und den Dingen gegenüber zu verhalten hat. Eben gerade wie die Menschen und die sonstigen Geschöpfe, welche, ohne es zu merken, von unsichtbaren Obern gelenkt werden.

Alle Geschichte hat ihren Schauplatz; alles Leben ist leiblich und geistig zugleich. Familien-, Dienst- 2c. Verhältnisse könnten ohne den Leib und ohne den Boden, auf dem er wandelt, nicht einmal gedacht werden. Mag also immerhin die Naturphilosophie dem praktischen (Interesse und) Bedürfnisse fremdartig scheinen: wer keine zerrissene Philosophie will, der muß auch dahinein einen Blick werfen.

Die naturphilosophischen Fragen hängen aber wieder unter sich zusammen. Man kann von dem Leibe (menschlichen sowohl als tierischen) überhaupt nichts Gründliches wissen, wenn man nicht zuvor weiß, was ein starrer Körper ist, und was in ihm vorgeht, wenn er flüssig wird 2c. Das leibliche Leben ist der Punkt, von wo aus das praktische Interesse in die Naturlehre hinübergreift. Schon dann geschieht eine beträchtliche Erweiterung dieses Anfangs, wenn wir den menschlichen und tierischen Körper als einen (Tier-) Leib im allgemeinen, und sodann wiederum das Tier als Organismus überhaupt ins Auge fassen und den niedern Tier-Organismus neben der Pflanze als Organismus betrachten. Damit jedoch das praktische Interesse willig folge, dazu wirkt ein außerordentlich starker Grund, der nur braucht genannt zu werden und welcher ist: Die Zweckmäßigkeit der ganzen Organisation(en) und der Organismen, sowie auch hauptsächlich die große und ganz allgemeine Ähnlichkeit in ihrem Bau, worin doch jedermann sogleich auf den

Gedanken eines Schöpfers würde geführt werden müssen, wenn ihm auch von Gott nie etwas gesagt worden wäre.

Endlich aber ist das Wirken ins Ganze, das was ein jedes Ding in dem allgemeinen Weltenplan erfüllen soll, zu wissen nötig, nämlich die Bestimmung. Sie äußert sich als ein Streben in der Sache selbst, das in sie gelegt ist, sich zu vervollkommnen und zu vollenden. Sie ist genau dasselbe, das Aristoteles das τελος nennt, und worunter er dasjenige versteht, was die Natur mit einem einzelnen Geschöpfe für das Ganze will.

Die wahre Bestimmung besteht in dem reellen Zusammenhang, d. i. dem von Ursache und Wirkung, wie die Dinge eines aus dem andern und sämtlich aus einem Höhern erzeugt wurden, und wie sie untereinander, wie sie für jenen Höhern in Wirksamkeit stehen.

Alle Schöpfung geht in Gott vor sich. Allein er giebt allem Geschaffenen auch ein Dasein in sich selbst, welches nicht das seinige ist und insofern kann man sagen ist die Schöpfung auch außer Gott, und dies eben ist der Begriff der Schöpfung.

Gott schuf die Welt zur Offenbarung seines Wesens und seiner Herrlichkeit, und daß er sie beherrsche; er schuf sie aber auch aus Liebe zu den Geschöpfen, damit sie seiner Seligkeit teilhaftig würden. Er wollte aber in dieser Offenbarung einen Stufengang, indem er zuerst die einzelnen Kräfte und Seiten seines Wesens in den Gebilden wiedergiebt, zuletzt in den Geschöpfen ihre Fülle und Verbundenheit, wie sie in ihm selbst ist. So schreitet die Schöpfung aufwärts von den Elementen zur unorganischen Natur, dem Organismus, dem Leibe, bis zuletzt zur Tierseele und zu dem geschaffenen Geiste, dem Menschen. Als allgemeine Unterlage gab Gott — wir wollen uns hier einmal so ausdrücken — daher seiner Schöpfung die Materie. Die Materie ist der Wille Gottes, der in der That selbst, nämlich im Geschöpf, fest und freiheitlos geworden ist; sie ist daher im Geschöpf die bloße Realität und Selbständigkeit ohne Wahl und Bewußtsein, die er sofort zur Freiheit und zum Bewußtsein erst erhebt. Die ganze Welt (und mit ihr Tier und Mensch) ist demnach verschiedenen Wesens von Gott, weil sie aus der vom Geiste Gottes geschiedenen Materie gemacht und erst in den Geist erhoben ist (ἑτεροουσια). Somit wäre die Materie Gott, als dem Geiste, gerade entgegengesetzt. Da sie aber als das Werk Gottes dennoch notwendig eine Reproduktion seines Wesens, das Abbild, die Offenbarung einer Kraft in ihm selbst sein muß, so ist sie die Offenbarung seiner Macht, gelöst von seinen übrigen Kräften. Die Materie ist daher unendlich wie seine Macht es ist. Aber in dieser Unendlichkeit ist sie noch nicht wirklich, noch nicht existierend, d. i. außer dem göttlichen Gedanken noch nicht zu einem gesonderten und selbständigen Dasein gelangt. Anders können wir uns auch keine Vorstellung von der unendlichen Materie machen, außer in Gott selbst, als seiner unendlichen Möglichkeit des Schaffens. Nur in dieser Möglichkeit ist sie auch noch ununterschieden — ein Wesen.

So wie sie aber Gott wirklich zum Dasein bringt, hat sie schon das bestimmte Gepräge an sich, nach der Stufe, in der Gott sich offenbaren will. In der Wirklichkeit giebt es eigentlich gar keine Materie, sondern nur materielle Dinge. Hier erst ist die Materie das Körperliche, d. i. was schon eine bestimmte Natur hat, konkret ist, und ein Dasein in sich selbst.

Das Körperliche hat vom Geiste die Realität, den eigenen Bestand und die Wirkung auf anderes.

Die Materie ist nicht etwas vom Geiste ganz Verschiedenes, Getrenntes; sie ist eben die Äußerung des Geistes. Die Geistigkeit besteht nicht darin, keine Berührung zur Materie haben zu können, sondern darin, die Freiheit über die Materie zu besitzen, d. i. mit der Gewalt sie hervorzurufen und wieder aufzugeben., seinen Willen zu materialisieren in eine Gestalt außer ihm oder nicht. Gott ist daher immateriell, obwohl er die Natur schuf, und sie sein Leib genannt werden könnte. Denn er schuf die Natur, sie gehört nicht zu seinem Dasein, er bleibt immer über ihr und kann sie aufheben.

Indem Gott im bloß Körperlichen sein eigenes Wesen wiedergiebt, entsteht das Organische. Die realen, stets aktuellen Kräfte werden hier zu bloßen (materiellen) Substanzen, denen bestimmte Kräfte innewohnen — zu Gliedern. Diese sind nun ineinander gewachsen aus einem heraus, wie jene Kräfte Gottes sich innerlich durchdringen. Ferner wird das Handeln zur regelmäßig wiederkehrenden Funktion. Ein Organismus ist aber um so höher, je reicher und entwickelter er ist. Nur die Persönlichkeit Gottes erklärt den organischen Zusammenhang in der Welt.

Wohnt dem Organismus ein Bewußtsein inne, dem er dienen soll, so ist er ein Leib. Die menschlichen und tierischen Körper sind Leiber, nicht aber die der Pflanzen. Erst der Leib ist das vollkommene körperliche Abbild der Persönlichkeit. Er ist wahrhaft geschlossen, alles zumal in Wechselbedingung, und er hat die Einheit des Hauptes, das alle Glieder beherrscht. Die Pflanzen hingegen, die keinem kreatürlichen Bewußtsein als Träger dienen sollen, die gleichsam noch nicht aus dem Schöpfer entlassen sind, die ganze Pflanzenwelt ist eigentlich nur eine große Symbolik. Denn jede Pflanze dient nicht einem Willen oder Geiste in ihr selbst, der sie in Bewegung setzte, sondern sie dient nur dazu, einen Geist außer ihr zu offenbaren, ihn sinnbildlich darzustellen.

Der Leib hat aber nach diesem seine Bedeutung nicht (ganz) für sich, er ist eigentlich nur, indem er Träger eines Bewußtseins — und wenn auch nur eines instinktartigen — ist, und sein Leben und Bewegen ist abhängig von der Seele, die ihn bewohnt. Er ist zugleich das Abbild dieses innewohnenden Geistes und das Mittel und Werkzeug (Organ) für denselben, sowohl im Ganzen, als in seinen einzelnen Bestandteilen.

Wie Gott das Dasein außer ihm nach seinem Bilde schafft, und das Geschaffene nach seinem Willen beherrscht, so ist auch der Leib des

Geschöpfes, obwohl ihn dieses nicht selbst geschaffen, dennoch in der Art eingerichtet, als hätte es selbst ihn nach dem Bilde seines innern Wesens hervorgerufen, und ist ihm gegeben, damit es ihn beherrsche und ihn als Mittel seiner Äußerung gebrauche.

Fichte sagt: „Qualität ist nicht zu denken, ohne daß sie eine quantitative Form bei sich führe." Weiter sei alles Reale — und ein solches ist doch der Geist, die Seele — nur zu denken, als schlechthin sich quantitierend zufolge seiner Qualität, d. h. dieser Qualität in allen ihren Bestimmungen nnd Veränderungen zugleich und ebenso unmittelbar ihren eigentümlichen quantitativen Ausdruck gebend. Jener quantitative Ausdruck — Formgestalt in Raum und Zeit — kann hier beim Geiste nur als ihre Leiblichkeit begriffen werden. Von ihrer Realität ist daher ihre Verleiblichung unabtrennlich und dieser Leib ist abermals nur das quantitative Raum- und Zeitbild ihrer qualitativen Eigentümlichkeit und ihrer wechselnden Zustände. Keine Seele (Geist) ohne ihr leibliches Abbild, keine Seelenveränderung ohne leiblichen Träger und ohne abbildliche Veränderung in demselben. Die Seele als veränderliches und bleibendes Trieb- und Gefühlsleben bildet sich nun in eigentümlichen Formgestalten, Organen, und wenn wir an die mancherlei Bewegungen des Leibes und namentlich des Gesichts denken, dem äußern Stoffleibe ein, der durch die Formenveränderung dann einen mimischen Ausdruck erhält. Daß übrigens die Leibesgestalt und Leibesveränderung lediglich das Abbild und die Wirkung der Seelenartung in ihrer eigenen Veränderung sei, lehrt die tägliche Erfahrung, sowie wir auch Bestätigung dafür namentlich durch die vergleichende Anatomie und Morphologie der Tierwelt, durch die Semiotik und Physiognomik der Menschengestalt von verschiedenen Seiten erhalten. Fortlage sagt: „Wir dürfen behaupten, daß der Thätigkeit des Empfindens in unserer Seele eine andere Thätigkeit bedingend vorangehe, welche wir nur als die raumsetzende bezeichnen können. Die Seele setzt oder produziert in jedem Augenblicke den Raum für ihre Empfindungen und erfüllt ihn im gleichen Augenblicke mit den Empfindungen, welche hineingehören. Dieser durchaus begrenzte Raum, in dem die Seele empfindet, kann ihr Empfindungsleib oder Seelenleib genannt werden." (Dasselbe meint Fichte mit „innern" Leib, welcher von der Seele selbst durch vorbewußte raumkonstruierende Phantasiethätigkeit produziert werde.) Insofern aber das den Raum der sinnlichen Anschauung hervorbringende Vermögen den Namen der anschauenden Phantasie (Einbildungskraft) verdient, kann er „Phantasieleib", „Einbildungsleib" heißen. Der Phantasieleib ist mathematischer Natur und geht den Empfindungen voran, die durch ihn erst möglich werden. Der tastbare Leib ist nicht von mathematischer, sondern von physikalischer Natur. Er besteht aus Stoffen, welche aber nur die Werkzeuge (Organe) der Empfindungen liefern und daher bringt die Seele die Empfindungen des Tastens und Sehens niemals am physikalischen Leibe, sondern am Empfindungsleibe hervor. Umgekehrt fließen alle Willensimpulse von

innen zuerst in den Phantasieleib und durch seine Vermittlung dann in den physikalischen Leib ein. Somit erscheint die Seele als das Gestaltende, als Formprinzip ihres Leibes. Wie sie anfängt, diesem Formenden die reale Wirkung auf die Stoffelemente anzuwenden, ist weiter die Frage, die so beantwortet werden muß: Es herrscht ein Weltgesetz, wonach alles Mächtigere, Stärkere, Höhere rc. das Schwächere und Niedrige durchdringt, anzieht und beherrscht, dasselbe assimiliert und so seine eigene Natur daran korporisiert; auch das Niedrige selbst strebt immer dem Höhern nach und zu. Dieses sehen wir sowohl im sozialen Leben als besonders in der Natur.

Dabei wird aber das Besessene, also das Niedrige, gewissermaßen über seine Natur erhoben und teilweise der Natur und des Wesens des Besitzenden teilhaftig und erfährt somit durch das Durchdrungensein vom Höhern eine Steigerung seiner Eigenschaften und seiner Wirkungsweise. Dies sehen wir aber in der höchsten Potenz im Geistesleben, sofern nämlich — wie wir es im System der Sinne bei den höhern Tieren und Menschen am deutlichsten beobachten können — alles, was nur in der äußern Natur an Kräften und Wirkungsweisen auftritt (als mechanisch-chemisch-dynamische, zwischen Körpern rc.) zur Idealität der Empfindung gesteigert wird. Wie vieles von dem Gesagten hat nun nicht Geltung für die Tiere und die nächsten und engsten Beziehungen auf dieselben?

Beim Haut- und Tastsinn sind es mechanische Verhältnisse der Körperlichkeit und Bewegung; von chemischer Beschaffenheit dagegen sind sie beim Geschmack und Geruch, und bei Gehör und Gesicht liegen gar die von den schwingenden Körpern ausgehenden schwingenden Medien der Empfindung zu Grunde. Man möchte sagen, daß das, was in den Sinnen, dasselbe sei, was in der Natur wäre; aber es ist nicht dasselbe, denn das letztere existiert in der Natur in äußerlich bewußter Objektivität und dann wird dasselbe durch die Innervation und durch einen nicht en détail erklärbaren geistigen Prozeß zur innerlichen subjektiven Empfindung erhoben. Auf diese Weise nur ist dasselbe, aber jetzt in gesteigerter Existenzform oder höherer Daseinsweise.

Die gemeinschaftliche Wurzel des Seelenlebens ist der sog. Instinkt, ein Trieb, dessen man sich erst nachträglich bewußt wird. Fichte nennt die Seele ein „instinktbegabtes Triebwesen", weil sie in unbewußter Antizipation und idealer Vorrausnahme schon besitzen muß, was sie werden soll, und was zu werden sie durch sich selbst und fremden Einfluß getrieben ist. Es muß ihr eben eine Tendenz innewohnen.

In betreff der Weltwesen überhaupt ist aber noch besonders zu bemerken, daß die erste und so zu sagen äußerliche conditio sine qua non alles Weltzusammenhanges und seiner Ereignisse, sowie der allgemeinen Möglichkeit des Aufeinanderwirkens und der gegenseitig zu bewirkenden Veränderungen der Weltwesen in erster Instanz auf der ihnen allen gemeinsamen Existentalbedingung beruht: raumsetzende (also sich ausdehnende) und zeitsetzende (also dauernde) Kraftwesen zu sein. Ohne

diese beiden Bedingungen wäre es überhaupt nicht begreiflich, wie die Weltwesen für einander und sich gegenseitig offen stehen, gewissermaßen sich Blößen geben und einander zu wechselseitigen Kraftwirkungen anregen und durch welche Aufeinanderwirkung sie zum Bestehen geeignet sind. Durch Ausdehnung existieren sie für einander, durch Dauer beharren sie in sich selbst. Außer dieser äußern Bedingung herrscht noch ein innerlicher harmonischer Zusammenhang, infolge dessen sich ein geschlossenes System quantitativ und qualitativ sich bildender, fortdauernder, erhaltender Weltwesen, mit einem Worte ein Weltganzes (Kosmos) bildet. (Vergl. Leibnitz, prästabilierte Harmonie, dazu.) Der Weltzusammenhang, diese kausale Weise, ist freilich metaphysicher Natur, er überschreitet einfach das menschliche Denken und wird deshalb von uns weder ausreichend zu erklären noch zu fassen sein.

Was Gott bewogen hat, die Welt zu schaffen, entnehmen wir aus Psalm 136, 5. 6.: Der die Himmel ordentlich gemacht hat; denn seine Güte währet ewiglich 2c." Gottes Güte ist seine Liebe, welche den Geschöpfen (unverdiente) Wohlthaten erweist oder erweisen will. Die Schrift spricht noch von vielen Zeugnissen des Daseins Gottes, der göttlichen Güte, Weisheit und Allmacht in der Natur. Sie lehrt uns auch, aus dem Dasein der Welt auf das Dasein Gottrs schließen. Hebr. 3, 4: Ein jegliches Haus wird von jemand bereitet, der aber alles bereitet, das ist Gott. Sie preist Psalm 104 und an vielen andern Stellen die Welterhaltung als Werk derselben Güte, weshalb es sogar gottlos ist, selbst in dem Pflanzenreiche Schaden anzurichten, weil auch (nach Sprüche 12, 12 und Psalm 104, 24) selbst das Pflanzenreich die Weisheit Gottes offenbart. Die Schrift schaut sehr richtig in allen einzelnen Geschöpfen, leblosen und lebendigen, vernunftlosen und vernünftigen eben so viele Verkündiger der göttlichen Güte, Weisheit und Allmacht. Psalm 19, 2—4. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes 2c." Hiob 12, 8. 9. „Rede mit der Erde 2c." Sprichwörter 3, 19. „Der Herr hat die Erde 2c." Welche hohe Stellung übrigens die Tiere in der Weltschöpfung einnehmen, geht aus der Stelle Psalm 104, 30 hervor, in welcher es heißt: „Du lässest aus deinen Odem, so werden sie (nach dem Zusammenhange nämlich Menschen und Tiere) geschaffen." Sie werden also geradezu neben den Menschen und als von Gottes Odem ausgegangen, hingestellt.

Gott bedarf des Menschen nicht, er bedarf überhaupt keiner Kreatur zu seinem Bestehen. Anders dagegen verhält es sich mit dem Geschöpf: Es besteht nur durch andere Geschöpfe, die Gottes Diener und Werkzeuge sind, im letzten Grunde also durch den allmächtigen Gott. Hiob 10, 12 heißt es deshalb: „Dein Aufsehen bewahrt meinen Odem." Die Schrift weist auch auf die Veränderung und einstige Vervollkommnung aller Wesen und namentlich auch der Tiere hin. Darüber spricht sich der 102. Psalm aus: „Sie werden vergehen 2c." Dieser Ausspruch redet zunächst von den Veränderungen, welche die großen Weltkörper

einst durch die Allmacht Gottes erfahren werden. Genauere Aufschlüsse giebt uns darüber das neue Testament, das von einstigen großen Veränderungen im Reiche des Sichtbaren Zeugnis giebt. Diese einstigen Veränderungen beschreibt die christliche Offenbarung als ein Fortschreiten vom Unvollkommnen zum Vollkommnen. Römer 8, 21: „Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes." 1. Kor. 13, 12: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort ꝛc." Die Schrift läßt mit ihrem Worte der Verheißung ahnungsweise in eine Zukunft blicken, in welcher alle Geschöpfe und Wesen auf freiern Bahnen einst einer höhern Vollendung entgegenreifen. Die Wandelbarkeit des Irdischen, das Entgegenreifen, das Sichverwandeln und Vorwärtsgehen des Geschaffenen geht aber auf Gott, in welchem wir nur leben und sind, zu und von dem es Psalm 102 heißt: „Du aber bleibst wie du bist."

Beim Werke der Schöpfung hat Gott in jegliche Kreatur die Kraft gelegt, ihr Geschlecht fortzupflanzen; aber nur durch seinen Willen empfängt jede Kreatur durch ihre Erzeuger ihr Dasein („Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen"). Das Dasein jedes Einzelnen ist also ein Gnadengeschenk seiner Hand. Jeder Einzelne hat zu sprechen mit Hiob, aber auch von jedem Tiere gilt das Wort, das dort (Hiob 10, 11. 12) geschrieben steht: „Du hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen und Adern hast du mich zusammengefügt; Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem." Gott sorgt für alles und „du erneuerst die Gestalt der Erde." Psalm 147, 9 heißt es: „Gott giebt dem Vieh sein Futter, den jungen Raben, die ihn anrufen." Psalm 104, 13—15: „Du feuchtest die Berge von oben her; da machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest ꝛc." Psalm 145, 15, 16. „Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf und erfüllest alles was lebt mit Wohlgefallen." Gott giebt also nicht allein allen Bewohnern der Erde ihr Leben und Dasein, er giebt auch allen einzelnen Geschöpfen dasjenige, was sie zu ihrem Bestehen bedürfen. Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, heißt es in dem frommen Verse. Aus diesen Worten geht unzweifelhaft die Existenzberechtigung der Tiere ganz besonders und evident hervor. Gott will, daß sie leben und fortbestehen zu seiner Ehre und zu ihrer Lust und Freude. Er hat sogar mehrere bestimmte Gebote darüber gegeben, daß sich auch die Tiere auf der Erde und der Gaben auf derselben freuen sollen. Dazu versorgt er sie selbst reichlich und täglich und schützt sie auch vor Übeln. Ja noch mehr, er hat sie auch in den Stand gesetzt, für sich sorgen zu können, sowie sich auf die mannigfachsten Arten zu schützen und zu hüten.

Alle Tiere freuen sich ihres Lebens und sie haben ein Recht dazu, denn Gott hat sie hierfür bestimmt, sich ihres Lebens zu erfreuen und

dadurch ihren Schöpfer zu loben und zu preisen. Bei den Tieren namentlich ist in gewisser Hinsicht das Leben das höchste Gut und wer ihnen dasselbe nimmt, nimmt ihnen alles. Jedenfalls ist der strafbar, der ihnen das Leben aus Übermut, Leichtsinn, Rohheit und ohne ausreichenden Grund, oder in unbarmherziger, grausamer Weise nimmt. Auch hierauf hat die Drohung: „Wer Menschenblut vergießt ꝛc.“ Neben- oder Seitenbeziehungen. Überhaupt wird es meistens für den Menschen unangemessen sein, dem Tiere sein Leben zu nehmen, und nur in den ausnahmsweisesten Fällen wird die Menschheit dies für erlaubt und geboten anzusehen haben. Je höher das Menschengeschlecht in sittlicher Beziehung steht, desto weniger und seltener wird es Erlaubnis dazu geben resp. die Ausführung in der angemessensten Weise fordern. Auch das Tier ist Gottes Werk; dasselbe trägt ebenfalls in gewisser Hinsicht und in bestimmtem Grade das Bild seines Schöpfers, es hat auch Gottähnlichkeit. Als Bild aber und Eigentum Gottes, seines Schöpfers, Vaters und Herrn, hat es ein bevorzugtes Recht — neben vielen andern Rechten — zu leben und sich seines Daseins zu freuen, und wer ihm diese Rechte vermindert, verkümmert oder gar nimmt, begeht ein sehr großes Unrecht. Überhaupt schon ladet jeder einen schweren Vorwurf und harte Verantwortung auf sich, der einem Tiere ein Leid zufügt, und deshalb haben auch die Tiere ganz bestimmt ein Recht auf den Schutz besserer Menschen, und wie es Pflicht eines jeden Menschen ist, der Unschuld, Not, den Verfolgten, Kranken, Schwachen, Hilflosen ꝛc. beizustehen, so ist es Recht und Pflicht guter Menschen, die Tiere zu lieben, sie zu schützen und ihnen nach allen Seiten Beistand und Hilfe zu leisten, und somit haben die Tiere ein Recht auf den Menschenschutz im allgemeinen und auf den Tierschutz-Verein im besondern. Edle Menschen thun wohl, die Tiere in Schutz zu nehmen gegen manche Händler, Fleischer ꝛc. sowie ganz besonders gegen die Anhänger der grausamen und unmenschlichen Vivisektion.

Ein Vernunftwesen — wie der Mensch —, das sich fortwährend vervollkommnet, ist (ganz im allgemeinen schon) unaufhörlich hinter dem Maßstab zurück, den es an sich selbst anlegt. Ganz besonders gilt aber der Satz mit Bezug auf die Tierwelt, sowie auf unser ganzes Verhältnis zu derselben und namentlich auf die Rechte, welche wir bis jetzt den Tieren zugestanden haben. In diesem Falle ganz besonders ist die Menschheit zurück. Möge sie bald in dieser Hinsicht einen höhern Maßstab anlegen und nach demselben allgemein messen.

Auch die Tiere stehen unter dem Gesetze, welches Gott seiner ganzen Schöpfung eingeschrieben hat, und danach haben sie ganz besondere und bestimmte Rechte, die wir in unserm Herzen, in den allgemeinen und besondern Offenbarungen, in der heiligen Schrift ꝛc. geschrieben und aufgezeichnet finden. Dies göttliche Gesetz hat Gott den Menschen in das Herz geschrieben (Römer 1, 21. Römer 2, 14. 15); weil aber die Menschen durch die Sünde die deutliche Erkenntnis dieses Gesetzes verloren

hatten, so hat er uns noch außerdem die zehn Gebote und für unsern Fall speziell das 5. Gebot „du sollst nicht töten" gegeben. Sicherlich sind in der Vorschrift „du sollst deinen Nächsten lieben" die Tiere ebenfalls mit einbegriffen. Die Schrift nimmt auch des Öftern ganz besondere Rücksicht auf niedere Geschöpfe. Sie sagt Hebräer 4, 13: „Und ist keine Kreatur vor ihm unsichtbar". Damit sagt sie keineswegs nur, daß alles bloß und entdeckt vor seinen Augen sei, sondern sie sagt auch hauptsächlich, daß er der Kreatur angehöre, ich bin dein, und das heißt: Ich gehöre dir an mit meinem Herzen, mit meiner Liebe, mit meinen Gütern, mit welchen ich dir Gutes erweisen und thun will, mit einem Wort, ich will dein Gott sein. Was das aber heißt erklärt uns Jerem. 32, 41: „Und soll meine Lust sein, daß ich ihm Gutes thun soll." Es ist also Gottes Lust, allen Geschöpfen Gutes zu thun, weshalb auch sein Wort spricht 1. Joh. 4, 16: „Gott ist die Liebe." Und damit wir die göttliche Liebe gegen uns und namentlich auch gegen die Tiere, die er uns und ihnen täglich erweist, nicht leichtsinnig vergessen, erinnert uns der Prophet in der Stelle Klagel. 3, 22. 23 daran: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu." Die Güte und Barmherzigkeit also läßt alles leben. Mithin existieren die Tiere aus demselben Grunde wie die Menschen und sie haben deshalb ganz bedeutende und wesentliche Rechte neben und mit uns. Die Tiere haben ferner Rechte durch den Nutzen, den sie gewähren, und die ihnen der moralisch gebildete Mensch nicht versagen und schmälern kann und will. Sie haben aber hauptsächlichste Rechte durch die (wenn auch nur weitere) Gottesgemeinschaft, in welcher sie sich zu dem Höchsten befinden, und welche sich ausspricht in ihrer Scheu, Furcht, Dankbarkeit, Liebe 2c. (Keinen Tropfen Wasser nimmt das Huhn, ohne einen Blick zum Himmel aufzuthun.) Auch das Tier soll noch einmal später in ein anderes, näheres, engeres, innigeres, einigeres, erhöhtes Verhältnis zu Gott treten, in eine Erlösung, wie deutlich aus dem Worte des Apostels hervorgeht: „Auch die Kreatur sehnt sich mit uns noch immerdar." Giebt es wohl ein höheres Recht, welches Tiere überhaupt besitzen und erwerben könnten? Auch sie sollen einstens noch mehr in eine Kindschaft und selige Gemeinschaft mit (und zu) ihrem Schöpfer treten. Auch der Entwicklung und höhern Vervollkommnung gehen sie entgegen und erlangen dadurch auch eine höhere Beseelung und größere Beseligung.

Auf dieser Erde bereits hat Gott die Tiere in engere Gemeinschaft mit den Menschen gesetzt und vielfache Beziehungen zwischen beiden geschaffen; ja oft hat er geradezu das Tier dem Menschen an die Seite gesetzt. In einem Punkt z. B. hat er dem Tiere gleiche Rechte (wenn er dabei natürlich vom Menschen höhere Pflichten fordert) verliehen, nämlich hinsichtlich der Ruhe des Sonntags: Gott ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken und segnete den Tag. Er befahl an diesem Tage Ruhe von der Arbeit und legte einen besonderen Segen auf denselben.

Dieses Segens werden wir teilhaftig, wenn wir ausruhen von unsern Mühen und Arbeiten. Diese Wohlthat der Ruhe genießt mit Recht das Tier in vollstem Umfange, und der Segnungen der Sonntagsruhe wird das Tier teilhaftig, nach göttlichem und menschlichem Rechte. Dieses Recht ist ihm in unsern Tagen verbürgt und auch bereits im alten Testamente heißt es 2. Moses 20: „Da sollst du kein Werk thun, noch dein — — Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling ꝛc.“ Also das Tier kommt bei den Juden noch vor dem Fremdling, der doch ein Mensch ist.

Ferner haben die Tiere ein Recht auf ihre Förderung unserseits. Wir sollen machen, daß auch das Tier in seinem leiblichen Wohle weiter komme. Wir sollen an das Wort Sprüche 12, 8 denken: „Eines weisen (guten) Mannes Rat wird gelobt. Ein solcher Mann hat gute Zwecke und wählet gute Mittel.“ Daß wir der Tiere Wohlergehn in (leiblicher und seelischer Hinsicht) befördern ist ein guter Zweck, welcher hier zur That werden muß. Dies wird er, wenn wir die Ermahnung des Petrus befolgen (1. Petr. 4, 10): „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.“ Indem wir helfend und dienstfertig gegen die Tiere sind, befördern wir ihr Wohlergehen. Auch nach dieser Seite hin ist die Vorschrift Epheser 4, 32 zu erfüllen: „Seid freundlich und herzlich.“ Gewiß tritt auch in diesem Verhältnisse die Forderung an uns, welche der fromme Vers an uns stellt: „Daß ich, dem Nächsten beizustehn, (und auch die Tiere sind unsere Nächsten) nie Fleiß und Arbeit scheue, mich gern an andrer Wohlergehn ꝛc.“ Auch leidet ohne Zweifel das folgende schöne Wort von Schiller Anwendung:

An andrer Glück sein eignes finden,
Ist edler Seelen Seligkeit,
Doch selbst der andern Wohlfahrt gründen,
Zu frohem Dank ihr Herz entzünden,
Ist göttliche Zufriedenheit.

Und wenn wir selbst die Tiere als unser Gut ansehen dürfen, so haben dieselben immer ein Recht und einen Anspruch darauf, daß unser Herz gegen sie mit Liebe und Wohlwollen erfüllt ist, und namentlich hat dann auch das Gebot Giltigkeit: „Ehre den Herrn in deinem Gut.“ Weiter haben die Tiere dann auch ein Anrecht auf die Erfüllung des Wortes 1. Petr. 4, 10: „Dienet als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ Gottes Gnadengeschenke sind mancherlei Art, zu ihnen gehört auch unser irdisches Gut, wir sollen Haushalter darüber sein; das sind wir, wenn wir dem Allgemeinen damit dienen. Wenn nun die Tiere unser Gut sind, also uns angehören, so haben wir erst recht die Pflicht, andere Güter zum Dienst und zu gunsten und zum Nutzen der Tiere anzuwenden. Gott sorgt oft durch die Menschen für die Tiere. Anderseits hat auch das Tier, als Gut des Menschen, als Angehöriger desselben, das vollste Recht auf Abwartung und Pflege, Schutz und Hilfe von seiten des Menschen und im besondern von seiten seines Herrn: es

kann fordern, bei seinem Herrn bleiben zu wollen und genießt die Segnungen und den Schutz des 10. Gebotes, wo es heißt, „du sollst dem Nächsten nicht sein Vieh abspannen 2c." Wie der Herr Recht auf sein Tier hat, ebenso hat auch das Tier Rechte auf den Herrn und an den Herrn.

Nach dem Worte Gottes ist der Mensch allerdings zum Herrn über die ganze niedere Schöpfung gesetzt. Aber auch gerade in dieser Hinsicht soll er das Bild Gottes darstellen. Wie der Herr Himmels und der Erde das ganze Reich der Schöpfung regiert, so soll der Mensch mit Weisheit und Liebe sein Regiment über die niedere Kreatur führen. Er darf sich das Tier unterthänig machen zu Dienst und Arbeit, denn Gott sprach 1. Mos. 1, 26: „Lasset uns Menschen — die da herrschen 2c." Dadurch jedoch, daß uns Gott die Macht und Herrschaft über die Tiere gegeben, haben wir zugleich die größte Pflicht, uns derselben freundlich anzunehmen, für sie zu sorgen, sie zu lieben und zu schützen.

Um 1. Joh. 4, 19. 20 „Lasset uns ihn lieben 2c." zu erfüllen, gehört nicht allein, daß wir unsern Bruder lieben; sicherlich gehört auch die Liebe zu unsern Neben- und Mitgeschöpfen, den Tieren hierher, denn wer sie nicht liebt, hat überhaupt ein rohes Gemüt und kann eben so wenig seine Mitmenschen aber sicherlich noch viel weniger Gott lieben. „Barmherzig und gnädig ist der Herr 2c."; so sollen auch wir uns gegen die niedern Geschöpfe erweisen. Ein solches Verhalten und solche Handlungen machen unserm Herzen Ehre, die Unterlassung derselben oder gar Bosheit gegen sie gereicht uns zur Schande, und zieht den Verlust der göttlichen Gnade für uns mit Recht nach sich. Das Gebot Hebr. 13, 16: „Wohlzuthun nnd mitzuteilen 2c." erstreckt sich sicherlich auch auf die Tiere. Gute und barmherzige Menschen, ja ganze Vereine kommen diesem Gebote willig und aus freien Stücken nach. Spr. Sal. 12, 10: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig." Was uns der Herr im 23. Psalm ist, das sollen wir Menschen den Tieren sein; wie wir vertrauensvoll zu dem Herrn aufblicken können, so sollen und müssen auch sie es zu uns können. Die Kluft zwischen dem Gotte über uns ist vielleicht viel größer als die Kluft zwischen uns und den Tieren neben uns. Das Gebot Psalm 118, 1: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich 2c." bethätigen wir erst, wenn wir auch gut gegen die niedere Schöpfung sind. Wie wir die Versicherung erhalten haben Psalm 50, 13: „Rufe mich an in der Not, so will ich 2c." so sollen auch die Tiere (wenn sie uns anrufen und anflehen), durch uns Errettung und Hilfe aus ihrer Not finden. Wenn wir weiter bitten nach Psalm 137: „Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen", und wenn wir nach dem Worte handeln und thun, und uns von seinem guten Geiste auf ebener Bahn leiten lassen wollen, so gehört unbedingt dazu, daß wir uns aller seiner Geschöpfe, die er zu seinem Ruhm und Preis und zu seiner Ehre geschaffen hat, annehmen. Diese Fürsorge lehrt er uns in verschiedenen Vorgängen, sowie namentlich durch

sein Beispiel. Während der Krankheit der Tiere — und natürlich auch sonst — müssen sie gepflegt und Mittel, welche die Krankheit zu heben geeignet sind, angewendet werden. Schutz vor Kälte und Hitze, frisches Wasser, Bewahrung vor Unfällen aller Art muß ihnen gewährt werden; überhaupt muß die Vernunft des Menschen den Tieren, welche einen weniger ausgebildeten Verstand besitzen, zu gute kommen.

Nach 1 Moses 9, 3: „Alles was sich reget und lebet, das sei eure Speise", darf der Mensch das Tier töten, um sich vor ihm zu schützen, oder seine Nahrung und Kleidung von ihm zu nehmen; aber er soll jede Qual dabei vermeiden und kein Tierleben unnötigerweise zerstören (5 Mos. 22, 6: „Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest mit Jungen oder Eiern, so sollst du nicht rc."); er soll auch namentlich das Tier, das ihm Nahrung und Speise darreicht und zur Erwerbung des täglichen Brotes behilflich sein muß, gewissenhaft pflegen und warten. 5 Moses 25, 4: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden." Er soll sich aller Unbarmherzigkeit gegen jedes Tier auf das Strengste enthalten. 5 Moses 22, 4: „Wenn du deines Bruders Ochsen oder Esel fallen siehst auf dem Wege rc." Hierbei ist freilich auch nicht die fast abgöttische Zuneigung zu Lieblingstieren zu vergessen, die sogar oft mit hartherziger Vernachlässigung der Menschen verbunden ist. An mancher Thüre wird der Arme schnöde abgewiesen, während im Hause das Lieblingstier die besten Bissen empfängt. So soll und darf es freilich nicht sein.

Und ebenso soll der Mensch erhaltend und pflegend unter der leblosen Schöpfung schalten und walten. 5 Moses 20, 19 heißt es: „Du sollst die Bäume nicht verderben". Sprüche 12, 12: „Des Gottlosen Lust ist Schaden zu thun." Auch das ganze Dasein der niedern Kreatur ist voll von den Zeugnissen der göttlichen Größe und Herrlichkeit (Psalm 145: „Aller Augen warten rc." Matth. 6, 26: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an rc." Matth. 6, 28: „Schauet die Lilien auf dem Felde an rc.") und eine reiche Quelle göttlichen Segens für den Menschen; sie harret, obwohl unbewußt, mit den Menschen eines Zustandes höherer Entwicklung und Vollendung, wie wir bereits aus Römer 8 gesehen: „Denn das ängstliche Harren rc." Von Christo dem Herrn auch und den heiligen Männern Gottes sollen wir auch lernen, an der leblosen und niedern Kreatur unsere Freude zu haben (Matth. 6, 26—30; Psalm 104; Psalm 111, 2).

Lehrer namentlich sollen ernste Worte reden gegen Tierquälerei und Baumschänderei. Unsere Zeit kennt oft wenig Erbarmen mit Tieren und Pflanzen. Der Heide Plutarch verlangt, man solle Wesen, die Leben haben, nicht wie Gerät behandeln, das man, wenn es zerbrochen oder abgenutzt ist, verächtlich auf die Seite wirft. Er sagte sogar, daß er sich nie dazu entschließen würde, einen alten Arbeitsochsen zu verkaufen. Halten wir unsere christliche Zeit dagegen!

Keinem Tierlein thu ein Leid,
Sieh', in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern,
Führt es zu dem Grashalm hin,
Daß es ißt nach seinem Sinn 2c.

Im Weg das Krümchen Brot
Tritt nicht mit deinem Fuß,
Weil's in des Hungers Not
Ein Tierlein finden muß 2c.

In wie viel Lob- und Dankliedern sprechen es die frommen Dichter mit Recht aus, daß Gott der Hüter aller Geschöpfe, der Erhalter aller Dinge, der Geber aller Güter und Gaben, sowie der Herrscher der Welt ist, der große Dinge thut an uns und allen Enden. Joh. Jak. Schütz singt: „Es danken dir die Himmelsheer, o Herrscher aller Thronen, und die auf Erden, Luft und Meer in deinem Schatten wohnen, die preisen deine Schöpferkraft 2c. Was unser Gott erschaffen hat 2c.“ Paul Gerhard dichtet: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städte, Felder, es schläft die ganze Welt. — So kommet vor sein Angesicht mit jauchzenvollem Springen 2c. Mit Mutterhänden leitet er 2c.“ Wie eine Henne über ihre Küchlein die schützenden Flügel breitet, so schützt Gott mit seiner Gnadenhand auch alle Tiere. Jesaias 6, 3 sagt aus, daß er sie auch zu seiner Ehre geschaffen. — „Alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Wesen und Geschöpfe, zu Gottes Ehre geschaffen, haben sicherlich auf dieser Erde Rechte und Anspruch auf Achtung, weil ihnen Gott verschiedene Bestimmungen gegeben hat, die wir respektieren und zu deren vollständiger Erfüllung wir mit helfen müssen. Viele Stellen belegen das, so z. B. Hebr. 3, 4, in welcher es heißt, das Gott das große Haus bereitet hat, in welchem er natürlich den Tieren eine bestimmte Stelle angewiesen und dieselben danach mit bestimmten Rechten versehen hat. Andere Stellen rühmen die weisheitsvolle Ordnung in seinen Werken, sowie das Wundervolle: „Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke.“ Und in der That zeigen auch ganz besonders die Tiere das wunderbare und tief geheimnisvolle Walten in der Werkstätte des Höchsten.

Auch seine fortgesetzten Segnungen, die er der Welt zu teil werden läßt, erstrecken sich namentlich mit auf die Tiere. Sie läßt Gott ganz besondern und hervorragenden Anteil an denselben nehmen, was aus ihrer ganzen Anlage, Organisation, Lebensweise 2c. hervorgeht. Daß sie Teil haben an den dargebotenen Gaben, erkennen wir aus Apostelgesch. 14, 17: „Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen 2c.“ Hierbei macht er uns aber mit zu seinen Gehilfen und zu seinem Werkzeuge; ja er überträgt uns teilweise solche Geschäfte selbständig, und gerade wie Gott als der über uns Stehende uns ernährt und versorgt, so haben wir die Pflicht,

als Höherstehende für die Tiere zu sorgen. Dies liegt im Prinzip der Weltordnung, es ist die natürliche Konsequenz der allgemeinen Einrichtung und entspricht den Natur- und Weltgesetzen. Dies erfordert der Bestand auf unserer Erde, wie nicht minder die prästabilierte Harmonie diese Forderung mit enthalten muß. Es bergen diese Bestimmungen bereits die Urgründe, Urgesetze, Urzwecke der Schöpfungen und Natureinrichtungen.*)

Nach der Descendenzlehre (Transmutationslehre) nehmen die Tiere eine ganz bevorzugte Stellung ein. Hier werden sie auf eine sehr hohe Stufe gestellt; ja sie erhalten von hier das oberste Recht. Die Naturwissenschaften räumen den Tieren (den Organisationen von ihrer Beschaffenheit) ausschließlich den obersten Platz und ersten Rang mit allen ausschließlichen und unbedingten Vorzügen und Rechten ein. Gewiß aber auch haben die Tiere Wissen und Verstand. Freilich ist derselbe in einen engern Rahmen gefaßt, enger sind hier die Grenzen gezogen und von geringerer Weite ist sein Umfang. Aber auch sehr in Wahrheit und bezeichnend singt vom Menschen Tobias Klausnitzer: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet."

Bereits jetzt wollen wir die Seelenwanderung in die Tiere streifen und dabei erwähnen, daß dieser Lehre ein beachtlicher Sinn und tiefer (und glücklicher) Gedanke zu Grunde lag. Ebenso hatte der Tierdienst eine tiefere Bedeutung; aber sogar auch schon nach seinern äußern Seite war dieser Dienst recht gut und sehr wohl geeignet, den Tierschutz zu fördern.

Zwei Gesetzen aber hat Gott der Herr seine Geschöpfe unterthan gemacht. Erstens heißt es Psalm 104 vom Tier: „Du machst Finsternis — und ihre Speise suchen von Gott." Zweitens steht eben daselbst: „So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und sein Ackerwerk bis an den Abend." Und zu Adam hat Gott gesagt: „Im Schweiße deines Angesichts ꝛc." Die Geschöpfe Gottes müssen also die ihnen verliehenen Kräfte gebrauchen, um der Mittel ihres Bestehens teilhaftig zu werden. Das ist Gottes Gesetz und Ordnung. Freilich muß nach 1 Moses 1 und 9 die niedere Kreatur dem Menschen dienen bei seinem Werke und seiner Arbeit, und auch wiederum muß die niedere Kreatur sich gegenseitig dienen zu ihrer Erhaltung. Allen aber, Menschen und Tieren dient zur Erhaltung die Erde mit den ihr wirksamen und den auf sie einwirkenden Kräften. Psalm 104 redet ausführlich hiervon, und wie im Haushalte des menschlichen Hausvaters ein jeder Hausgenosse sein Werk und seine Arbeit hat, nicht allein sich selbst, sondern auch allen übrigen Hausgenossen zu Nutz und Frommen, so müssen auch die Hausgenossen im großen Haushalte Gottes für einander thätig sein. Es ist also eine Ordnung der göttlichen Welterhaltung und ein Gesetz Gottes,

*) Allbekannt zudem ist das Wort:
Die Natur ist vollkommen und schön überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

daß alle Geschöpfe nach ihren verschiedenen Kräften und Gaben einander dienen. In dieser Ordnung hat nun jedes Geschöpf seine bestimmte Stelle. Über den ganzen sichtbaren und unsichtbaren, tausendfältig verschlungenen Verhältnissen, Kreisen und Arbeiten, Ringen und Kämpfen, bewußter und unbewußter, freier und unfreier Kräfte aber waltet die erhaltende Kraft Gottes, die immerfort wirkend, (Joh. 5, 17: „Mein Vater wirket bisher ꝛc.)“ als ein belebender, befruchtender, segnender Odem durch das ganze Reich des Geschaffenen geht, und ohne welche alle Thätigkeit der Kreatur eine eitle und vergebliche sein müßte.

Ich habe es nun nicht versucht, die Rechte der Tiere wie Perlen auf eine Schnur aufzureihen. Das Recht derselben muß sich vielmehr aus der ganzen Stellung — das ist ihr Verhältnis zu Welt und Menschen namentlich — ergeben; hieraus werden sich mit Notwendigkeit ihre Rechte ergeben müssen. Je höher aber jene sind, desto größer müssen diese sein. Die höchste Stellung aber, welche die Tiere einnehmen, dürfte sich aus folgenden Auseinandersetzungen ergeben: Natur, natura, kommt her von nascor, natus sum, ich bin geboren, wie der griechische Name der Natur φύσις, von φύω, ich bilde, wachse. Es bezeichnet also Natur das Bildende, das aus sich Hervorwachsende, das sich ewig Umgestaltende oder auch Umbildende, oder die Bildung selbst, welches Wort sowohl das schon Gebildete als den Hergang des Bildens anzeigt. Das Charakteristische der Natur also ist ein ewiges Werden, und wenn der Dichter sagt:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt uns mit geheimnisvollen Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget in dauernden Gedanken,

so ist dies der Ausdruck des Wesens der Naturerscheinung.

Betrachten wir eine Pflanze, so werden wir die einfachste Form ihrer Erscheinung aufzusuchen haben. Als diese kann aber nur der erste zarteste Keim des Samenkorns angesehen werden: Diese erste, einfachste Form tritt auf in der indifferentesten Gestalt als Kugel, ebenso in der indifferentesten Konsistenz als flüssig, durchdrungen vom Wasser, ja oft hauptsächlich daraus bestehend. In dieser Einheit sehen wir dann weiter, wie in fortschreitender Entwicklung und Lebensthätigkeit eine innere Gliederung anhebt. Der Gegensatz zwischen einem Äußerlichen und einem Innerlichen bedingt die Bildung der Samenhüllen und des Kernes. Wenn das Samenkorn sodann von der nährenden und fruchtbaren Erde aufgenommen wird, so beginnt eine neue, höchst merkwürdige Reihe von Teilungen, Gliederungen und Entwicklungen. Die Betrachtung belehrt uns aber, daß viele der scheinbar verschiedensten Gebilde der Pflanze nur Metamorphosen einer und derselben Grundform sind, daher ergiebt sich auch die Möglichkeit einer zurückkehrenden oder voraneilenden Umbildung einer Form in die andere, z. B. verwandeln sich Kelchblätter in Blumenblätter ꝛc. Wir erkennen zuletzt, daß in der Gesamtheit der Pflanzen

mit der ungeheuern Mannigfaltigkeit ihrer Gattungen und Arten doch eigentlich nur alle die einzelnen Organe und alle die einzelnen Bildungsstufen auseinandergelegt und besonders dargestellt sind, welche in der Einheit der einen vollkommenen Pflanze sich hervorthun. Die eine vollkommene Pflanze, die Ur-Pflanze, steht so als eine Einheit gegenüber der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt überhaupt, und wenn man auf der einen Seite metaphorisch sagen kann, die Pflanzenwelt sei die zerlegte, auseinandergenommene Urpflanze, so muß man auf der andern Seite auch zugestehen, daß die gesamte Pflanzenbedeckung der Erde nur Glieder und verschiedene Entwicklungsstufen eines einzigen Organismns ausmachen. Diese Betrachtungen werden sodann sehr wichtig für die Darstellung des Gesamtverhältnisses der Natur überhaupt, und es führt sicher zu den interessantesten und ersprießlichsten Beziehungen, wenn wir in dieser Richtung mit Besonnenheit und Stetigkeit vorwärtsgehen, denn wir werden dann erkennen lernen, daß es mehr als ein Gleichnis ist, wenn ein Schriftsteller ausspricht: „Die Natur ist nichts, als der reich aufgeblätterte erweiterte Mensch, in welchem jeder Trieb, jede Leidenschaft, jedes innere Vermögen, jede geistige Kraft, jede Gestalt seines Lebens zu einem stehenden Körpergepräge geworden ist." (Anderseits heißt es vom Menschen, er ist ein planetarischer Auszug oder terrarischer Extrakt [Fichte, Schelling, Hegel]. Oder: Der Mensch ist der Inbegriff aller Schöpfung, der Kreuzungspunkt alles Kreatürlichen. Er ist der Mikrokosmus im Makrokosmus [Lotze].) Es sei hierbei vorläufig auf die engen Beziehungen und auf die nahe Verwandtschaft zwischen allen Schöpfungen aufmerksam gemacht. — Wir finden in der Natur eine Neigung zu spalten, zu trennen; die Pflanze bewegt sich sichtbar nur durch ihre Fortbildung, durch ihr Wachstum ꝛc. Ebenso beruht auch die Bewegung der Tiere ꝛc. auf Anspannung oder Erschlaffung der Muskeln, und dieser Prozeß ist eben ein gesteigerter und gesunkener Zustand der Bildung. Wir dürfen uns aber keinen Organismus denken außer in Beziehung auf die allgemeine Welterscheinung.

Wie wir aber früher gesehen haben, giebt es von jedem Geschöpf ein Bild seines Seins vor seinem Dasein. Wir nannten es damals die I d e e. Das Bild, der Typus oder die Idee (d. h. geistiges Bild, denn das Wort kommt her von εἴδω, ich sehe) dieser Gestalt war also vorhanden, ehe die Gestalt selbst zur Erscheinung kam.

Inwiefern aber die Idee ihre Bildung (das Tier) innig durchdringt und e i n s mit ihr geworden ist, muß auch die Einwirkung des allgemeinen Weltlebens auf das Einzelne, sowie letzteres dadurch affiziert wird, die Idee mit berühren, von ihr wahrgenommen werden, und dies ist es dann, was wir mit dem Worte E m p f i n d u n g bezeichnen.

Was aber das Empfindungsvermögen betrifft, so ist dieses, als ein Verhältnis zur Natur, auch in der Idee vorgebildet. Es ist das Verhältnis eines Künstlers zum Kunstwerk. Indem nämlich der Künstler das Kunstwerk schafft, ist ihm auch zugleich, noch ehe das Kunstwerk

wirklich geworden, die Empfindung, ja die Empfindlichkeit für die Schicksale des Kunstwerkes im Voraus gegeben, und es muß ihn notwendig berühren, welches die Aufnahme des Kunstwerkes in der Welt sei.

Bei den unvollkommenen Organismen können wir die die Bildung, Empfindung und Bewegung bedingende Seele derselben bestimmen als: „Das über der räumlichen und zeitigen Erscheinung derselben schwebende geistige Prinzip", oder als: „Die ihrem Leben zum Grunde liegende und nur durch dasselbe sich darbildende göttliche Idee." Man kann sehr wohl drei Stufen psychischer Entwicklung erkennen: Seelen, welche einzig als geistiges Prinzip und Vorbild für die organische Bildung sich zu erkennen geben, bewußtlose Seelen; solche, wo bei deutlich und freier entwickelter Empfindung und Bewegung das Individuum zum Bewußtsein der Welt hindurchgedrungen ist; und solche, wo noch das Selbstbewußtsein hinzugetreten ist.

Bereits Aristoteles stellte in seinem 3. Buche de anima die Stufenfolge vegetativer, sensitiver und intellektiver Seele (ψυχὴ φυτικὴ, αἰσθητικὴ, νοητικὴ) auf. Er hatte somit vollkommen die Erkenntnis von der dreifaltigen Erscheinungsform der Seele, welche neuere Forscher mit den Namen der bewußtlosen, bildenden, der weltbewußten und vorzugsweise empfindenden, und der selbstbewußten, die Freiheit des Gedankens und der That erreichenden, ausdrücken wollten. Auch war dem Aristoteles die Seele der niedern Organismen bereits ganz deutlich geworden, denn er sagt im ersten Buche: „porro et principium, quod est in plantis, videtur esse anime quaedam." Plato hatte auch schon das Aufgehen verschiedener Stufen im Wahrnehmen der höhern Erkenntnis, je nach der verschiedenen Entwicklung des Geistes, deutlich ausgesprochen. Und auch dem großen Gedichte des Dante lag die helle, innere Anschauung von einer stufenweis fortschreitenden Entwicklung unserer Seele zum Göttlichen ganz deutlich zum Grunde.

Nach Spinoza ist der Körper nur einer gewissen, bestimmten Quantität von Eindrücken fähig, und also, wenn er mit zu vielen überhäuft wird, die Seele sie nicht anders als verworren und ohne alle Unterscheidung — alle zusammen unter einem Attribute — imaginieren kann. Ebenso erklärt Spinoza die Allgemeinbegriffe, z. B. Mensch, Tier. Die niedrigste Stufe der Erkenntnis ist ihre bloße Imagination der einzelnen Dinge, die höchste Stufe ist die reine intellektuale Anschauung der unendlichen Attribute der absoluten Substanz und die dadurch entstehende adäquate Erkenntnis des Wesens der Dinge.

Auch Carus findet den Weg, auf welchem durch die Unsterblichkeit der Welt der Geist dem Schauen des einen tiefsten Urgrundes sich nähert, in dem Suchen des einen in allem und des alles in einem. Wer den Geist fest und anhaltend darauf richtet, in dem unendlichen Getriebe der Welt, in ihren ungeheuersten wie in ihren kleinsten, engbeschränktesten Verhältnissen, die Tiefe der Weisheit, die unendliche Offenbarung der wunderbarsten Beziehungen aller Einzelnen auf einander und zum Ganzen,

die hohe Konsequenz aller Entwicklungen, die vollendete Schönheit in allem Primitiven der Erscheinung, die durchdringende und überall schöpferisch sich verhaltende Liebe, mit welcher die feinsten und geringsten, wie die massigsten und bedeutungsvollsten Osganismen sich ausgebildet finden, ebenso wie die unerschütterliche Gerechtigkeit zu betrachten und zu verfolgen, nach welcher jedem Lebendigen sein Maß eingeboren ist, durch dessen Bethätigung und Bewahrung ebenso das ihm ursprünglich erreichbare Glück des Daseins, wie durch dessen Nichtbewahrung und Verlust das ihm mögliche Unglück bedingt ist, den wird dieses alles notwendig und so gewiß, als uns die gesamten Radien eines Kreises zu einem gemeinsamen Mittelpunkte leiten, erfüllen müssen mit der Ahnung eines allem ewig wechselnden Dasein zu Grunde liegenden ewig beharrenden Sein, in welchem alle Strahlen der Gerechtigkeit, Liebe, Schönheit, Weisheit, Entstehung und Entwicklung ꝛc. dergestalt sich konzentriert finden, daß hierdurch in einzelnen luminosesten Momenten des Geistes — und bezw. seiner verschiedenen Stufen — die Ahnung von ihm zu einer Kraft der Erkenntnis gesteigert werden kann, welche wir wohl mit den Namen „lichte Blicke", „höhere Ahnung", ja sogar mit dem Namen des „Schauens" bezeichnen dürfen.

In diesem Sinne allein ist es dann, daß uns die gesamte Natur zu dem einen geheimnisvollen Zeichen des Makrokosmus wird, in welchem jeder Zug symbolisch ist, für seinen höchsten Inbegriff der Vollkommenheit, welcher alle diese Wunder bedingt und welchem sie auch alle zustreben, und es ist freilich etwas ganz anderes, ob ich in diesem All nur ein buntes Chaos unverstandener Erscheinungen anstaune, oder ob ich darin Einheit, Entwicklung, Harmonie, überhaupt darin den Wiederklang weisester Gesetze sehe, welche ich zugleich meinem Geiste tief eingeprägt erkenne.

Auch bei ältern Forschern finden wir durchaus den Zug zur Verehrung jenes höchsten ewigen Mysteriums verraten, in welchem alles Einzelne seine Begründung und Erklärung, seinen Ausgang, sowie seine Rückkehr findet. So sagt Plinius im Eingange des ersten Buches seiner „Historia naturalis": „Mundum, et hoc quod nomine alio coelum appellare libuit, cujus circumflex — numen esse credi par est aeternum, immensum neque genitum, neque interituram unquam. — — — — Sacer est, aeternus, immensus, totus in toto, imo vero ipsum totum; finitus, et infinito similis; omnium rerum certus, et similis incerto; extra, intra, cunctacomplexus in se: idemque rerum, naturae opus, et rerum ipsa natura."

Auch Leopold Schefer ist hier zu erwähnen, indem er uns namentlich im „Laienbrevier" (außerdem in „Düveke", „die Gräfin Ulfeld" „Osternacht", „der Sklavenmarkt") Gedanken über den Pantheismus entwickelt. „Die Welt ist schaffbar, ein Kind mit großen Anlagen." Aber trotz des embryonischen Zustandes sieht der Dichter viel Sinniges in ihr. Der süße narkotische Duft, den die (wilde) Fülle exotischer,

glühender Blumen ausströmt, und der auch etwas Berückendes und Berauschendes hat, paßt freilich manchmal mehr für die Kunst als für die Philosophie. Gedanken und Formen erinnern an Novalis. „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts." „Er ist allein und alles kommt aus ihm und geht in ihn zurück, und war auch kein Atemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. — Er ist das All, alles ist neben-, miteinander göttlich, sogar der Staub auf Sommervogelschwingen." — Eigentlich erhebt sich nach solcher Anschauung der Mensch auch nicht über die gesamte Natur: „Denn mehr als göttlich kann etwas nicht sein, und was da ist, ist selber die Natur, und als sie selbst, vollkommen ist ein jedes." — — „Wir werden gelebt: Die Natur giebt in fortwährender Verwandlung den Einschlag in das Gewebe des Lebens, und durch die eiserne Bestimmung, was die Geschöpfe in ihre Empfindungen aufnehmen, bestimmt sie auch, wie sie empfinden sollen, indem sie geheim in dem Innern der Geschöpfe auch die Kette der Geister hält." Die Unendlichkeit des Lebens verfließt in die geheimnisvolle Nacht, wo alle Unterschiede mehr und mehr aufhören und schwinden.

Alles, was absolut zweckmäßig ist, ist in sich selbst ganz und vollendet. Es trägt in sich selbst Ursprung und Zweck seines Daseins. Dies ist aber der ursprüngliche Charakter des Geistes. Er ist durch sich selbst zur Endlichkeit bestimmt, konstruiert sich selbst, und ist so seines Daseins Anfang und Ende. Im Zweckmäßigen durchdringt sich Form und Materie, Begriff und Anschauung. Eben dies ist der Charakter des Geistes, in welchem Ideales und Reales absolut vereinigt ist. Daher ist in jeder Organisation etwas Symbolisches, und jede Pflanze, und namentlich jedes Tier ist, so zu sagen, der verschlungene Zug der Seele. — Im Geiste ist ein unendliches Streben, sich selbst zu organisieren, wie auch in der äußern Welt eine allgemeine Tendenz zum Organisieren sich offenbart. Das Weltsystem ist eine Art von Organisation, das sich von einem gemeinschafttichen Centrum aus gebildet hat. Die Kräfte der chemischen Materie sind schon jenseits der Grenzen des bloß Mechanischen. Selbst rohe Materien, die sich aus einem gemeinschaftlichen Medium scheiden, schießen in regelmäßigen Figuren an. Der allgemeine Bildungstrieb der Natur verliert sich zuletzt in einer Unendlichkeit. Der feste Gang der Natur zur Organisation verrät deutlich einen eigenen regen Trieb, der, mit der rohen Materie gleichsam ringend, jetzt siegt, jetzt unterliegt, jetzt in freiern, jetzt in beschränktern Formen sie durchbricht. Es ist der allgemeine Geist der Natur, der allmählich die rohe Materie sich anbildet. Vom Moosgeflecht an bis zur edelsten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal von Zweckmäßigkeit zu arbeiten bestrebt ist.

Es ist produktive Kraft in der Organisation, in den Dingen. Eine solche Kraft ist aber nur die Kraft eines Geistes. Also können die Tiere nur Produkte eines Geistes sein. Die Stufenfolge der

Organisation und der Übergang von der unbelebten zur belebten Natur verrät deutlich eine produktive Kraft, die erst allmählich zu voller Freiheit sich entwickelt. Der Geist, um sich selbst anschauen zu können, fixiert jene Succession, d. h. er stellt eine Ruhe dar. Jede Organisation ist zudem eine vereinigte Welt. Es ist ein ewiges Urbild, das in jeder Pflanze, in jedem Tier ausgedrückt. Es ist also Leben, welches durch ein Prinzip innerer Thätigkeit unterhalten wird, in der Natur. Weil es aber Stufenfolgen in den Organisationen giebt, so giebt es auch Stufenfolgen des Lebens. Das Leben ist das sichtbare Analogon des Geistes, der sich nur allmählich an sich selbst annähert.

Was aber eigentlich Leben sei? Wer weiß es? Haller selbst hat es nach seinem eigenen Geständnisse nicht erkannt. Er bekennt: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. In Goethes Harzreise im Winter heißt es: „Du stehst geheimnisvoll offenbar." Baco sagte: „Der menschliche Verstand verhält sich wie ein unebener Spiegel zu den Strahlen der Dinge, da er seine Natur mit der Natur der Dinge vermischt, sie verzerrt und färbt." Cuvier bekennt, daß es in seiner Wissenschaft unbegreifliche Geheimnisse gebe: „Die Einwirknng der äußern Gegenstände auf das Bewußtsein, die Erregung einer Empfindung, eines Bildes, ist ein undurchdringliches Geheimnis für unsern Verstand." Auf die Frage: Was ist Leben? Wie entsteht es? gesteht er, sie seien unbeantwortlich, sie seien ein tiefes Geheimnis. Da ihm also das Leben ein Rätsel ist, so gesteht er damit zu, daß, trotzdem er so schöne Gesetze des Tierreiches fand, ihm doch jedes Tier ein Rätsel ist. Auch bei den Astronomen, die mit größter Genauigkeit die Bewegungen der Planeten ꝛc. berechnen, bleibt immer noch Raum für das nescire.

Auch die Grundzüge der Philosophie Schopenhauers und seiner Nachfolger, die darauf die „monistische Schule aufgebaut haben, sind hier anzuführen: Das Weltganze setzt sich aus beseelten Atomen zusammen. Bewegung und Empfindung sind die Grundeigenschaften aller Dinge dieser Welt. Jeder Bewegungsvorgang ist von einem Empfindungsvorgang begleitet. Die Empfindung ist die Ursache des Willens; der Raum ist die Abstraktion der Bewegung; die Zeit ist die Abstraktion der Empfindung. Der menschliche Geist ist der höchste Ausdruck des Bewußtseins der beseelten Welt. Weitere Konsequenzen dieser Lehre — zum Teil auf Leibnitz zurückgehend — sind: Alle Erscheinungen des Stoffes sind nur Modifikationen eines und desselben „Urstoffes" und alle Äußerungen der Kraft sind Modifikationen einer und derselben, dem Urstoff untrennbar anhaftenden „Urkraft". Damit steht das Ideal des kosmischen Gedankens vor uns da, wir sind aber auch an der Grenze des monistischen Gebietes damit. Geht man über die letzten Aufstellungen hinaus, so kommt man endlich dazu: Urstoff und Urkraft sind eins, und dieses Eine ist Gott. Hiermit schließt der Ring, dessen Anfang im grauen Altertume zu suchen ist. Gott ist die Welt und wir sind Differentiale des Integrals Gott.

Der Leib ist in seinem Dasein erst durch bestimmte Thatsachen des

ursprünglichen geistigen Seins bedingt und soll, wie er im Vergleich zu dem Geiste kein Erstes und gleich Ursprüngliches war, so auch kein letztes Beharrendes sein. Alles Leben ist eine Vorbereitung für künftige Vollendung und Vergeistigung. Die Seele ist allem Materiellen heterogen; ihre Bethätigung liegt vielmehr in der Erkenntnis; durch Erkenntnis überwindet sie die Unwissenheit der Natur und zeigt ihre Aufgabe als eine dem natürlichen Schaffen gerade entgegengesetzte: Durch Erkenntnis muß sie sich selbst in die Welt zurückführen auf ihren ersten Grund, das Geistige. Materie und Geist — so lehrt auch die indische Religion — sind nur deswegen vereinigt, damit sich der letztere durch eigene Kraft von der erstern (ablöse und) erlöse. (Hiermit in Verbindung steht die Seelenwanderung.) Xenophones und Kolophon spotten der vielgestaltigen Götter des Homer und setzen eine einzige Gottheit auf den Thron: Die rastlos zeugende Naturkraft, deren Wesen der Gedanke, die Vernunft und die Ewigkeit ist. Aus ihr ist alles entstanden, sie ist die Kraft, welche sich gleichbleibt und welcher alles zustrebt, während der Stoff wechselt. Alle Geschöpfe haben ein Sehnen nach einem vollkommneren Wesen, nach Höherem. In diesem allgemeinen (und einzigen) Gefühle treffen sich alle Geschöpfe und Wesen neben-, mit- und untereinander. (Plato entkleidete die Seelenwanderung der alten Ägypter, so zart er es nur immer vermochte, ihres körperlichen Gewandes und übertrug sie sehr richtig in das Reich des Geistes.)

In Plato's Philosophie nun kommt unter dem Einflusse der sokratischen Lebensauffassung derjenigen Tendenz des Denkens, welche den Geist als Prinzip der Welt vor die Materie stellt, zum ersten Male in aller Schärfe und systematischer Durchführung auch die damit verbundene Konsequenz zum Bewußtsein, daß der letzte Grund für die erfahrungsmäßige Eigentümlichkeit des Seins und Geschehens im Ethischen zu suchen sei. Daher trägt auch die Psychologie — wie auch die Philosophie — Platos von vornherein einen teleologischen Charakter.

Vor allem ist die Ideenlehre im wesentlichen das Resultat jenes tiefen Gesichtspunktes. In derselben stellt er den einheitlichen Grund der Welt als einen ethischen zugleich mit der Notwendigkeit seines Auseinandergehens in eine Vielheit von Seienden und Erscheinenden dar. Das Begreifen des Einzelnen in seiner sittlichen Notwendigkeit gilt ihm für die echte und wahre Erklärung der gegebenen Verhältnisse. — Das Gegebene zeigt eine unbestimmte Vielheitlichkeit, das Seiende dagegen verlangte seinem Begriffe nach ein Denken als ein in irgend einer Weise Einheitliches bestimmt zu werden.

Auch für Plato war die Welt in allen ihren Daseins- und Erscheinungsformen eine „Mischung" aus Einheitlichkeit und Vielheitlichkeit. Neu handelte es sich um die Fragen, was als Grund der Einheit und was als solcher der Vielheit zu setzen sei, und in welchen Verhältnissen sich diese beiden Prinzipien in den verschiedenen Ausgestaltungen des

Weltinhalts zu einander befinden; wie ihre Ineinsbildung bei ihrem gegensätzlichen Charakter möglich sei.

Eine Seite der innern Erfahrung ist das Vorhandensein der Allgemeinbegriffe. Diese bieten der nach bleibenden Resultate suchenden Erkenntnis den Anschein einer konstanten Beschaffenheit und unterscheiden sie sich dadurch unverkennbar von dem beständigen Flusse der sinnlichen Qualitäten.

Mochte das einzelne, sinnlich wahrnehmbare Schöne, mochte das einzelne Tier 2c. nur einen Teil einer gleichnamigen Vielheit gleichartiger Wesen oder Beschaffenheiten sein, mochte alles in bezug auf seine Qualitäten im Wechsel der Zeit oder im Vergleich mit andern Einzeldingen immer Veränderliches darbieten — der allgemeine Begriff des Schönen zeigt der Erkenntnis eine bestimmte gleichbleibende Summe von Merkmalen, die auch hinsichtlich ihres Verhältnisses zu andern Begriffen einer eingehenden Analyse stand hielt. Und hier also eröffnete sich ein Feld höherer Erkenntnis. Wie nun neben der Wahrnehmung als subjektiver Vorstellung ihr objektives Korrelat steht, nämlich der wahrgenommene Gegenstand selbst, so stand nach Platos Denkweise auch neben der Vorstellung des Begriffs ihr Objekt als von ihm noch zu unterscheidende Realität, die Idee. Mit jedem Allgemeinbegriff wird sonach ein Seiendes gedacht und die Summe der Begriffe bezeichnet zugleich eine in bestimmten Beziehungen stehende Vielheit von übersinnlichen Wesenheiten, Ideen; jede von ihnen ist sowohl der einheitliche Typus als der bedingende Grund derjenigen Klasse von sinnlichen Gegenständen, welche unter ihren gleichnamigen Gattungsbegriff zusammengefaßt werden. Die in der Vielheit des Werdenden und Vergehenden befaßten Dinge hatten ihr Sein nur durch „Teilnahme" an dem Sein der Idee, jede Klasse von gleichartigen Dingen war durch die vermittelst ihres Gattungsbegriffs zu denkende Idee erst gewirkt.

Aber auch hiernach war noch das Gebiet der Ideen eine Vielheit. Plato faßt sie daher weiter als ein von geistigen Wesen durchdrungenes, nämlich von der sie umschließenden höchsten Einheit, der Idee des Guten als dem Grunde alles Seins, dem göttlichen Wesen, aus dessen ethischer Notwendigkeit heraus die Welt so geworden ist wie sie ist, die selbständigste aller denkbaren Gestaltungen. Von ihr aus ist die Gliederung und der innere Zusammenhang der Ideenwelt gegeben; die Ideen selbst haben an der höchsten Idee, der des Guten oder der absoluten Einheit, deren logische Glieder oder Teilrealitäten sie sind, ihre Bedingtheit. — Die Dinge sind im wesentlichen nur verschiedene Ausgestaltungen der beiden entgegengesetzten Prinzipien Einheit und Vielheit.

Der tiefste Grund alles Seins, d. h. Gott, bedingt aus seinem Wesen heraus die Welt der Ideen als der Grundtypen für alles Geschaffene; er hegt sie in seinem Wesen, wie der höchste Begriff die unter ihm stehenden logisch (ein- und) umschließt, und in dem damit gegebenen

Begriffssysteme jedem Einzelnen seinen Inhalt und damit seine Stellung unter und zu den Übrigen anweist.

Obgleich Plato für jeden organischen Körper eine Seele annahm, so war doch damit nicht eine Gattung des Seelischen gesetzt. Während nämlich jedes Einzelding seine eigene gleichnamige Idee hat, giebt es für die Seele, die (im Erkennen) als der Träger von Ideen aufgefaßt werden kann, eine unter den Ideen, mit welcher sie zwar nicht gleichnamig, wohl aber unauflöslich verflochten ist, deren Form sie zugleich mit ihrer eigenen Existenz an sich hat, nämlich die Idee des Lebens. Zu ihr steht sie in derselben wesentlichen Beziehung wie z. B. die Zahl drei zur Idee des Ungeraden, ein Verhältnis also, welches nur mit dem Aufgeben ihres eigentümlichen Wesens selbst aufgehoben werden könnte. Die Seele ist somit für die Erscheinungswelt das Prinzip des Lebens. Aber auch in der Welt der Ideen herrscht Leben und somit Beseelung, denn sie haben ja ihr Sein und Wesen von dem göttlichen Geiste.

Der Erklärungsgrund für die Thatsache der Beseelung ruht auf dem teleologischen Prinzip. Die Welt sollte ein Abbild der Idee des Guten werden, mithin so vollkommen, als es einerseits der Inhalt dieses Begriffes erforderte nnd es anderseits für dasjenige, was nicht diese Idee selbst, sondern nur ihr Abbild darstellt, möglich war. Darum mußte die Welt nicht nur Ordnung haben, sondern auch Vernunft, somit Beseelung. Wie die Idee des Guten alle lebenden Wesen in ihrem Inhalte befaßt, so die sichtbare Welt „uns und alle übrigen Geschöpfe". Wie ferner die übrigen Ideen der Idee des Guten verwandt sind, so sind die lebenden Wesen innerhalb der Welt mit der Welt als Ganzem verwandt. Die Welt ist ein beseeltes Ganze und als solches in ihrer Vortrefflichkeit sich selbst genügend, „ein seliger Gott." (Vergl. Timäus Kap. 8.) Da die Notwendigkeit der Beseelung sich aus dem Verhältnis der Welt zur Idee des Guten ergiebt, und diese (als das Urbild des Belebten) der Welt als Bedingendes voraufgeht, so ist das Seelische in derselben auch die voraufgehende Bedingung des Körperlichen; die Seele als Prinzip des Lebens ist „älter als der Körper", sie bedingt denselben.

Im „Phädrus" und „Timäus" verbreitet er sich über die Weltseele, welche ihm wie alles in der Welt auch eine „Mischung" aus den ursprünglichsten Grundbestandteilen alles Seienden ist. Auch sie ist wie die Welt selbst von Ewigkeit her durch die Idee des Guten bedingt. Zudem ist sie für die Gesamtheit des sinnlich-stofflichen Daseins das Prinzip der Ordnung. Plato stellt sie sehr ausführlich dar als die in der Körperwelt herrschende Proportionalität der Verhältnisse und somit als das Band (δεσμός) der Welt. Die Weltseele ist ein nach bestimmten Zahlenverhältnissen geteiltes und in dieser Teilung durch die Welt sich erstreckendes Ganzes. Der an sich bestimmungslose materielle Faktor der Natur wird durch ihre Wirksamkeit zu harmonischen Maß- und Zahlenverhältnissen gegliedert, und das sichtbare Ganze der Welt erscheint somit als eine nach dem transscendenten Vorbild der Idee des Guten zustande

gekommene „Mischung" von Unbegrenztheit und Grenze. Plato sieht in Wahrheit das Ganze als einen von Ewigkeit her unauflöslichen Zusammenhang an und bemerkt, daß es ein frevelhaftes Beginnen sein würde, das Ganze wieder aufzulösen, weil es seiner Natur nach zusammengefügt sei.

Die Weltseele soll aber nicht ein bloßes Verhältnis sein, wie etwa die Harmonie der Welt; sie ist vielmehr eine in harmonischen Verhältnissen durch die Welt verbreitete Substanz. Als solche steht sie in der Mitte zwischen Ideen und Sinnendingen. Sie ist namentlich dasjenige, was die Dinge in ihrer Eigentümlichkeit erkennt.

Alles nun, was innerhalb der Welt Beseelung hat, besitzt dieselbe auf Grund der allgemeinen Weltbeseelung. — Das Wesen der Einzelseele läßt er aus denselben „Elementen" der Mischung bestehen, wie das der Weltseele, nur aus weniger „reinen" (ursprünglichen). Die Seele ist sodann, wenn auch nicht auflösbar, so doch ihrem Wesen nach nicht absolut einfach, sondern ein aus Teilen Gefügtes. Die Einzelseelen gehören zum Weltganzen zufolge des Gesetzes, welches eine Stufenfolge von lebenden Wesen verschiedenen Ranges als zur Vollkommenheit der Welt erforderlich verlangt. Die Wesensbethätigung der Seelen dient in erster Linie dem Prozeß der Erkenntnis. Die Seele ist da, damit die Vernunft zur Entwicklung gelange. Die Fähigkeit zum Erkennen des Sinnlichen wie des Ewigen besitzt die Seele von Natur, in ihrer Ausübung (und in der Stufenfolge ihrer Erscheinung) freilich vielfach durch den Einfluß des Leibes gehindert.

Der Trieb nach Erkenntnis in der Seele beruht auf ihrer eigentümlichen Beschaffenheit, die eine Mittelstellung einnimmt zwischen dem Wissenden und dem absolut Unwissenden, d. h. sie erkennt von Haus aus gerade genug, um das Streben, mehr zu erkennen, als beständigen Trieb in sich zu haben. Diese Anlagen zum Erkennen (und zum Fortschritt) ist bedingt durch die Wirksamkeit der Idee des Guten, mit der die Seele, wie mit den Ideen überhaupt, wesenverwandt ist. Wie das Auge auf die Einwirkungen des Sonnenlichtes, so ist die Seele auf die Idee des Guten und der Entwicklung angelegt, und das Erzeugnis ist, wie dort die Wahrnehmung der Dinge, so hier die Erkenntnis der Ideen. Die Seele ist daher ihrem Wesen nach wißbegierig uud geht dieses Streben im wesentlichen auf (Re)produktion der in ihr der Anlage nach befindlichen Allgemeinbegriffe. Dieser aus der Verwandtschaft der Seele mit dem Göttlichen entspringende Trieb ist dasjenige Begehren, dessen Inhalt der Eigentümlichkeit der Seele grundwesentlich zukommt und welches daher bei höheren Geschöpfen auch in hervorstehendster Form geistig-sinnlichen Begehrens als bedingender Grund wirken muß, nämlich in den verschiedenen Ausgestaltungen der Liebe. Jener Trieb ist der wahre Eros und die gewöhnlichen bekannteren Arten desselben sind nur vorbereitende Stufen zu der höchsten („intellektualen") Liebe, welche die Erkenntnis Gottes ist.

Dieser Trieb nach dem Schauen des Höchsten (der Idee) führt zunächst zur Liebe des Schönen in der Erscheinung. Die Schönheit der sinnlichen Dinge — und hierzu gehören doch wohl in erster Linie mit die Tiere — liebt man im Grunde, weil sie Abbilder jener höchsten Schönheit sind. Stufenweise führt der Trieb zur Erkenntnis alles dessen, was in Natur und Leben schön ist, zur schließlichen Erkenntnis des absolut Schönen, der Idee an sich.

Von Aristoteles erfahren wir, daß unter den alten Ärzten viele mit philosophischem Interesse zu denken und zu forschen gewohnt waren. Bestimmte Nachrichten haben wir über die Familie des Helothales aus Kos, dessen Sohn der berühmte Epicharmos ist. Aus seinem bekannten Fragmente sehen wir, daß ihm die Wahrnehmung nicht eigentlich als bloßes oder reines Erzeugnis der Sinnesorgane, sondern vielmehr und wesentlich als Produkt einer hinzutretenden geistigen Thätigkeit galt. (Kurze Zeit nach Pythagoras lebend, waren seine Ansichten auch pythagoräisch.) Einsicht oder Verstand hat nach ihm nicht allein und ausschließlich der Mensch, sondern denselben hat alles was lebt. Hierauf hat er gewisse instinktive Handlungen der Tiere zurückgeführt.

Archelaus hob die Trennung von Stoff und Geist auf, indem er die beseelte Luft zum Prinzip des Werdens machte, und so konstruirte er die Weltbildung aus derselben gerade wie Hippo aus Wasser und Feuer sie vollbracht hatte. Beseelung ist nach seiner Ansicht in allen lebenden Wesen gleichmäßig vorhanden. Wir finden auch bereits bei ihm die Lehre von einer Entwicklung und Fortbildung höherer Organismen aus niederen und von einem ursprünglichen Anfang des Lebens aus dem „Erdschlamm" unter Einwirkung der Sonnenwärme.

Bei Heraklit finden wir die Anfänge einer wirklichen Theorie des Erkennens. Ihm steht wirklich der Unterschied zwischen sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis fest. Die Sinne für sich gewähren kein Erkenntnis, sondern nur Material zur Bildung eines solchen durch Andeutung von seiten der Verstandsthätigkeit. Wer ohne letztere ihnen traut, stützt sich auf „schlechte Zeugen".

Erkenntnis besteht ihm darin, daß die Seele die Beschaffenheit des Umgebenden d. h. des vernünftigen Feuers annimmt und somit in den allgemeinen Weltprozeß eintritt, der als solcher die Vernünftigkeit selbst ist. Auch hier gilt der Satz: Gleiches wird erkannt durch Gleiches. Es ist die Konsequenz der Anschauung, daß die Seele oder das Erkennende ihr Dasein durch ganz genau dieselben Faktoren bedingt erhalte, welche die Welt überhaupt oder das Erkannte konstruieren. Durch jene Teilnahme am Weltprozoß ist auch erst der Seele selbst die Möglichkeit der Wahrheit gegeben: denn sie besteht in nichts anderm, als im Erkennen des unaufhaltsamen Flusses und der Art, wie er sich in der Einheit der Gegensätze und dem Wege nach oben und unten vollzieht. (Hier haben wir also wiederum auch eine einheitliche Weltanschauung, wenn dieselbe auch etwas verändert ist von den frühern.) Da das umgebende

Feuer an sich vernünftig und somit erkennend ist, so ist die Möglichkeit des Erkennens für die Wesen und Geschöpfe auf nichts anderes zurückzuführen, als darauf, daß die Seele diese Feuernatur selbst annimmt, sich also von der göttlichen Natur unmittelbar beeinflussen läßt; denn nur letztere hat im eigentlichen Sinne von Haus aus Erkenntnis. Somit ist auch der Inhalt der Wahrheit nur e i n e r, ein gemeinsamer für alle. Auch das Denken im eigentlichen Sinne (im Unterschiede vom subjektiven Wähnen) ist ein gemeinsames; es besteht darin, daß die Seele unmittelbar am Weltprozeß teil nimmt, wodurch sodann hauptsächlich auch die Möglichkeit für ein Bewußtwerden des mit demselben gegebenen Weltgesetzes, also der tiefsten und einzigsten Wahrheit gegeben wird. Hieraus muß sich nun ein Teilnehmen an der allgemeinen Vernunft (dem κοινός λόγος) für alle Geschöpfe ergeben.

Der Satz, daß Gleiches durch Gleiches erkannt werde, findet bei Empedokles tiefere Begründung und Verwertung. Er zeigt klar, daß die Bestandteile der Welt auch die des erkennenden Subjekts sein müssen. Weil jene Bestandteile auch die physische Beschaffenheit des Subjekts konstituieren, werden sie selbst von ihm in der Wahrnehmung wie im Denken erfaßt. Zu diesen Vorstellungen hat namentlich die Beobachtung mit verholfen, daß einzelne Sinne wirklich in ihrer äußern Gestaltung den ihnen spezifisch zugehörigen Außendingen oder Gegenständen ähnlich sind, wie z. B. das Auge den Lichtstrahl und Lichtglanz ebenso wahrnimmt, als es denselben auch an sich hat.

Das Geistige gilt hier bereits als ein Spezialfall innerhalb der Entwicklung des belebten Stoffes. Die Funktion der Sinnesorgane betrachtet er als die Bedingung der Wahrnehmung, sowie er die Beschaffenheit des Blutes als Grundlage für das Denken ansieht. Die Sinneswahrnehmung erklärt er noch aus dem Eintreten von Ausflüssen der Dinge in die Poren des Auges 2c. Der Träger des Denkens jedoch ist ihm das Blut, und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil in ihm sämtliche Elemente gemischt seien; besonders gilt dies von dem Blute in der Nähe des Herzens. Mit den Wandlungen im organischen Zustande ändere sich auch das Denken; überhaupt stehe die Einsicht im Verhältnis zu dem „Gegebenen“.

Bei Demokrit kommt die Empfindung zu stande durch das Eintreten der (materiell gedachten) „Bilder“ der Dinge in die Sinnesorgane und die dadurch in dieser wie weiterhin in der Seele hervorgerufenen Zustandsänderungen. Aber weil die Sinne nicht das Richtige über die Dinge aussagen, sondern der Verstand, so steht der sinnlichen Erkenntnis als der „dunkeln“ die „echte“ von seiten des Verstandes gegenüber; jedoch sind beide Arten nur graduell verschieden.

Nach Diogenes ist die Möglichkeit der Erkenntnis auch mit der Allverbreitung der Luft gegeben. Das Vergessen oder besser Nichterkennen beruht bei ihm auf einer unzulänglichen Luft im Organismus. Sie drängt sich in diesem Falle (wie man beim vergeblichen Versuch des

Besinnens auf etwas beobachten kann) in der Brust zusammen (anstatt sich bis zum Gehirn auszubreiten); auf die Beschaffenheit und Verbreitung der Luft aber kommt es an, ob Vernunft vorhanden ist oder nicht. Vernünftigkeit beruht auf warmer, reiner und trockner Luft. Der Mangel an Intelligenz bei den Tieren hat seinen Grund darin, daß ihre Lebensluft dick und feucht ist, denn das Tier kann die Luft nur unmittelbar über dem Erdboden atmen. Bei den Vögeln soll der Vorteil durch die Derbheit und Gedrungenheit des Fleisches, die eine angemessene Verbreitung der Luft verhindert, aufgehoben werden. Die Pflanzen aber „denken nicht, weil sie nicht hohl sind und keine Luft in sich aufnehmen". (Das Dichte und Feuchte der innern Luft bewirkt auch im Rausche und Schlafe, sowie im Kindesalter den gänzlichen oder teilweisen Mangel der Vernünftigkeit.)

Fuikier sagt in seinem Werke „Der Tag nach dem Tode" folgendes: Die Seelen haben verschiedene Wandlungen und Wanderungen durchzumachen, bis sie geläutert und vervollkommnet zu höhern Wesen werden und zu höherm Dasein eingehen.

Das Leben der niedrigst stehenden Tiere wird durch Sonnenstrahlen, die ins Wasser oder auf feuchte Erde fallen erzeugt, damit werden zugleich Seelenkeime in diese Wesen verpflanzt. Viele dieser Seelenkeime vereinigen sich nach dem Tode dieser Tiere und bilden die Seele eines höher stehenden Tieres, bei dessen Tod sie in ein noch höher organisiertes übergeht. Auf diese Weise vervollkommnet sich die Seele und erwirbt Anfänge von Fähigkeiten. An das Gefühlsvermögen schließen sich Bewußtsein, Wille, Urteilskraft.

Wenn die Seele in den Körper eines Säugetieres gelangt ist, hat sie eine gewisse Anzahl von Fähigkeiten erworben, und außer dem Gefühlsvermögen ꝛc. besitzt sie die Basis vernünftigen Denkens und geht in den Körper eines neugebornen Kindes über.

Wenn das Kind in dem Alter von etwa zwölf Monaten stirbt, geht seine noch sehr unvollkommene Seele in den Körper eines andern neugebornen Kindes über; dasselbe geschieht, wenn die Menschenseele während des Lebens keinen genügenden Grad von Läuterung und Veredlung erfahren hat. (Lessing hält das auch nicht für unmöglich.)

Was die Erinnerung an eine frühere Existenz betrifft, so ist zu berücksichtigen, daß wenn es die Seele eines höher begabten Tieres war, die in den Menschen überging, die Erinnerungsfähigkeit überhaupt nur eine geringere Tragweite hat. Das Vergessen der Menschenseele dagegen ist kein ganz vollkommenes; die natürlichen Anlagen, die besondern Befähigungen sind Spuren früher empfangener Eindrücke, schon erworbener Kenntnisse, die, da sie sich bereits in frühester Kindheit offenbaren, durch nichts anderes, als durch ein schon durchlaufenes Leben erklären lassen. Wir haben die Erinnerung an die Thatsachen verloren, aber es ist uns die moralische Folgerung davon verblieben, und so erklären sich die

(an- oder) eingebornen Ideen, auf welche Plato, Aristoteles, Descartes, Leibnitz und andere Philosophen hingewiesen haben.

Das von Dugald Steward dargethane Prinzip der Kausalität, welches lehrt, daß jede Wirkung ihre Ursache hat, also auf vollendete Vorgänge gründet, weist ebenfalls darauf hin. Die metaphysische Idee, die wir bei der Geburt mitbringen, schließt vorhergegangene Thatsachen ein. Dieses Vorhergehen kann sich nur auf ein vergangenes Leben beziehen. Unsere Existenz (und jede andere) ist also nur eine Folge einer vorhergegangenen. Alle übel ausgefüllten Existenzen sind von vorn an- anzufangen.

Das Leben erscheint zwecklos, unerklärlich und ungerecht, wenn es (namentlich für den Menschen) als abgeschlossene Existenz betrachtet wird; es erscheint dagegen dem zweckvollen Walten Gottes würdig, wenn wir es als eine Vorbereitung und Prüfung für das zukünftige Lebben ansehen.

Was wird aber nun aus der Seele nach dem Tode? Sie wird in einen andern, höhern Organismus übergehen und sich an (geistiger) sittlicher Macht vervollkommnen, in immer neuen Verkörperungen von Stufe zu Stufe mehr und mehr veredeln, bis sie als höheres Wesen in den Ätherräumen wohnen wird.

Sodann verweist Fuikier noch auf die Verwandlungen in der Natur, auf die Metamorphosen, welche einige Tiere durchmachen, zieht dieses und jenes Analogon bei seinen ferneren Betrachtungen heran und sagt: Es ist also nicht gegen die Naturgesetze, wenn alle Geschöpfe und Wesen und wir mit ihnen eine Verwandlung erfahren.

v. Schelling sagt: Wenn jemand behaupten will, daß es keine besondern Seelen gäbe, selbst jetzt nicht, wo die Thätigkeit des Vorstellens und Denkens mit Hilfe der Organe geschähe, so wird er durch unsere Erfahrung widerlegt, die uns lehrt, daß wir etwas Besonderes für uns sind. Denn sonst verfällt man in die Ansicht Spinozas u. a., nach denen es nur eine einzige Substanz giebt, nämlich Gott, welcher in mir etwas denkt, glaubt und will, aber in einem andern ganz das Gegenteil denkt, glaubt und will. Oder wenn es in der Natur nur den allgemeinen Geist und die Materie giebt, und wenn er es nicht ist, der in verschiedenen Wesen und Personen Entgegengesetztes denkt 2c., so wird man sagen müssen, daß die Materie verschieden ist und verschiedentlich thätig wirkt. Aber wenn die Materie thätig ist, wozu dieser allgemeine Geist? Wenn die Materie nur ein Leidendliches ist, wie kann man ihr diese Thätigkeiten zuschreiben? Darum ist es vernünftiger zu glauben, daß es außer Gott, welcher das höchste Thätige ist, eine Menge besonderer Thätiger giebt; und diese Thätigkeiten sind nichts als die besonderen Seelen. — Ferner giebt es in allen Sachen Grade. Also giebt es auch verschiedene Grade zwischen einem möglichst Thätigen und dem ganz rein Leidendlichen. — Meine Materie ist nicht etwas Gott entgegengesetztes, sondern man muß sie vielmehr dem beschränkten Thätigen, d. h. der Seele oder

der Form entgegensetzen. Denn Gott ist das höchste, dem Nichts entgegengesetzte Wesen, woraus die Materie aber sowohl als die Formen resultieren. Das ganz rein Leidendliche ist etwas mehr als das Nichts, indem es zu etwas fähig ist, anstatt daß dem Nichts nichts beigelegt werden kann. Also muß man mit jedem besondern Teile der Materie besondere Formen zusammenstehen lassen, d. h. Seelen und Geister, welche dazu passen. Man muß also nicht allein besondere Seelen annehmen, sondern auch bekennen, daß sie durch ihre Natur unsterblich und ebenso unzerstörlich sind, als das Universum, und was mehr ist, daß jede Seele ohne irgend eine Unterbrechung ein Spiegel des Universums nach ihrer Art ist, und in ihrem eigenen Innern eine der Ordnung des Universums selbst entsprechende Ordnung trägt, daß die Seelen verschieden sind und auf unendlich viele Arten, die alle verschieden, aber alle wahr sind, das Universum vorstellen; daß sie also das Universum so zu sagen so viel mal vervielfältigen, als es nötig ist, dergestalt, daß sie sich in dieser Weise der Gottheit nähern, so weit dieses nach ihren verschiedenen Graden möglich, dem Universum alle Vollkommenheiten geben, deren es fähig ist.

Hiernach sieht Schelling nicht, welchen Grund oder Schein man haben könnte, die Lehre von den besondern Seelen zu bekämpfen. Diejenigen, die es thun, räumen ein, daß alles in uns eine Wirkung des allgemeinen Geistes ist. Aber diese Wirkungen Gottes sind fortdauernd, um nicht zu sagen, daß selbst in gewisser Weise die Bestimmungen und Wirkungen der Geschöpfe dauernd sind, daß ihre Eindrücke sich nur verbinden ohne sich zu zerstören. Wenn also (wie gezeigt ist) der Vernunft und der Erfahrung gemäß das Tier mit seinen mehr oder weniger deutlichen Vorstellungen und mit gewissen Organen immer fortbesteht, und wenn folglich diese Wirkungen Gottes in diesen Organen immer fortbestehen — warum sollte es nicht erlaubt sein, sie *Seele* zu *nennen* und zu sagen, daß diese Wirkung Gottes *eine immaterielle und unsterbliche Seele* ist, welche in gewisser Weise den allgemeinen Geist nachahmt, da diese Lehre übrigens alle Schwierigkeiten verschwinden macht.

Nach Fichte hat der Geist — wie er bei uns hier auf der Erde zur Erscheinung gelangt — nicht bloß gewisse apriorische Bestandteile (Urerkenntnisse, Urgefühle, Urstrebungen) in seinem *Bewußtsein*, sondern er ist nach seinem eigentlichen Bestandteile selbst ein *vorempirisches* Wesen, aus seinen übersinnlichen Grundlagen in Wechselwirkung mit dem andern Realen sich herausgestaltend in die Sinnenwelt, ebenso sich erzeugend daraus das Bewußtsein dieser Welt. Der Geist trägt seine Bewußtseinsquelle in sich; die Sinne wecken wohl diese Quelle; das Sinnenbewußtsein ist der Augpunkt unsers irdischen Daseins, es ist das „Erdgesicht", verschwindend, wenn die organischen Bedingungen unwirksam werden, ohne daß damit die innere „Sehe" des Geistes, seine ursprüngliche Bewußtseinsquelle zerstört oder beeinträchtigt wäre.

Plutarch sagt, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Seele beim

Sterben eine neue Fähigkeit erlange, die sie vorher nicht schon gehabt habe, als der innere Sinn durch die Bande des Körpers noch gefesselt war. Viel wahrscheinlicher sei es, daß die Fähigkeiten immer vorhanden seien, allein verfinstert und durch den Körper gehindert, und die Seele vermöge sie erst dann zu üben, wenn die Körperbanden anfingen aufgelöst zu werden.

Aretäus bezeugt dieselbe Erscheinung der Seele — namentlich das Hellwerden der Seele bei der Nähe des Todes — vom Standpunkte der ärztlichen Empirie. Auch der Verfasser dieser Schrift hat dieses Hellwerden der Seele bei Tieren im Augenblicke des Todes oft beobachtet, und es ist staunenswert, mit welcher Verständnisinnigkeit das treue Haustier seinen Herrn in diesem Augenblick ansieht. Auch bei den Tieren tritt dann eine Art Clairvoyance ein.

Cartesius sagte, daß die Eigenschaften der Körper ꝛc. empfunden würden, weil Gott bei Gelegenheit der Bewegung der Materie Gedanken in den Seelen entstehen ließe; dies ist freilich nichts anderes als Deus ex machina oder das System der gelegenheitlichen Ursachen. Und Leibnitz sagt, daß Gott die Seele in der Weise geschaffen habe, sodaß ihr alles aus ihrem eigenen Grund und Boden durch eine vollständige Spontaneität oder Selbstthätigkeit entstehe, und zwar sowohl in bezug auf sich selbst, als in vollkommenster Übereinstimmung mit den Dingen außerhalb. Dies ist freilich die prästabilierte Harmonie: Da nun eine jede dieser Substanzen das ganze Universum und gemäß ihrer Weise und ihrem Standpunkte genau darstellt, und da die Vorstellungen oder Ausdrücke der Außendinge in der Seele gerade zur rechten Zeit kraft ihrer eigenen Gesetze hervortreten, gleichsam in einer besondern Welt, und als ob außer ihr und Gott nichts existierte, so wird die Folge eine vollkommene Übereinstimmung aller dieser Substanzen sein. Da überdies die organische Masse, in welcher der Standpunkt der Seele ist, näher ausgedrückt wird, und ihrerseits bereit ist, nach den Gesetzen der körperlichen Maschine in dem Augenblicke, wo die Seele es will, von selbst zu handeln, ohne daß die eine die Gesetze der andern stört, und da so die Lebensgeister und das Blut gerade dann die nötigen Bewegungen haben, um den Leidenschaften und Vorstellungen der Seele zu entsprechen, so ist dies die wechselseitige, im voraus in jeder Substanz des Universums geordnete Beziehung, wodurch das, was wir ihre Gemeinschaft nennen, hervorgerufen wird, und worin allein die Vereinigung des Leibes und der Seele besteht. Auch kann man hieraus einsehen, wie die Seele mit einer unmittelbaren Gegenwart, die nicht größer sein kann, in dem Körper ihren Sitz hat, da sie darin wohnt, gleichwie die Einheit in dem Resultate der Einheiten, nämlich in der Vielheit ist. Warum konnte Gott nicht von Anfang an der Substanz eine Natur geben oder innere Kraft, die (wie in einem geistigen oder formellen Automat, das aber bei einer mit Vernunft begabten Substanz ein freies ist) der Ordnung nach alles das in ihr hervorbringen könnte, was ihr geschehen wird,

d. h. alle Erscheinungen oder Vorstellungen, die sie haben wird, und zwar ohne Hilfe irgend eines andern Geschöpfes? Um so mehr als die Natur der Substanz einen Fortschritt oder eine Veränderung, ohne welche sie keine Kraft der Thätigkeit haben würde, mit Notwendigkeit fordert und wesentlich einschließt. Da also die Natur der Seele darin besteht, das Universum ganz genau, obschon mehr oder weniger deutlich vorzustellen, so wird die Folge der Vorstellungen, die sich die Seele erzeugt, natürlich der Folge der Veränderungen des Universums selbst entsprechen. Ebenso ist auch umgekehrt der Leib der Seele angepaßt worden, für die Fälle, wo sie als nach außen wirkend angesehen wird. Das ist um so vernünftiger, als die Körper nur für die Geister gemacht sind, indem nur die letzteren fähig sind, mit Gott in Gesellschaft zu treten und seinen Ruhm zu preisen. Dies giebt jedenfalls eine erhabene Idee von der Harmonie des Universums und von der Volllommenheit der Werke Gottes. Jeder Geist ist gleichsam eine besondere Welt, sich selbst genügend, unabhängig von jedem andern Geschöpfe, er trägt die Unendlichkeit in sich, drückt das Universum aus, er hat dieselbe Dauer, dieselbe Beständigkeit, dieselbe Absolutheit, wie das Universum der Geschöpfe selbst.

Der Philosoph K. Chr. Fr. Krause erklärt in den „Menschheitgeboten", daß der Mensch ein dreigliedriges Vereinswesen sei: Leib und Geist und Ur-Ich, Endurwesen. Der Leib, als beseelter Leib, bezw. als beleibte Seele, ist dem Geiste (verschieden und unterschieden vom Ur-Ich) rein beigeordnet. Das Leibgebilde aber, der Körper, ist neben — unter dem Geiste.

Der Leib ist ein Teil der Natur. Die Betrachtung des Leibes ist einerseits Vorstufe, anderseits Anfang der Naturphilosophie. Die Natur wird als ein in seiner Art unbedingtes und unendliches Wesen geahnt: diese Ahnung geht über die Wesenheit des Menschen hinaus und kann deshalb von Menschen nicht hervorgebracht sein.

Sodann unterscheidet er das Urleibwesen, richtiger Wesen als Urleibwesen, über der Leibwelt, die natura naturans über der natura naturata. Der Geist ist ein Teil, Glied, Atom des Geisterreichs; wenn wir auch in unserer jetzigen Erfahrung nur mit Menschen- und Tierleibern verbundene Geister kennen, müssen wir doch nach dem Gliedbau der Kategorieen auch reine Geister annehmen, d. h. Geister ohne Leiber, nicht etwa Geister ohne alle Beziehung zur Natur.

Doch wird der Strenge des Systems genügt, wenn angenommen wird, daß die Geister zeitweise ohne Leiber seien. Den Anfang eines solchen körperlosen Seins nennt Krause die Heimgeburt. Der leiblose Zustand ist als Sein im Geistwesen zu denken; ein Seitenstück zum Sein des Kindesleibes im Mutterleibe.

Von dem Geisterreiche erheben wir uns zu dem einen Geiste, dem einen Geistwesen. Das Geistwesen ist auch als Urgeistwesen über der Geisterwelt zu denken, als persönliches und lebendiges Wesen. Im letzten Grunde aber wird Wesen als Geistwesen und als Urgeistwesen gedacht.

Die nebenordnige Gelegenheit von Leibwesen und Geistwesen veranlaßt den Gedanken des Urwesens, des höchsten Wesens über beiden.

Nach Hegel ist der Geist die Totalität und Allgemeinheit, welche, als die Gattung und Substanz aller Einzelnen, die ideelle, einfache Wesenheit ist, aus der erst alle Einzelheit und Bestimmtheit nach und nach hervortritt. Diese allgemeine Seele durchdringt alle Einzelnen und ist die Möglichkeit derselben; sie ist der passive νοῦς des Aristoteles, der der Möglichkeit nach alles ist. Diesem Schlafe des Geistes entnimmt der Einzelne erst, was er erwacht besitzt. Das Erwachen dieser Seele ist das Werden der Einzelnen, die aber, ihres Quelles eingedenk, die Allgemeinheit nicht verlieren. Diese allgemeine Seele ist, was in der Magie der Erdgeist genannt worden, die allgemeine Substanz der Erde, die in dem Menschen zum höhern und in jedem Tier zum niedrigern oder weniger höhern und deutlichern Bewußtsein kommt, aber nicht selbst wieder als eine andern Einzelheiten gegenüberstehende Einzelheit fixiert werden darf, sondern nur das gemeinsame Band aller (und der individuellen) Geister ist. **Der Mensch und auch das Tier sind demnach nichts anderes, als diese zum Bewußtsein gekommene allgemeine Seele der Natur, ihr Fürsichsein und das Sicherfassen derselben.** Da dies eine freie That des Geistes, nichts bloß Natürliches ist, so ist es auch, wie alle Gestaltungen des Geistes, in der Zeit aufgetreten.

Als die Natur ihre höchste Blüten feierte, sind mit den vollendetsten Gestaltungen der Natur die Blitze des Gedankens eingeschlagen und haben ihre edelsten Gebilde durchzuckt. Und wenn also Steffens rc. eine geschichtliche Entstehung aller Naturstufen annehmen und entwickeln will, so könnte hiernach das eigentlich nur für die höchsten Geltung haben, sofern nämlich die übrigen aus der ewigen Notwendigkeit, nicht als (eigentliche) Thaten ihrer selbst, entsprungen sind.

Die Seele der Natur ist das allgemeine immaterielle Wesen der Natur. Die materielle Welt selbst erhebt sich zu dieser Idealität des Geistes; die materielle Welt darf nicht als etwas aufgefaßt werden, was jenseits und außerhalb der allgemeinen Seele als selbständige Existenz vorhanden wäre, der Geist bliebe eben nicht mehr die absolute Idealität, wenn die Materie ihm als ein anderes gegenüberstände. Die allgemeine Seele ist also nicht in dem Sinne immateriell, daß die Immaterialität eine Schranke an dem materiellen Dasein hätte; sondern die allgemeine Immaterialität hat auch die Materie idealisiert und ihr Außereinander aufgehoben. Diese Materie ist ein Schein, der durch den Geist aufgehoben wird und den Geist durchscheinen läßt. Dieses Sein des allgemeinen Geistes in materieller Existenz macht eben die Einzelheit des Geistes aus.

Nach Oken ist die Zeugung nichts anderes, als das Fleischwerden des Geistes, wie denn auch fortwährend im Embryo der Geist den Körper bilde. Der Geist hat sich also in diesen materiellen Unterschieden nicht verloren, sondern, in diesem Durchdrungensein der Materie, erst

zum wirklichen individuellen Geiste gemacht. Jedes Geschöpf, jedes Individuum ist allerdings eine bestimmte Materialisierung der allgemeinen Weltseele. Die Materie, der Leib des Tieres, des Geschöpfes, des Individuums existiert also wohl, hat aber keine Macht, kein Fürsichsein gegen den Geist, sondern ist vielmehr selber zur Manifestation des Geistes geworden Dies Idealisieren des Leibes durch den Geist ist selbst die göttliche Thätigkeit, die als Geist Leib und Seele miteinander verknüpft. Erst auf diese Weise wird sich uns die wahre Verbindung von Leib und Seele ergeben, so nur wird sich die wahre Auffassung dieses Verhältnisses ergeben. Da die Materie selbst nur ein Moment, ein Unterschied des Geistes in ihm selbst ist, so ist sie in der Einheit des Geistes gehalten. Freilich dem individuellen Geiste ist die Materie nicht blos ein in seiner Idealität gehaltenes Moment. Eben die Endlichkeit des Geistes besteht darin, daß er sich in der Natur und als ein Natürliches findet, die Materie ihm also gegeben ist. Aber darum bleibt sie doch das Produkt des absoluten Geistes, und ein in demselben aufgehobenes Moment. Da nun der absolute Geist die Bestimmung des menschlichen und auch des tierischen Geistes ist, so ist die Materie diesem nichts Fremdes, Unüberwindliches, sondern er vielmehr seines Sieges über sie gewiß. **Die ganze Entwicklung des Geistes** — hier auf dieser Erde — **besteht eben nur darin, diese Fremdheit zu überwinden, und das Band zwischen Leib und Seele, welches Gott ist, an den hellen Tag des Bewußtseins zu bringen.**

Hiernach kann uns der Zusammenhang von Leib und Seele nicht mehr in Erstaunen setzen: Die Materie ist nur ein Moment in der Entwicklung des Geistes selbst. Der Geist ist das wahre Wesen (auch) der Tiere, welches an der Materie nur die Weise seiner äußerlichen Erscheinung hat, weshalb es auf der Erde auch ein „Sterben“ und „Geborenwerden“ geben muß.

Freilich finden wir bei den Tieren im Gegensatz zu den Menschen feste Gattungsunterschiede, die (relative) Schranken gegen einander sind, weil hier die Natur das Außereinander und die Äußerlichkeit der Bestimmungen teilweis und noch nicht ganz aufgeben kann: während die Idealität des Geistes und das Flüssigwerden seiner Unterschiede notwendig die Einheit des Menschengeschlechts voraussetzt. Daher kommt vielleicht auch (oder wenigstens trägt es wesentlich mit dazu bei) die mancherlei Vorzüge des Menschen vor den Tieren. Aber auch sie gehen der Vollkommenheit entgegen, und auch bei ihnen ist bereits zu berücksichtigen, was der herrschende Gedanke der Epikuräer war, nämlich, daß jedes Wesen darum da sei, um den ihm möglichst hohen Grad von Glückseligkeit zu erlangen und als Teil zur Vollkommenheit des Ganzen beizutragen.

Auch Schelling („Über die Weltseelen, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus“ — „Naturphilosophie“ 2c.) nimmt eine Natur- und eine Geisterwelt an, worin alles in

zusammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten und Unvollkommenen zum Entfalteten und Vollkommenen fortschreitet: Die Seele steigt von den untersten Stufen des Seins zu der höchsten Entwicklung empor. Sie entspringt der absoluten Identität, d. h. aus der Gottheit und kehrt auch endlich und zuletzt zu dieser wieder zurück. Auch nach ihm ist der Tod weit entfernt, die Persönlichkeit zu schwächen, sie erhöht sie vielmehr wesentlich, weil er sie von so manchem Zufälligen befreit. Erinnerung ist ihm ein viel zu schwacher Ausdruck für die Innigkeit des Bewußtseins, welche den Abgeschiedenen vom vergangenen Leben bleibt.

„Täglich", sagt er, „erkenne ich mehr, daß alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen." Und Herder ergeht sich in folgenden Aussprüchen: Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig verbunden und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft, seinen Schöpfer lobt; denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen giebt der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Masse, der Kräfte, (und nichts ist wahrscheinlicher als dies); setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrscht, sowie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen mitteilt; sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den alles noch zurückzulegen hat, ehe es zum Mittelpunkte und Vaterlande dessen kommt, was wir Wahrheit, Licht, Liebe nennen.

Von größter Bedeutung ist es endlich, daß sich zu keiner Zeit und kein Volk des Glaubens an ein Fortleben hat zu entschlagen vermocht. Natürlich richteten sich die Vorstellungen stets nach dem Standpunkte der geistigen Entwicklung des betreffenden Volkes Nach den Vorstellungen der alten Ägypter kamen die Abgeschiedenen in ein Schattenreich, Amenthes, d. h. die Verbergende, nämlich: Welt genannt. Anubis geleitete die Seelen, welche in Gestalt eines Vogels dem Körper durch den Mund entfliehen, zu dem Throne des Osiris. Ehe sich diese Vorstellungen ausbildeten, glaubten die Ägypter an eine Wanderung, welche die Seele nach der Verwesung des Leibes durch allerlei Tiere hindurch bis zu einem neuen, menschlichen Dasein zu vollenden habe. Wir glauben auch, aber nach einem tiefern Sinn, an eine Wandlung der Tiere auf eine höhere Art: Der Segen des Herrn ruht auf jedem Tiere, welches zudem der Spiegel der göttlichen Gnade, Barmherzigkeit und Weisheit ist, aus welchem Grunde auch das geringste Tier hier auf Erden mit großen Rechten ausgestattet ist. Gott hat den Tieren, als den Spiegelbildern seiner Vollkommenheiten, natürlicherweise auch höhere Ziele gesteckt, als wir im allgemeinen vermaten zu dürfen meinen. Ihr Dasein nimmt sicher mit dem Aufhören ihrer Existenz auf dem Planeten noch kein Ende.

Auch sie sollen noch einer höhern Vollkommenheit entgegengeführt werden. Auch die Tiere werden von dem Druck dieser Erde befreit, erlöst, erhöht. Ihre jetzige Daseinsform ist noch nicht die höchste für sie. Sie dürfen in gewissem Sinne mit einstimmen in den Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden!" — Ebenso giebt es für sie kein ander Heil, es ist auch ihnen kein anderer Name gegeben, darinnen sie sollen selig, beseligter werden. Sodann gilt ihnen das Wort mit: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." In diesem Zustande, und auf dieser Erde, und den allgemeinen Unvollkommenheiten leiden auch die Tiere, sie sind ebenfalls mühselig und bedürfen deshalb der Erquickung, d. h. der Erhöhung, Vervollkommnung, höhern Beseelung und Beseligung, des Friedens. Alles dieses wird ihnen durch das eine Wort „Versöhnung" zugesichert, denn dieser werden sie ebenfalls teilhaftig nach 2. Kor. 5, wo ausdrücklich gesagt wird: „Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde (und Unvollkommenheit) nicht zu und hat aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

So erleiden auch folgende Sprüche ihre — und wenn auch nur sekundäre — Anwendung: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt." Und: Unser keiner lebt ihm selber und keiner stirbt ihm selber. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." „Denn dazu ist Christ gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei." Und im Briefe 1. Kor. 15, 42—44 heißt es ganz allgemein: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehn unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft."

Dadurch, daß Christus im Fleisch erschienen, hat er uns nicht allein besondere Offenbarungen über sich und Gott gegeben, sondern auch allgemeine Offenbarungen, durch welche wir eine ganz andere Anschauung über die ganze Welt und Schöpfung erhalten haben. Hiernach erscheint uns auch die niedere Schöpfung, als göttliches Werk, in einem andern, höhern Lichte. Unser Verhältnis zu ihr wird ein wesentlich anderes und zwar ein schöneres, edleres, denn die niedere Schöpfung erscheint uns danach beseelter und deshalb beseligter und verklärter; die Kreatur hat durch das Werk der Erlösung eine günstigere Stellung zu Gott und Menschen und das Wort 1. Tim. 2, 6 hat auch auf die Kreatur Anwendung: „Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung." Ebenfalls mit Beziehung auf die Tiere hat der Liederdichter gesungen: „Dieser Leib der muß verwesen, wenn er anders soll genesen."

Die Frage, ob die Seele der Tiere unsterblich ist, oder warum sie es nicht ist, hat die Gelehrtenwelt bereits beschäftigt. Manche Männer, wie z. B. Leibnitz haben sich entschlossen, der Tierseele in ihrem Kreise ein gleiches Recht auf Unsterblichkeit zuzuerkennen, und Kuno Fischer sagt, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. 2, S. 203, auch

die tierische Unsterblichkeit ist nach Leibnitz eine individuelle, die menschliche unterscheidet sich nur dadurch von ihr, daß sie zugleich eine persönliche, moralische ist, sie unterscheidet sich also wie Mensch und Tier. Schopenhauer meint: „Sich vorzustellen, die Geburt eines Tieres sei ein Entstehen aus Nichts und sein Tod wieder ein Verschwinden in Nichts, dagegen die Geburt des Menschen sei auch ein Entstehen aus Nichts, aber sein Tod sei ewige Fortdauer, das sei denn doch etwas, wogegen der gesunde Sinn sich empöre, was er für absurd erklären müsse." Von der Unzerstörbarkeit unsers wahren Wesens durch den Tod, sagt Schopenhauer Bd. 2, Seite 540—549, würden wir so lange falsche Begriffe haben, als wir uns nicht entschlössen, sie zuvörderst an den Tieren zu studieren, sondern eine aparte Art derselben, unter dem prahlerischen Namen der Unsterblichkeit, uns allein anmaßten. Mensch und Tier seien dem Wesentlichen nach dasselbe. „Die Verleugnung dieser Wahrheit und Thatsache versperrt den Weg zur richtigen Auffassung von der Unsterblichkeit unsers Wesens." (Diese besteht nach ihm freilich nur für Mensch und Tier in der Ewigkeit der Gattung.)

Fichte meint, obgleich er nicht bloß das Exemplar der Gattung sieht, über die individuelle Fortdauer der Tierseele sei vorsichtig zu urteilen. So lange Freiheit und Unsterblichkeit dem Menschen als ausschließliches Prädikat zuerkannt würden, stehe es mißlich mit der Begründung der Unsterblichkeit, diese sei dann ein abgerissener, scheinbar fremdartiger Bestandteil im Weltzusammenhange. (Vergl. Fichte, Anthropologie, 2. Aufl. 1860, Seite 315 ff.) Andere wie Lotze haben die Frage damit zu beantworten gesucht, daß sie anzunehmen rieten, es werde nur die Seele unsterblich sein, die in ihrem Leben einen der Unsterblichkeit würdigen Inhalt gewonnen. Doch gesteht Lotze ein, daß es damit keineswegs gewiß sei, ob kein Tier je der Unsterblichkeit Würdiges entwickeln und ob dieses auch bei allen Menschen ohne Unterschied der Fall sei. Er läßt also im Grunde die Frage für unentschieden. (Vergl. Lotze, Medizinische Philosophie, Seite 136. Mikrokosmus, Bd. 1, Seite 425.)

Hierbei ist auch noch besonders auf eine Ansicht Lessings aufmerksam zu machen. Derselbe geht von dem Grundsatze aus, daß die Natur keine Sprünge mache, sondern überall den Gang einer stufenweisen Entwicklung zeige. Deshalb fragt er sogar, wie sollte nun der Mensch seine Entwicklung gleich mit fünf Sinnen begonnen haben? Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß der Mensch schon zuvor ein Leben geführt hat mit einer geringeren Anzahl der Sinne, und Stufen durchlief in einer verschiedenen Kombination dieser Sinne; ist es nicht ebenso wahrscheinlich, daß wir in einem zukünftigen Leben noch einmal zu unsern fünf Sinnen einen sechsten bekommen? — Mit ganz demselben Rechte könnten diese Fragen und Argumentation auch auf die Tiere angewendet werden, um so mehr, weil wir in der ganzen Natur ein Aufsteigen und eine Weiterentwicklung zu höherer Vollkommenheit immer stetig und überall antreffen. Sicher ist, daß sich die Menschenseele (ebenfalls) noch auf einer sehr

niedrigen oder geringen Stufe ihrer Entwicklung befindet. Die Beziehung oder der Rückschluß auf die Tierwelt und sonstige Schöpfung liegt auf der Hand.

Professor Erdmann und Professor Jürgen Bona Meyer namentlich haben der Idee der Seelenwanderung wesentliches Interesse gewidmet und führt besonders letzterer aus: Schlaf, Traum und Erwachen sind oft mit dem Tode und dem Hinüberleben ins Jenseits verglichen. Der Schlaf heißt der Bruder des Todes und in dem ahnungsvollen Leben des Traumes hat man nicht selten eine Hindeutung auf das Leben im Todesschlaf bis zum ewigen Erwachen gefunden. Eingedenk der gewöhnlichen Darstellung darf man wohl auch für den Traum, den die Menschheit von alters her über die zukünftige Wanderung unserer Seele geträumt hat, die Anerkennung einer Grundlage in der Wirklichkeit in Anspruch nehmen. Die Idee der Seelenwanderung aber ist gewiß nicht eine allen baaren Gehaltes leere Träumerei. Lessing und Schopenhauer haben geglaubt, schon in dem hohen Alter dieser Lehre ein Zeugnis für ihren Wert zu besitzen. Lessing sagt: „Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel.“ Schopenhauer behauptet, daß die Wahrheit dieser Idee von der Wiedergeburt der Wesen, der Palingenesie, wie er sie mit Vorliebe nennt, nie ganz verkannt sei; sie entstamme den urältesten und edelsten Zeiten des Menschengeschlechts. (Vergl. Lessings Abhandlung in Bd. 11, Seite 458. „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können“, sowie die letzten 7 §§ in seiner Erziehung des Menschengeschlechts. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 2, Seite 575.)

Der Tod hat für den Menschen etwas Unheimliches. Das Tote und der Gedanke an das Tote widersteht dem Lebendigen. Wir stehen hierbei dem Dunkel einer uns unbekannten Welt gegenüber. Deshalb hält der Mensch den Tod für etwas Unheimliches, Schlimmes.

Ursprünglich scheint im Menschen nur die Unmöglichkeit, sein Aufhören anzunehmen und der darauf gegründete durchaus nicht heitere Glaube an eine gespensterhafte Fortdauer der Seele. Dem Charakter dieses Glaubens entspricht die Totenklage, und ganz mit Recht bemerkt Feuerbach, daß diese Klage nicht den trauernden Hinterlassenen galt, sondern dem Toten selbst. (Feuerbachs Werke, 1847, Bd. 3, Seite 269. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.)

Natürlich durften nach den Vorstellungen der Menschheit zu der Zeit, da in ihr noch die größten Unterschiede der Bevorzugung herrschten, nur wenige des höchsten Zieles teilhaftig werden können. Nur die Helden mit Narben treten ein in das Himmelreich. Aber es ist natürlich, daß mit der wachsenden Lebendigkeit des Gesamtbewußtseins in der Menschheit auch der Glaube an die Schranken dieser Bevorzugung immer geringer, die Vorstellung von den Schranken selbst immer weiter wurden.

Für die Vorstellung der örtlichen Wanderungen unserer Seelen nach dem Tode ist die Entwicklung der Astronomie von wesentlicher

Bedeutung geworden. Vor Kopernikus wanderten die Seelen von Sphäre zu Sphäre in den Kreisen des Luftreiches hinauf zum himmlischen Empyreum jenseits derselben; nach Kopernikus entwickelte sich der Glaube einer Seelenwanderung von Stern zu Stern. Dantes Divina Comedia ruht auf dem ersten Glauben, Klopstocks Messias auf dem zweiten. Schon Milton in seinem verlorenen Paradies nimmt Rücksicht auf die durch Kopernikus gewonnene neue Weltanschauung. Im 8. Buche läßt er Adam gegen den Engel Raphael seinen Zweifel am ptolemäischen System vorbringen. Er wird beschwichtigt. Der Zweck ist, Adam vom erfolglosen Grübeln über den Himmel auf die ihm verständliche Erde zurückzuweisen. Adam zeigt sich sehr erfreut über diese beruhigende Weisung.

Oft wird auch das Eingehen der Seelen in die Gestalten der irdischen Schöpfungen gedacht: entweder wandern die Seelen der Menschen auch durch Tiere und Pflanzen, oder die Seelenwanderung ist nur eine Wiedergeburt im Menschengeschlechte. Zu dieser Lehre verleitet ihn verständlicherweise das einseitige Nachgeben gegen den unwiderstehlichen Trieb seines Denkens zur Einheit. So lange in der Menschheit philosophiert wird, war dies einer der mächtigsten Triebe des Gedankens. Unser Geist sucht die bleibende Einheit, das eine Wesen in dem bunten Wechsel des mannigfaltigsten Lebens, und im Verfolgen der hierbei sich aufthürmenden Schwierigkeiten hebt er extrem entweder den Gedanken der Einheit auf in der Anerkennung der Vielheit oder er wirft alle Vielheit in den Abgrund des einen Wesens. Alles in der Natur ist hier nur das Atmen eines Lebens, alles die Äußerung einer Weltseele, alles nur ein Tropfen im Meere des Alls, in Tier und Pflanze, in Mensch und Stein, in allem lebte nur das eine Wesen der Welt. Bei einer solchen Auffassung hatte das Übergehen einer Seele in eine andere Gestalt weniger Befremdliches. Allerdings zerreißt diese Vorstellung, wie schon Aristoteles gegen die Platonische Theorie von der Seelenwanderung bemerkt, das organische Band, das wir zwischen der Seele und gerade ihrem Körper vermuthen; wir wissen aber auch wenig von diesem Bande und so können wir es nicht gar zu unbegreiflich finden, daß der Gedanke an die Möglichkeit einer andern Verbindung ebenfalls Anhänger fand.

Philosophen behaupten, daß die Seele unsterblich sei, weil sie einfaches Wesen, und ein solches nie vernichtet werden könne. (Vergl. Sokrates Gespräch, welches er kurz vor seinem Tode mit seinen Schülern über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele hielt. Phädon.) Dieser Beweis paßt natürlich auf die Zeit vor wie nach diesem Leben; unsere Seele muß dann nicht nur immer sein, sie muß auch immer gewesen sein. (Das ist die Präexistenz der Seele, welche schon von Zoroaster behauptet wurde. Auch im Talmud finden wir diese Lehre.)

Es ist wohl mehr als ein Kuriosum, wenn Droßbach in seinem Buche über die Fortdauer der Seele annimmt, es gäbe nur eine bestimmte Anzahl ursprünglich geschaffener Seelenatome. Sie alle müßten erst einmal gelebt haben, ehe die Reihe wieder von vorn anfinge.

Im dritten Artikel heißt es: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen.“ Die christliche Lehre hat alle die einzelnen Lehrstücke, welche uns die Vollendung des Heils aufschließen, mit dem Namen „Lehre von den letzten Dingen“ bezeichnet, aus welcher Lehre das Kapitel „**Die neue Kreatur**“ die größte Bedeutung für unsere Frage hat. Unsere Katechismusstelle nennt im Hauptsatze nur zwei von den letzten Dingen, die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben. Der Erklärungssatz erwähnt dazu noch des jüngsten Tages und deutet eben mit dieser Zeitbestimmung auf eine ganze Reihe von Thatsachen hin, welche sich nach dem Zeugnisse der Schrift am Ende der gegenwärtigen Weltordnung ereignen werden. Wir führen uns diese Thatsachen einzeln vor: Die Belehrung der Schrift über den Tod finden wir 1. Mos. 3, 19: „Du bist Erde und sollst zur Erde werden.“ Hieraus ergiebt sich, daß der Tod als Trennung des Leibes von der Seele schon im Werke der Weltschöpfung von Gott geordnet ist. Pred. Salom. 12, 7: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ Aus vielen andern Aussprüchen noch ersehen wir deutlich, daß der Tod nicht eine gänzliche Vernichtung des Geschöpfes ist, sondern daß er in ein anderes, höheres Dasein führt.

Auch die Tiere sind nach den Lehren der heiligen Schrift nicht frei geblieben von den Folgen der Sünde. Der Acker sogar wird 1. Mos. 3, 17. 18 verflucht um des Menschen willen. Dieser Fluch ist ein Zeugnis dafür, daß auch in die ganze leblose und vernunftlose (?), d. h. niedere Schöpfung der Fluch um des Menschen willen eingedrungen ist. Dazu spricht Paulus Römer 8, 19—21: „Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat auf Hoffnung. Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns, und ängstigt sich noch immerdar.“ In diesen Worten lehrt Paulus ein Herabsinken der Kreatur aus einem ursprünglich vollkommneren Zustande in einen unvollkommneren („die Kreatur ist unterworfen der Eitelkeit ohne ihren Willen“), das eben nach 1. Mos. 3 Grund in der Sünde (des Menschen) hat. Er spricht aber auch weiter von einem Sehnen und Verlangen der Kreatur nach Errettung („das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes, — alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar“); er verkündigt aber endlich auch noch, daß die Kreatur einst in der Vollendung des Heils ihren ihr gebührenden Anteil empfangen wird, wie deutlich aus den Worten hervorgeht: „denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens.“ Die Stunde ihrer Errettung schlägt ihnen aber nach den Andeutungen und Auslassungen der Schrift unter jenen großen Thatsachen, die im

Reiche der vernünftigen, sittlich-freien Geschöpfe eine neue Ordnung herbeiführen. Der Herr selbst stellt die Umwandlung der Kreatur mitten in die letzten Dinge hinein. Matth. 24, 29—31: „Die Sterne werden vom Himmel fallen 2c." Die seufzende Kreatur fängt an in ihren Grundfesten zu erbeben und nie gesehene Veränderungen der Weltkörper kündigen an, daß auch in der ganzen sinnlichen Natur unter Angst und Schmerzen der Geburt ein neues, höheres Leben sich zum Dasein emporringt. (Luk. 21, 33: „Himmel und Erde werden vergehen 2c." 2. Petr. 3, 13 lesen wir auch: „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung 2c.") Geschehen aber wird die Umwandlung der Kreatur durch eine starke Reinigung und Läuterung, welche 2. Petr. als durch Feuer geschehend, dargestellt wird. Man kann die Stelle wörtlich fassen, oder das Feuer ist (wie auch sonst in der Schrift und 1. Korinth. 3, 13) das Bild der durchgreifenden Läuterung und Reinigung. Sicher tritt uns über das einstige Schicksal der Kreatur die Wahrheit entgegen, daß auch die Kreatur in einen vollkommneren Zustand übergehen, und daß sich das Weltall zu einem unzerstörbaren, herrlichen Wohnplatze verklären wird. Dasselbe besagt auch der Ausspruch von Luther: „Der Himmel hat jetzt an sein Werketagskleid, dort aber wird er anziehen sein Sonntagskleid."

Wir sind hier in keinem Dinge vollkommen, ebensowenig sind wir es in unserm Verhältnis zu den Tieren; wir sollen und müssen uns aber auch in diesem Verhältnisse bemühen, immer vollkommener, gerechter und liebevoller gegen die Tiere (und zur Schöpfung überhaupt) zu werden, und auch nach dieser Seite namentlich müssen wir uns befleißigen, „zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens und der milden Güte." Dies werden wir am ehesten mit ermöglichen, wenn wir das Wort des frommen Psalmisten (Ps. 90, 12) recht beherzigen und verstehen: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Wenn wir weiter recht bedenken und gläubig festhalten: „Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib," und wenn wir uns endlich ganz dem Gedanken hingeben, der Offenbar. 21, 4 ausgedrückt ist, wo es heißt: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das erste ist vergangen."

Bo